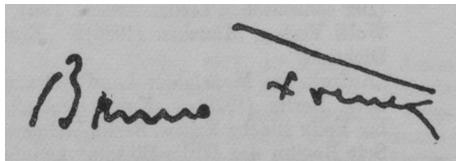


Bruno Frank

Werke

2. Aufsätze



Herausgegeben von Gerd Leibrock
Stuttgart 2016

Hinweise

Zum Inhalt:

- Die vorliegende Sammlung enthält die bekanntgewordenen Aufsätze von Bruno Frank (meist Essays und Rezensionen), die als Beiträge in Zeitschriften oder in Büchern veröffentlicht wurden.
- Die Mehrzahl der Aufsätze sind Rezensionen, Essays über politische, moralische und künstlerische Fragen, einige Redemanuskripte, Gedenkartikel zu Jahrestagen von Freunden und Antworten auf Zeitschriftenumfragen.
- Eine Handvoll knapper Skizzen sowie manche Antworten auf Umfragen lassen Rückschlüsse auf die Biographie eines Autors zu, der nur wenig Autobiographisches hinterlassen hat.

Zur Darstellung:

- Die Aufsätze werden durch eine fettgedruckte Überschrift eingeleitet. Sie besteht aus einem Kurztitel, der Bezeichnung der Sachgruppe (zum Beispiel Rezension) und dem Jahr der Veröffentlichung in Klammern. Es folgt die Angabe der Quelle, in der ein Aufsatz erschien und, falls erforderlich, ein Kommentar.
- Nach einer waagerechten Linie folgt der Aufsatz. Er wird eingeleitet durch etwaige redaktionelle Überschriften und die eigentliche Überschrift des Aufsatzes.

Zu den Verzeichnissen:

- Das allgemeine Inhaltsverzeichnis auf Seite 5 enthält die Kurztitel der Aufsätze in der Reihenfolge des Entstehungsjahrs.
- Das Verzeichnis „Inhalt nach Sachgruppen“ auf Seite 267 enthält eine Übersicht der Aufsätze, geordnet nach Sachgruppen wie Essays, Rezensionen usw.
- Das Register auf Seite 271 enthält ein alphabetisches Verzeichnis der Stichwörter von Personen, Sachen und Orten.

Korrekturmeldungen bitte an:
kontakt@gerd-leibrock-stuttgart.de

Inhalt

Hinweise 3

Inhalt 5

Maria Stona: König Eri. Ein Lied der Liebe, Rezension (1908)
11

Ein Brief aus Paris, Essay (1908) 13

Ernst Schur: Weltstimme, Rezension (1908) 14

Clotilde Brettauer: Was mir die Tage brachten, Rezension
(1908) 15

Schweizerische Frauenlyrik, Rezension (1909) 17

Blätter für die Kunst, Rezension (1910) 24

John Henry Mackay: Gedichte, Rezension (1910) 25

Wilhelm Münch: Seltsame Alltagsmenschen, Rezension (1910)
26

Gustav Falke: Die Auswahl, Rezension (1911) 28

Hermann Beuttenmüller: Neue deutsche Gedichte, Rezension
(1911) 29

Lebenslauf, Autobiographisches (1912) 30

Carl Dallago: Politik, Rezension (1912) 31

Fritz Friedmann: Deutschland, Frankreich und Wilhelm der
Zweite, Rezension (1912) 33

Thomas Mann: Tod in Venedig, Rezension (1913) 36

Frána Šrámek: Flammen, Rezension (1913) 55

Modernität und Bekenntnis (Frank Wedekind), Essay (1914)
58

Will Vesper: Die Liebesmesse und andere Gedichte, Rezension
(1914) 62

Richard Dehmel: Schöne wilde Welt. Neue Gedichte,
Rezension (1914) 68

Franz Werfel: Wir sind. Neue Gedichte, Rezension (1914) 71

Von der Menschenliebe, Rede (1919) 74

Gesinnungszensur, Essay (1919) 89

Emma Bonn: Die Verirrten (Geleitwort), Essay (1919) 92

Kurt Martens: Die Deutsche Literatur unserer Zeit, Rezension
 (1921) 96
 Hintertreppe? Hintertreppe!, Essay (1921) 98
 Sünde an Balzac, Rezension (1922) 100
 Friedrich Hölderlin: Der Gott der Jugend (Nachwort), Essay
 (1923) 101
 Balder Olden: Kilimandscharo, Rezension (1923) 103
 Der schönste Brief, Essay (1923) 104
 Fritz Lang: Die Nibelungen (Film), Rezension (1924) 109
 Rudolf Lothar: Erotische Komödien (Vorwort), Essay (1924)
 111
 Lastpferde, Autobiographisches (1925) 116
 Iwan Turgenjew: Väter und Söhne (Nachwort), Essay (1925)
 117
 Rudyard Kipling: Zehnbändige Werkausgabe, Rezension (1925)
 128
 Die besten Bücher des Jahres 1926, Umfrage (1926) 129
 Klubund, Essay (1926) 130
 Was arbeiten Sie? Gespräch von Klaus Mann mit Bruno Frank,
 Autobiographisches (1926) 134
 Der alte Mann, dem Unrecht geschah, Essay (1926) 139
 Trenck und die Prinzessin, Essay (1926) 140
 Erinnerungen an Tübingen, Autobiographisches (1927) 144
 Manfred Schneider: Wanderfahrten durch Spanien, Rezension
 (1927) 145
 Oskar Maria Graf: Wir sind Gefangene, Rezension (1927) 146
 Die besten Bücher des Jahres 1927, Umfrage (1927) 147
 Ein Brief über die neue Daumier-Ausgabe, Rezension (1927)
 148
 Das Problem der Todesstrafe, Essay (1928) 150
 Wie wir unsere erste Dichtung schrieben, Autobiographisches
 (1928) 151
 Warum werden Ihre Bücher viel gelesen? Autobiographische
 (1928) 152

Zur Physiologie des dichterischen Schaffens,
 Autobiographisches (1928) 154

Heinrich Eduard Jacob: Jacqueline und die Japaner, Rezension
 (1928) 156

Die besten Bücher des Jahres 1928, Umfrage (1928) 158

Gericht und Schicksal, Essay (1929) 158

1929: Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues,
 Rezension 162

Bücher, die ungerecht behandelt wurden, Autobiographisches
 (1929) 164

Die besten Bücher des Jahres 1929, Umfrage (1929) 165

Bücher, die lebendig geblieben sind, Autobiographisches (1929)
 166

Welches war das Lieblingsbuch Ihrer Knabenjahre?
 Autobiographisches (1929) 166

Die Tagespresse als Erlebnis, Autobiographisches (1929) 167

Deutsch-französische Beziehungen, Essay (1929) 167

Glückwunsch zu S. Fischers 70. Geburtstag, Glückwunsch
 (1929) 169

Gegen den Hochschulantisemitismus, Rede (1929) 170

Glückwunsch an Thomas Mann zum Nobelpreis, Glückwunsch
 (1929) 172

Selbstdarstellung, Autobiographisches (1930) 174

Kleine Autobiographie, Autobiographisches (1930) 177

Legen Sie Wert auf gute Ausstattung Ihrer Bücher?
 Autobiographisches (1930) 179

Haben Sie von Ihren Reisen produktive Eindrücke empfangen?
 Autobiographisches (1930) 180

Autofahrt durch Nordafrika, Autobiographisches (1931) 180

Hans Friedrich: Die Verwandlungen des Sing Lo, und Oskar
 Maria Graf: Bolwieser. Roman eines Ehemannes, Rezension
 (1931) 189

Die besten Bücher des Jahres 1931, Umfrage (1931) 192

- Einige Bemerkungen über das Theater von heute, Essay (1932)
193
- Die schönste Situation in meinen Büchern, Autobiographisches
(1932) 199
- München als Arbeitsort und Lebenslandschaft,
Autobiographisches (1932) 200
- Die Gemeinschaft der geistig Schaffenden Deutschlands,
Umfrage (1933) 202
- Thomas Mann: Die Geschichten Jaakobs, Rezension (1933)
202
- Lion Feuchtwanger fünfzig Jahre, Glückwunsch (1934) 206
- Alfred Polgar zum 60. Geburtstag, Essay (1935) 207
- Klaus Mann: Symphonie Pathétique, Rezension (1936) 211
- Zum dritten Jahrestag der Bücherverbrennung, Essay (1936)
213
- Bruno Frank erst 49, Essay (1936) 214
- Kleine Autobiographie, Autobiographisches (1937) 215
- Selbst-Biobibliographie, Autobiographisches (1937) 215
- Selbstdarstellung (Auszug), Autobiographisches (1938) 217
- Duhamel und Goebbels, Essay (1938) 218
- Reinhardt in Hollywood, Essay (1938) 220
- Lüge als Staatsprinzip, Essay (1939) 224
- So etwas darf nicht vorkommen!, Brief (1939) 242
- Eine Berichtigung und eine Antwort, Brief (1940) 244
- Thomas Mann zum 65. Geburtstag, Glückwünsche (1940) 248
- Juden müssen die deutsche Sprache bewahren, Essay (1940)
249
- Ueber den „Aufbau“, Essay (1941) 251
- Telegramm an Präsident Roosevelt (1942) 252
- The Very Friends of the American People, Rede (1942) 254
- Aussprache über die Bewegung „Freies Deutschland“, Essay
(1942) 261
- Stefan Zweig zum Gedächtnis, Nachruf (1942) 263
- Leopold Jessner zum 65. Geburtstag, Glückwunsch (1943) 263

Zum 10. Jahrestag des „Aufbau“, Glückwunsch (1944) 264
Egon Erwin Kisch zum 60. Geburtstag, Glückwunsch (1945)
265
Inhalt nach Sachgruppen 267
Register 271

Maria Stona: König Eri. Ein Lied der Liebe, Rezension (1908)

Quelle: Das literarische Echo, 10. Jahrgang, 1907/1908, Heft 13, 1. April 1908, Spalte 959-960. – Werkverzeichnis: Frank 1908.2.

König Eri. Ein Lied der Liebe. Von Maria Stona. Wien 1907, Verlagsbuchhandlung von Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). 148 S. M. 4,-.

Dieses Lied der Liebe ist ein grundschlechtes Ding, aber in mehr als einer Hinsicht auffallend. Zunächst hat es Marie Stona, die doch längst keine Anfängerin mehr ist, fertiggebracht, auf einhundertachtundvierzig Seiten sich jedes, auch des bescheidensten Gedankens zu enthalten. Sie beschränkt sich darauf, eine einzige, nicht mehr ganz neue Tatsache zu paraphrasieren: zwei Herzen können Liebe fühlen. Sie erfand sich eine besondere Szenerie, um diese Tatsache, losgeschält von allen störenden Lebensbeziehungen, besprechen zu lassen. Sie erfand einen Wald, und in dem Wald eine hohe, dichte Dornenhecke, und hinter der Dornenhecke ein Feenschloß, und in dem Feenschloß die „Fee der grünen Gärten“. Ein König aber, der im Vorübergehen die Stimme der Unsichtbaren gehört hat, sitzt Tag für Tag vor der Dornenhecke. Er liebt die Unsichtbare, und sie liebt ihn, und sie reden miteinander von ihrer Liebe. Sie reden und reden – in aneinandergeflickten, erbarmenswürdig unsicheren, kalten und duftlosen Versen. Und aus diesen Gesprächen besteht das ganze Epos. Es fehlt nicht nur jede äußere Handlung, auch jede psychologische Bewegtheit. Es fehlt, was sonst auch dem Banausen gelingt: das Symbolische, „die tiefere Bedeutung“; aber nicht minder fehlt das Verständnis für den „Effekt“: der einzige akzentuierte Augenblick, der Augenblick,

da sich die beiden endlich zu Gesicht bekommen, verrinnt völlig wirkungslos.

An zweiter Stelle muß auffallen, wie unfähig Marie Stona ist, sich selbst im Tone treu zu bleiben, wie karg ihr poetischer Atem ist. Der Titelkönig Eri freilich spricht eben nur „wie irgendein Mann“, farblos und uncharakteristisch. Anders die Fee der grünen Gärten. Diese Fee hat bald die Allüren eines gewalttätigen Naturwesens:

Dröhnen über den Himmel fuhr
Wie einer Teufelinne Spur,

bald verfällt sie in eine unausstehliche Art spöttischer Geziertheit und gebraucht dabei Worte wie „Kultur“, „Adresse“ oder „Ideal“, oder nennt im anmutigen Geplauder die Liebe „eine süße Illusion“. Sie verrät die Geheimnisse ihrer Kinderstube:

„Ich war noch winzig klein,
Da hab’ ich schon mein Händchen treu gehegt.“

Es sind die selben „Händchen“, die der König so sehr liebt, ohne sie je gesehen zu haben –

„Glühend wollt’ ich an den Mund sie pressen –
Diese süßen Principessen.“

Ich sehe nochmals nach: es steht wirklich „Principessen“ da. – Man darf über solche Abc-Fehler nur deshalb reden, weil sie typisch sind. „Dichterinnen“ und „Dichter“ tun den Vorwurf der Stillosigkeit mit einem Lächeln ab. „Ich wollte eben“, heißt es da vielleicht, „das Schillernde und Proteische einer groß angelegten Frauennatur zur Anschauung bringen.“ In Wirklichkeit hat, wie oben gesagt, einfach der dichterische Atem nicht gereicht. Denn eben wo die Worte fehlen, da stellt ein Sprung ins Ironisch-Moderne zur rechten Zeit sich ein. Man steht *über* den eigenen großen Worten und hat damit den trefflichsten Entschuldigungsgrund verloren: den guten Glauben an sich selbst. Die Blindheit in künstlerischer Beziehung wird deshalb

freilich noch lange nicht eingeübt. Sonst wäre es ja nicht denkbar, daß sich Marie Stona – und hier liegt die *dritte* der auffallenden Tatsachen – einreden könnte, sie sei eine Gestalterin. Sonst hätte sie sich doch gestehen müssen, daß von den beiden liebenden Wesen, über die sie redet, nichts lebendig geworden ist, nicht Hände, noch Augen, noch Stimme. Ja, daß sie nicht einmal imstande ist, eine einzige Dornenhecke anschaulich zu machen, auch wenn sie viele hundert Verse an diese Dornenhecke verschwendet.

Heidelberg, Bruno Frank

Ein Brief aus Paris, Essay (1908)

Quelle: Heilbronner Unterhaltungsblatt. Eine belletristische Beilage zur Neckar-Zeitung, Nummer 1, 2. Januar 1908, Seite 2-3. – Werkverzeichnis: Frank 1908.3.

Statt des Originaltextes geben wir die Textstellen aus dem Essay wieder, die Sascha Kirchner in seiner Bruno Frank-Biographie zitiert.¹

Ein Brief aus Paris

Vor mir ragte der Riesenblock der Oper auf; dort kreuzten die Boulevards. Man hat das aus der französischen Stunde behalten, nicht wahr?

Es führt eine breite Treppe [zur Madeleine] hinauf, und wenn man dann oben steht, sieht man durch eine kurze, belebte Straße auf die Place de la Concorde. Und wenn man sehr guter Laune ist, und vor sich hinspricht: Boulevard des Capucines, – rue Royale, – haha Paris, – dann spürt man plötzlich den Drang,

¹ Sascha Kirchner: Der Bürger als Künstler. Bruno Frank (1887–1945) – Leben und Werk. Düsseldorf 2009, Seite 33. – Das „Heilbronner Unterhaltungsblatt“ konnte nicht über deutsche Bibliotheken beschafft werden.

zu schreien oder mit ausgebreiteten Armen die Treppen hinunterzulaufen und unten auf dem Platz irgend einen Monsieur oder irgend ein Mädels um die Schulter zu nehmen und im Kreis herumzuschwingen.

Auf den großen Boulevards herrscht nachmittags, so zwischen vier und sechs, ein unbeschreibliches Gedränge. Man hat das Gefühl, alle Luxusgefährte der Welt durch die Tore von Paris einströmen zu sehen. Die Autos kommen auch nur im Schritt vorwärts. Die Uebergänge an den Kreuzungen lassen sich minutenlang nicht benützen.

Der steingewordene wahrhaft großartige Ausdruck für diese romanische Empfindungsweise ist der Invalidendom. Du weißt, daß der große Kaiser dort begraben liegt. Ich sage Dir – das ist seltsam schön; und wenn man hundertmal das Raffinement durchblickte!

Ernst Schur: Weltstimme, Rezension (1908)

Quelle: Das literarische Echo, 11. Jahrgang, 1908/1909, Heft 1, 1. Oktober 1908, Spalte 76. – Werkverzeichnis: Frank 1908.4.

Weltstimme. Von Ernst Schur. München 1908, E. W. Bonsels & Co. 81 S. M. 6,- (10,-).

Es bedeutet gewiß, schon äußerlich genommen, eine Art von Kühnheit, als „Weltstimme“ vier Abteilungen von Gedichten zu veröffentlichen, die säuberlich abgeteilt, die vier Jahreszeiten besingen. Man erwartet gerade von so konventionellen Formen einen nicht konventionellen Inhalt, ist aber bei Schur diesmal sehr enttäuscht. Es bleibt eine offene Frage, wie dieser interessante Lyriker nach seiner „steinernen Stadt“, dem Liede von der Weltstadt Berlin, zu einer derartigen Simplitätsspielerei sich hat hinwenden können. Das neue Büchlein enthält eine Anzahl höchst unoriginell gesehener Naturbilder; die Eindringlichkeit seiner Beschreibungen sucht der Dichter da-

durch zu erhöhen, daß er kommentiert. Ein beliebiges Beispiel genügt: das Buch enthält keine bessere und keine schlechtere Zeile.

„Maulwurfshügel auf dem Weg. Schilf am Wasser.“

„Das Schlöbchen zeigt seine alte, braungetönte Fassade. Melancholisch.“

„Schwungvoll – elegant sind die Linien der Fassade, die so still ist.“

Kann man sich, auch was das Formale anbetrifft, die Poeterei noch bequemer machen? Vom ehrwürdigen Aberglauben, der den Dichter nur im Reim und in den abgezählten Silben findet, ist alle Welt längst zurückgekommen, aber hier bei Schur fehlt vollkommen, in einer beinahe psychologisch unfaßbaren Weise, jeder Zusammenhang von Ton und Sinn, jede Wohltat eines inneren Rhythmus; das Stakkato der regellosen Zeilen wird nach ganz kurzer Zeit zu einer wahren Nervenmarter. Es ließe sich freilich diesen endlos aneinandergesetzten Einzelheiten auch dann kaum ein Reiz abgewinnen, wenn sie, in solide Prosa umgekleidet, etwa die toten Partien eines Romans ausfüllten.

Heidelberg, Bruno Frank

Clotilde Brettauer: Was mir die Tage brachten, Rezension (1908)

Quelle: Das literarische Echo, 11. Jahrgang, 1908/1909, Heft 7, 1. Januar 1909, Spalte 527-528. – Werkverzeichnis: Frank 1908.5.

Was mir die Tage brachten. Ein Skizzenbuch. Von Clotilde Brettauer. Berlin 1908, Harmonie Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. 143 S.

In einer fast befremdenden Weise trägt dies kleine Buch den Stempel der Echtheit. Das Selbstverständliche der Darstellung, der völlige Mangel an pretiösen Bedenken, die ein bißchen kritiklose Freude an jeder Art von Erlebnissen erscheinen als Ausflüsse eines mit besonderer Innigkeit gelebten Lebens. Das Thema Altwerden und Vergehen ist wahrhaftig kein neues Thema; man beißt sich ein wenig auf die Lippen bei einer Geschichte wie die von dem buckligen Mädchen, das beim Konzert „Kyrie eleison“ singt und heimlich und brennend den Kapellmeister betrachtet; ohne Zweifel hätten sich sehr viele gescheut, ihre Empfindungen während einer Stadtbahnfahrt so hinzuerzählen, wie es hier geschieht, von den unzähligen Wohnstätten zu reden, die vorüberfliegen, von dem Knäuel unbekannter Schicksale, der von jeder einzelnen umschlossen wird; man wird es zunächst recht lächerlich finden, wenn in einer der Skizzen ein alter Taschenkalender aufgefunden und mit allgemeinen und melancholischen Bemerkungen begrüßt wird, wie sie, dem Inhalt nach, einfach jeder machen kann.

In der Tat bedeutet der Mangel an stofflich ausscheidender Selbstkritik etwas ziemlich Kunstwidriges. Was aber versöhnt und umstimmt, das sind die zart und klug gewählten deutschen Worte, mit denen das alles gegeben ist. Wem jemals die Sprachsitten unserer Tage störend zum Bewußtsein kamen, der wird an fast keinem von diesen anspruchslosen Abschnittchen ganz achtlos vorübergehen. Mag sich manches zunächst auch nur bequem und gefällig lesen, – beim zweiten Male bricht aus den bescheiden hingetzten Wortreihen ein eigentümliches Leuchten; kleine, humorvoll versteckte Köstlichkeiten werden sichtbar; über das Vertraute wird durch die schlichte Besonderheit des Ausdrucks ein Schein des Ungewöhnlichen gebreitet. Die törichte Geschichte von dem alten Kalender ist mit einem Male ein lyrisches Gedicht, bei dem man den Kopf in die Hand stützt und über die Blätter wegsieht. Und wenn uns dreimal vorgehalten wurde, daß es ein trübes Glück sei, als die Mutter

heranwachsender Kinder dazustehen, so wird uns das beim viertenmal vielleicht in einer Wendung nahegebracht, deren wir uns später selbst noch bedienen werden, wenn wir das eigne Leben vor uns aufrollen. Gewiß ist es nicht gerade erfreulich, daß zur Ausfüllung dies Büchleins so ärgerliche Nichtigkeiten hineingestellt sind wie das satirische Gesellschaftsbild in „five o'clock“ oder der „Brunnen“ oder die Geschichte von „Reginald Wimmer“ oder gar der „Tränensee“, aber selbst hier wäre es schwer, nicht zu verzeihen einer einzelnen Wortverbindung zuliebe, die einfach nicht anders dastehen könnte, einem Satz zuliebe, der in einem wohltätigen Rhythmus fällt. Frauen, die Deutsch können, sind eine ziemlich seltene Sache in Deutschland.

Leipzig, Bruno Frank

Schweizerische Frauenlyrik, Rezension (1909)

Quelle: Das literarische Echo, 11. Jahrgang, 1908/1909, Heft 12, 15. März 1909, Spalte 848-851. – Werkverzeichnis: Frank 1909.3.

Schweizerische Frauenlyrik
Von Bruno Frank (Leipzig)

Mein Herz. Gedichte. Von Isabelle Kaiser. Stuttgart und Berlin 1908, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Neue Gedichte. Von Clara Forrer. Zürich 1908, Art. Institut Orell Füßli.

Helldunkel. Gedichte und Bekenntnisse. Von Gertrud Pfaunder. Hrsg. von Karl Henckell. Bern 1908, A. Francke.

Isabelle Kaisers Gedichte repräsentieren den bösen Typus jener Lyrik, die sich schließlich jeder leisten kann. Jeder zum mindesten, dessen Wortschatz ausgedehnt genug ist, ihn die Endwörter finden zu lassen, und dessen Stilgefühl bescheiden

genug, um Verrenkungen und Überflüssigkeiten zu ertragen. Immerhin, man findet bei genauerem Hinsehen in dieser Sammlung „Mein Herz“ noch ganz andere Dinge als schlechte Gedichte. Da ist zum Beispiel der Achtzeiler „Wo“:

Wo sind des Schlosses Zinnen,
Wo einst mein Ahne sann?
Wo ist das weiße Linnen,
Das meine Muhme spann?

Wo sind des Schnees Flocken,
Entführt von Sturm und Wind?
Wo wehn die lichten Locken
Vom jüngst verstorbenen Kind?

Nein, das ist nicht einfach ein schlechtes Gedicht, von dem nichts weiter zu sagen wäre. Das ist ein grundunwahres und deshalb beleidigendes Produkt, ein Schulbeispiel, fast Zeile um Zeile, für den kaltherzigen Dilettantismus, den bedenklichsten von allen, weil er, berechnend, den Schein des Künstlertums um so eher hervorzubringen vermag. Man muß sich nur ein einziges Mal die Mühe nehmen und ein Ding wie diesen Achtzeiler, über das man sonst ziemlich glatt hinwegliest, genauer anschauen. Dann wird es keinem entgehen, aus welcher nüchternen, brottrockener Überlegung all diese großen Worte herkommen: die Zinnen, das Schloß, der Ahne, das Linnen, die Muhme, alles. Ein Schulbeispiel ist es, und keiner kann etwa auf die Vermutung kommen, es habe wirkliche Sehnsucht und nicht die Sehnsucht nach ihrem Reim Isabelle Kaiser dazu gebracht, von einem verstorbenen Kinde zu reden. Und niemand auch kann, nach diesem einen Gedichtchen, mehr hoffen, seine Verfasserin werde irgendwann einmal eine wenn auch bescheidene, so doch aufrichtige künstlerische Leistung vor sich bringen.

Anders steht die Sache bei Clara Forrers „Neuen Gedichten“. Nicht immer ist es mit ihrer Verskunst weit her:

Der Duft von Rosen und Jasmin
Weht um die Stirne mir,
Da fühl ich heiße Sehnsucht ziehn
Mich wiederum zu dir.

Das ist gewiß eine ziemlich holprige Strophe, allein man nimmt dergleichen bei ihr gerne mit in den Kauf, weil auch die glatten Strophen den Eindruck der Echtheit hervorbringen. Es sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, vom Allegro bis zum Finale, allgemeine, wenig originelle Ideen und Empfindungen, die aus dieser „Lebenssymphonie“ heraustönen; überall aber fühlt man ein schlagendes Herz und merkt wenigstens, daß dem Eintauchen der Feder noch andere Erlebnisse vorausgegangen sind, die mit der Entstehung des Gedichtes zusammenhängen.

Mein Sohn

Sieh her mein Knab! Die Wangen dein
Mir schon zur Schulter reichen!
Wie lange noch, dann wirst du mir
An hohem Wuchse gleichen.
Wie lange noch, dann wirst du mich
Jungkräftig überragen,
Und Jugendträume werden dich ins Land der Zukunft
tragen.

Jetzt, wenn des Herzens Kindertraum
Du kommst mir zu vertrauen,
Muß noch dein gläubig Augenpaar
Empor zur Mutter schauen.
Doch bangt mir nicht: dein Lebensbaum
Mag meinen überragen –
Ich weiß, daß unsre Seelen doch
Allzeit zusammen schlagen.

Mein Lieben, dieser volle Strom,
Mög stets dein Wachstum tränken,
Damit du tief ins Erdreich kannst
Des Geistes Wurzeln senken!
Nie werd ich mit beglücktem Stolz
Mein liebes Kind dich nennen,
Als wenn du in der Mutter lernst
Den treusten Freund erkennen.

Es findet sich unter den Naturbildern und Seelenschilderungen, die miteinander abwechseln, manch respektables Gedicht. Man fühlt, daß hier eine ernsthafte und tüchtige Frau sich ausspricht, der es sich nicht übel verlohnt, zuzuhören. Auch dann etwa, wenn sie es unternimmt, Nietzsches Wesen in den Raum zweier Sonette einzufangen, oder wenn sie Conrad Ferdinand Meyers langsames Reifen mit dem Drang und Wühlen einer unterirdisch strömenden Quelle vergleicht.

An des Granitsteins Felsentor
Schlägt einer Welle Rauschen,
Sie drängt empor, sie dringt hinab,
Sie möcht das finstre Wellengrab
Mit Luft und Licht vertauschen.

Ihr hat geträumt von Sonnengold,
Von Herdgetön und Lenzestagen
Ob Jahre kommen, Jahre gehn,
Ihr Traum der Sehnsucht bleibt bestehen,
Sie muß den Stein zerschlagen ...

Es will sicherlich etwas bedeuten, wenn sich der feine Karl Henckell, an dessen Auge die geistigen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte in dichter Nähe vorbeigeglitten sind, mit solcher Überzeugung einer Persönlichkeit annimmt, wie in dem Vorwort zu ihrem Buche „Helldunkel“ der toten Gertrud Pfau der, die nichts geschrieben hat als Briefe und ein paar lyrische Gedichte.

Gertrud Pfaunder, die, 1874 in Basel geboren, eine schlimme, ja qualvolle Kindheit und ärmliche Mädchenjahre verlebte, ließ im Jahre 1896 unter Henckells Assistenz ein Büchlein „Passifloren“ erscheinen und starb zwei Jahre darauf in Davos an einem ererbten Lungenleiden.

In diesem jungen Mädchen verlor die Lyrik unserer Tage ganz ohne Zweifel eines ihrer stärksten Talente. Es steht unter ihren Gedichten – die der Verlag Francke in Bern jetzt vermehrt und unter dem neuen Titel zum zweitenmal herausgibt – auch nicht ein einziges, das man sich gerne wegdenken möchte. Vielleicht gibt es darunter – neben Gebilden vom höchsten klanglichen Reiz – einige wenige Stücke, die den Anforderungen eines Formpedanten nicht zu genügen vermöchten, vielleicht auch das eine oder andere, darin ein streng richtender Geschmack dies Bild und jene Wendung verschmähen könnte, da ist aber keine Zeile, die nicht lebte, die nicht Zeugnis wäre für einen ganzen Menschen und für ein starkes und edles Temperament.

„Gleich beim ersten Blättern“, sagt Karl Henckell in der Einleitung, „witterte ich unverfälschte Dichterluft und spürte jenes seltene Aroma lyrischer Ursprünglichkeit, das dem bloß durchschnittlichen, heute weniger als je bedeutenden Talente, und mag es noch so hübsche und nette Gedichte verfassen, abgeht.“ Von der „Nettigkeit“ freilich ist diese Lyrik durch eine gute Strecke getrennt. Da gibt es, um ein Beispiel herzusetzen, das im höchsten Sinne pathetische Gedicht, genannt „Urteil“, entstanden offenbar nach irgendeinem Vorkommnis im öffentlichen Leben der Schweiz, das der Dichterin verächtlich und beklagenswert erschien.

Vieltönigen Gletscherglühens Pracht,
Verlass'nen Bergsees grüne Nacht ...

In fremder Stadt, im fernen Land,
Wie dacht ich dein, o Vaterland!

Und heut, im engeren Verein,
Vielteures Land, erwähnt man dein.

Doch wie die Rede weiter fließt,
Das Blut mir in die Stirne schießt:

Ihr Täler, schön und wunderbar,
Ihr Firnentempel – ist das wahr?

Betrug, Verrat und Hinterlist
Im Lande, das mir teuer ist?

Mein Volk, du tust mir Schmerz und Schand,
Denn es ist wahr. – O Vaterland!

Der Anlaß wird vollkommen gleichgültig vor der Wahrhaftigkeit des Empfindens und der Kraft des Ausdrucks; man weiß nach einem Stück wie diesem, daß keine Reimerei in seiner Nachbarschaft zu finden sein wird.

Anklänge sind natürlich vorhanden. Eine ironische Klage „Unerträgliches“ mahnt zwingend an den alten Fontane, nicht in den Worten zwar, aber im Ton; zwei Zeilen in „Erwachen“ geben konzentriert, wenn auch mit der Verneinung, ein heinesches Gedicht:

„So wenig Indiens Mandelbaum
„Um Nordlands Haideblume minnt.

Erstaunlich ist das nicht; sie hatte wohl so wenig gelesen, daß das wenige haften mußte. Ergötzlich, wie sie in den beige-fügten Briefen das eine oder andere Mal über Büchersendungen quittiert! „Novalis läßt mich kalt. Alfred de Musset kenne ich aus dem Französischen; ich mag ihn gar nicht. Dehmel! Als ich sein Bild sah, sagte ich: ‚So ne Schwob!‘ Und nun bin ich ganz Feuer und Flamme. Oh, wie schön, schön! Die ‚stille Stadt‘ und der ‚Arbeitsmann‘.“

Recht wohl lassen sich die Briefe mit den Versen zugleich betrachten: dieselbe Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit

hier wie dort, dieselbe Fähigkeit zu großen Entzückungen, dieselbe unbedingt makellose Gesinnung. Und dann, was sich bei Frauen gewiß nicht häufig findet: Objektivität, ein Übersehen der eigenen Person, Selbstironie, ja Ulk mitten im Leiden.

„Nun ist's besser,“ schreibt sie in ihren letzten Monaten einmal. „»Noch vorgestern zwar bog sich etwas über mich und eine eiserne Hand faßte mich unterm rechten Arm in den Rücken. Ich weiß schon, daß es Gehirntäuschungen sind, aber es ist unangenehm.“

Sie schickt ihre Photographie an eine Freundin und fragt: „Habe ich nicht ein bißchen gebrochene Augen? Ich habe noch ein Probestück, darauf scheine ich zur Stunde den Geist aufgeben zu wollen.“

Und daneben wieder ein heiliger Ernst, ein Bewußtsein von Künstlerglück und Künstlertragik, das dem leicht ein spöttisches Lächeln ablocken könnte, der sich nicht die Vollwichtigkeit ihres äußerlich kargen Werkes vor Augen hielte. „Wenn ich die Wahl hätte, jung zu sterben, so wie ich jetzt bin, oder gesund zu werden und den Geisteschwung zu verlieren, der mich beseelt – ich würde tausendmal einen frühen Tod wählen.“ Zweifellos war ihr, da sie von diesem „Geisteschwung“ sprach, vor allem auch die außerordentliche Intensität des sinnlichen Erlebens gegenwärtig, dem sie tiefe Freuden verdanken mußte; so fällt, um eines herauszuheben, ihre Empfänglichkeit für musikalische Eindrücke auf und ihre Fähigkeit, geliebte Tondichtungen in die Sprache menschlicher Worte zu übersetzen, so in „danse macabre“ oder in „Chopin“. Am tiefsten ergreift sie aber doch bei der uneingekleideten Darstellung ihrer reinen und großen Empfindungen; immer sind, genannt oder nicht genannt, See, Berge und Wolkenzüge mit Gestalt und Atmosphäre in ihren Versen.

Das weite Schneefeld taut mit leisem Sang,
Die weiße Fläche löst sich in Kristallen,
Die ersten losen Vogelrufe hallen,
Und sachte Antwort rinnt vom Bergeshang.

Und eine ganze Zauberwelt ersteht
Und ragt mir auf vor der erstaunten Seele,
Ein Geisteshauch von seligen Höhen weht,
Ein neues Lied entringt sich fast der Kehle.

Warum spannst du denn deine Flügel nicht,
In zauberrote Himmel zu entfliegen,
Um mit verklärtem hellem Angesicht
Der ewigen Schönheit dich ans Herz zu schmiegen?

Blätter für die Kunst, Rezension (1910)

Quelle: Das literarische Echo, 12. Jahrgang, 1909/1910, Heft 14, 15. April 1910, Spalte 1046-1047. – Werkverzeichnis: Frank 1910.4.

Blätter für die Kunst. Eine Auslese aus den Jahren 1904–1909. Berlin, Georg Bondi. 176 S. M. 3,- (4,50).

So gewiß dem Namen Stefan Georges Ehrfurcht gebührt, so gewiß sind seine Nachahmer kaum ein Lächeln wert. George hat das seelische Gebiet, das die Lyrik umfaßte, außerordentlich erweitert; alle Mittel zu erheben und zu rühren stehen ihm zu Gebot. Man darf überzeugt sein, daß die Geschichte der Literatur seinen Namen mit den Namen von Hölderlin, von Mörike und Konrad Ferdinand Meyer auf die goldene Tafel schreiben wird, denn die Geschichte wird sich nicht täuschen lassen durch schwer lesbaren Druck, durch unangenehmes Buchformat und all die Mittel, durch die George versucht, seine Herrlichkeiten dem „Volke“ vorzuenthalten. Man wird in jeder Zeit einsehen, wohin Gedichte zu stellen sind wie „Der

Täter“ oder „Urlandschaft“ oder „Die Maximin-Hymnen“, an die Seite nämlich der rührendsten und gewaltigsten Dichtungen, mit denen uns frühere Lyriker beschenkt haben.

In der neuen Auswahl stehen von George eine Anzahl shakespeareischer Sonette in sehr interessanter deutscher Um-dichtung, ein ergreifendes Stück Prosa: Vorrede zu Maximin, und eine reimlose Dichtung von großer Pracht: Goethes letzte Nacht in Italien.

Was der Band sonst enthält, sind ärgerliche Nichtigkeiten; gespreiztes Gerede, dilettantische Versuche von Leuten, die Dunkelheit für Tiefe halten und mit wenig Glück um jeden Preis das – Anderssein erstreben. Es handelt sich um acht, neun oder ein Dutzend Namen, aber keiner ist würdig, und sei es mit noch so nachdrücklicher Betonung der Distanz, mit Georges Namen in einem Atemzuge genannt zu werden. Keiner – und man muß schon den Mut aufbringen, das zu sagen, obgleich verdächtigerweise im Buche selbst ein kleiner, schlecht stili-sierter Aufsatz „Gefolgschaft und Jüngertum“ darüber klagt, daß, sobald ein Führer anerkannt sei, man damit beginne, um wenigstens „seine gefolgschaft mit gehässigen namen zu bele-gen“.

Freiburg i. B., Bruno Frank

John Henry Mackay: Gedichte, Rezension (1910)

Quelle: Das literarische Echo, 12. Jahrgang, 1909/1910, Heft 21/22, 1. August 1910, Spalte 1605. – Werkverzeichnis: Frank 1910.5.

Gedichte. Von John Henry Mackay. Treptow bei Berlin 1909, Bernhard Zacks Verlag: 307 S. M. 5,-.

Was von der Lektüre dieses starken Bandes zurückbleibt, ist hohe Achtung vor der poetischen Disziplin des Autors, aber nicht mehr. Eine Art von moralischer Genugtuung angesichts

dieser hundert und aber hundert Verse, in denen kein rhythmischer Mangel, kein schlechter Reim stehen geblieben ist, aber nicht mehr, nicht mehr. Unbegreiflich fast, wie vor zehn oder fünfzehn Jahren Mackays anarchistische Lieder ihre große Wirkung ausüben konnten – es muß am kühnen und neuartigen Stoff gelegen haben. Hier aber, in diesen gesammelten Gedichten, aus denen sorgfältig alles Tendenziöse ferngehalten worden ist, in denen sich Mackay, ganz „Mensch“ ganz „Lyriker“, mit dem eigenen Ich, mit den Seinen und schließlich mit den Dingen über uns auseinandersetzt, hier erscheint er weder neu mehr noch kühn. Nicht als ob es sich da um einen eng begrenzten Geist handelte, um einen, vor allem, des Denkens unfähigen Kopf; davon ist nicht die Rede. Er mag in seinem Leben so viel gedacht haben als Eichendorff und Mörike zusammengekommen. Nicht auch, als ob man besonderen Grund hätte, den hier ausgebreiteten Empfindungen zu mißtrauen. Aber alles Mitreißende fehlt. Auf diesen dreihundert Seiten, dreihundert vortrefflich gereimten Seiten findet sich nicht Eine Wendung, nicht Ein Wort, bei dem man, gerührt oder gepackt, das Buch müßte sinken lassen „. Ich habe nicht alles angesehen, doch fünfzig, sechzig Gedichte erlauben einen sichern Schluß, am meisten, wo es sich um eine Auslese handelt. Nein, nicht Achtung allein habe ich empfunden, sondern auch Bedauern, vor allem Bedauern. Denn es ist wirklich sehr schade um so viel Ernst und Gewissenhaftigkeit.

Freiburg i. B., Bruno Frank

Wilhelm Münch: Seltsame Alltagsmenschen, Rezension (1910)

Quelle: Das literarische Echo, 13. Jahrgang, 1910/1911, Heft 1, 1. Oktober 1910, Spalte 68-69. – Werkverzeichnis: Frank 1910.6.

Seltsame Alltagsmenschen. Von Wilhelm Münch. München 1910, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 249 S. M. 3.50.

Nach des Verfassers eigener ausdrücklicher Meinung erfordern harmlose Erzählungen, wie er sie in diesem Bande vereinigt hat, nicht mehr als „ein gewisses Maß von Lebenserfahrung und Belesenheit“. Immerhin aber zeigt ihn sein Buch im Besitze noch anderer schätzbarer Vorzüge: eines warmen und gütigen Herzens nämlich und, artistisch, eines angenehm sicheren Sprachgeschmacks. Das ist natürlich nicht genug, um einen Autor interessant zu machen, wohl aber um ruhige Sympathien für ihn zu erwecken.

Alle sieben Stücke der Sammlung scheinen Erlebnisreferate vorzustellen; bei mehreren von ihnen wird die Vermutung zur Gewißheit. Eine Geschichte etwa wie „Die Postkarte“ ist, was ihre Handlung anbetrifft, denn doch gar zu dürftig, als daß man sie für das Phantasieprodukt eines so einsichtigen Mannes halten könnte, in anderen („Der Flötist“) sind die Begebenheiten nicht ganz so trivial, aber dafür mit einer Willkürlichkeit komponiert, „die nur das Leben selbst“, kein ordnender Autor zustande bringt. Doch, wie angedeutet, der Erzähler Münch hat ein gewisses Recht dazu, die Leuten seiner Bekanntschaft – gelehrte Herren, Studenten, kleine Beamten, Handwerker – in den Schmerzen und bescheidenen Erhebungen vorzuführen, in denen er sie selber sah. Seine feinen, ohne Aufdringlichkeit didaktischen Bemerkungen über Charakter und Schicksale regen an, indem sie unterhalten, und die rhythmischen Perioden des im guten Sinne latinisierenden Stiles klingen wohltuend im Ohre nach.

Stuttgart, Bruno Frank

Gustav Falke: Die Auswahl, Rezension (1911)

Quelle: Das literarische Echo, 13. Jahrgang, 1910/1911, Heft 9, 1. Februar 1911, Spalte 682. – Werkverzeichnis: Frank 1911.3.

Die Auswahl. Gedichte von Gustav Falke. Hamburg 1910, Alfred Janssen. 213 S. M. 5,-.

Diese Auswahl gibt ein Bild des ganzen Lyrikers Falke, und zwar ein so vortreffliches, daß sich, wie nun einmal die Dinge bei uns liegen, fortan wohl alle Welt an diesen Sammelband halten und vollends kein Mensch die einzelnen Bände von „Mynheer der Tod“ bis zur „Frohen Fracht“ mehr lesen wird. Man ist, da die Namen der beiden Dichter schon fast gewohnheitsmäßig zusammen genannt werden, versucht, einen Vergleich anzustellen mit der vor wenigen Jahren erschienenen Auswahl der Gedichte Detlevs von Liliencron, und man kommt, nicht ohne Erstaunen vielleicht, zu dem Ergebnis, daß Falkes Buch um ein Beträchtliches schwerer wiegt. Zugegeben freilich: die eigentlichen, die höchsten Höhen liliencronscher Dichtung werden nur an seltenen Stellen erreicht – obgleich „Die Danaide“ und der „Nachruf an Stavenhagen“ auch unter Mörikes Kindern keine schlechte Figur machen würden – aber dafür fehlt alles ärgerliche Füllsel. Die Sammlung ist auch sehr geeignet, gewissen Irrtümern den Garaus zu machen: alle diejenigen, die bis heute gewohnt waren, Falke als einen „lieben, sanften Hauspoeten“ anzusprechen, dessen Gebiet eben bis zu den Wänden des ehelichen Schlafgemachs und der Kinderstube reiche, werden ihre Meinung revidieren müssen. Nicht viel weniger nämlich als die ganze Distanz menschlichen Empfindens liegt zwischen Schöpfungen wie „Märchen“, „Die feinen Ohren“ oder „Fromm“ auf der einen Seite und „Wir zwei“, „Geld, wenn ich hätte“, „Der Rittmeister“ auf der andern. Die poetische Diktion Falkes, obgleich sein Stil etwas überaus Charakteristisches behält, ist von großer Wandelbarkeit; er findet die rechte für einen Kindersingsang, für ein Liebeslied, für ein

Murmeln des Grauens („Unheimliche Stunde“). Dabei haben seine Verse allenthalben die scheinbar mühelose Selbstverständlichkeit, die, wo immer sie sich findet, für harte Selbstzucht und leidenden Ernst rühmliches Zeugnis ablegt.

Der Verlag hat die Sammlung sehr schön drucken lassen; leider hat er ihr aber einen höchst befremdlichen Bilderschmuck mit auf den Weg gegeben.

Stuttgart, Bruno Frank

Hermann Beuttenmüller: Neue deutsche Gedichte, Rezension (1911)

Quelle: Das literarische Echo, 13. Jahrgang, 1910/1911, Heft 11, 1. März 1911, Spalte 833. – Werkverzeichnis: Frank 1911.4.

Neue deutsche Gedichte. Zum Besten der Richard Wagner Stipendien-Stiftung. Hrsg. von Hermann Beuttenmüller. Leipzig 1908, Im Xenien-Verlag.

Man muß es bedauern, das; ein ernsthaftes, gemeinnütziges Unternehmen wie die Wagnerstiftung sich durch derartige Publikationen schädigen läßt. Diese „neuen deutschen Gedichte“ sehen aufs Haar aus wie eine Karikatur aller unnötigen Anthologien. Von den wirklichen Dichtern, die man hereingezogen, stehen lauter unwesentliche Stücke da; George, Hofmannsthal und zwanzig andere sind ganz und gar durch Hermann Standarte oder Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem ersetzt. „Neu“ ist ziemlich Vieles in der Sammlung, charakteristisch „deutsch“ so gut wie nichts. Damit dem Wort aber Genüge geschehe, hat der Herausgeber das Gedicht „Wuotans Enkel“ von Ludwig Thoma aufgenommen, ein sehr witziges und sehr boshafte Ding, das einmal im Simplizissimus gestanden hat.

Die Brust ist weit, der Arm ist stark,
Die Knochen füllt das deutsche Mark;
Ein welscher Hund ist, wer sich putzt,
Wer Haar und Bart sich zierlich stutzt,
Wer sich mit Redensarten spreizt
Und sich meist in die Finger schneizt.
Das Geckentum ist mir ein Greul.
Heul! usw.

Wie in allen Berufen, so werden auch beim Herausgehen von Anthologien heute größere Anforderungen gestellt. Es genügt eben einfach nicht mehr von den Gedichten nur die Titel zu lesen.

Freiburg i. B., Bruno Frank

Lebenslauf, Autobiographisches (1912)

Quelle: Bruno Frank: Gustav Pfizers Dichtungen. [Dissertation.] Tübingen : Wilhelm Kloeres, 1912, Seite 144. – Werkverzeichnis: Frank 1912.3.

Lebenslauf

Ich, Bruno Frank, am 13. Juni 1887 in Stuttgart geboren, besuchte nach Absolvierung zweier Vorschulklassen bis Ostern 1902 das Stuttgarter Karlsgymnasium und trat dann in das Deutsche Landerziehungsheim Haubinda (Thüringen) über. Von dieser nach dem Lehrplan der preussischen Oberrealschulen geleiteten Anstalt aus bestand ich im gleichen Jahr vor der Meiningischen Prüfungskommission das Einjährig-Freiwilligen-Examen. Anfang 1904 kehrte ich nach Stuttgart zurück und ergänzte dank einem unvergleichlichen Lehrer, dem Herrn Oberpräzeptor von Fischer-Weikersthal, die entstandenen Lücken in meiner humanistischen Ausbildung rasch

genug, um an Ostern des gleichen Jahres in die 8. Klasse des Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums einzutreten und im Sommer 1905 dort das Abiturium zu bestehen. Ich studierte dann an den Universitäten Tübingen, München, Strassburg, Heidelberg, Leipzig, Freiburg und wieder Tübingen, zunächst bei der juristischen Fakultät eingeschrieben, doch ohne die philosophischen und schönwissenschaftlichen Studien jemals ganz zu vernachlässigen. Mein Aufenthalt an den Universitäten wurde durch eine Anzahl kleinerer und grösserer Reisen unterbrochen. Auch habe ich im Lauf der letzten Jahre einige Schriften erscheinen lassen: 1905: „Aus der goldnen Schale“, Gedichte; 1906: „Im dunkeln Zimmer“, Novelle; 1907: „Gedichte“; 1909: „Die Nachtwache“, Roman; 1911: „Flüchtlinge“, Novellen. – Das Entstehen der vorliegenden Arbeit über Gustav Pfizers Dichtungen ist von Herrn Professor Dr. von Fischer in Tübingen gütig gefördert worden, wofür ich mir erlaube, meinen herzlichen Dank auszudrücken.

Carl Dallago: Politik, Rezension (1912)

Quelle: Der Brenner, 3. Jahrgang, Heft 5, 1. Dezember 1912, Seite 228-229. – Rezension von Carl Dallago: Politik. In: Der Brenner, 3. Jahrgang, Heft 4, 15. November 1912, Seite 172-186. – Werkverzeichnis: Frank 1912.5.

Nochmals „Politik“

Hof Neukastel i. d. Pfalz, 19. Nov. 1912.

Verehrter Herr von Ficker!

Ich las im „Brenner“, mit der ernstesten Aufmerksamkeit, die mir durch jedes Hervortreten von Carl Dallago abgefordert wird, seinen „Politik“ überschriebenen Aufsatz. Erlauben Sie mir, Ihnen zu gestehen, daß ich diesen Aufsatz beklage. Wohl hat der Urheber, der nach allem, was ich von seinem Wesen spüre, rein sein muß wie Eis, mit den Artikelschreibern nichts

gemein, die seit Wochen über die Welt hin Fanfare blasen. Aber die Wirkung seiner Worte fällt gleichwohl mit der zusammen, die jene ausüben: die Trauer über den Krieg, die Wut über das Möglichbleiben des Krieges werden abgestumpft. Und das soll nicht sein.

Meine Einseitigkeit muß ich zugeben. Niemals im Leben habe ich eine Ethik ganz ernst nehmen können, die ein anderes Ziel vorwies als dies: Verminderung der Leiden. Mochte sie mit Größe kodifiziert sein, sie schien mir absurd, außerhalb jeder mir möglichen Erwägung. Ich will Carl Dallago eindringlich fragen, ob er jemals schon durch ein Seuchenspital gegangen ist, und ob er jemals einer Amputation zugesehen hat, bei der es nicht möglich war, den Patienten völlig zu betäuben. Diese Fragen gehören unbedingt zur Sache. Dallagos Empfinden vor den Mittelchen dessen, was er „Politik“ nennt, begreife ich, und auch – mit allen Nerven! – seinen Ekel vor der Phrase. Aber wie in aller Welt sollen derartige Geschmacksurteile aufgenommen gegen den Umstand, daß irgendwo in einem lehmigen Graben ein Soldat, auch nur ein einziger Soldat, unaufgefunden liegt, dem, während er zugleich Durst und Frost leidet, sein durchschossener Unterleib oder der Stumpf seines abgerissenen Beines brandig zerfällt?

„Eine Friedensbewegung“, sagt der Aufsatz „würde ihren Namen erst verdienen, wenn sich jeder Teilnehmer entschlösse, allen Vorteil und alle Gewalt von sich zu werfen.“ Solche Forderungen führen durchaus nicht auf den rechten Weg. Nein, nein, vielmehr wollen wir Jedem danken, der sich, so oder so, gegen den Krieg einsetzt, sei er Journalist irgend welcher Sorte; sei er ein Phraseur, arbeite er für seine Tasche, wie er nur mag! Phrasen wirken und Eigennutz stachelt vielleicht zu wirksameren Phrasen. So entsteht – ich wende die Phrase an – eine öffentliche Meinung, die auf das öffentliche Geschehen nicht ohne Einfluß bleiben kann. Denn wenn Dallago meint, das Streben nach dem Weltfrieden sei aussichtslos, so antworte ich,

daß die Narrentürme, daß die Folter abschaffen zu wollen, vor noch gar nicht langer Zeit auch aussichtslos war. Und wenn er von den ernsten, der Menschennatur entspringenden Ursachen der Kriege spricht, so antworte ich, daß vordem aus ernsten, der Menschennatur entspringenden Ursachen Frauen und Kinder auf Altären geopfert wurden.

In einer Angelegenheit, bei der es um Tausende von Menschen geht, die auf dem Felde verrecken wie das Vieh, um fortgebrannte Dörfer, um ein Chaos von aufquellendem Eiter und aufquellender Bestialität, dürfte nicht erwähnt werden, daß „auch noch in neuerer Zeit Kriegshelden für den Dichter immer etwas Anziehendes haben.“ Dürfte nicht die Rede sein von „Goethes Bewunderung für Napoleon“, nicht von Shakespeare, der ohne den Krieg „jedenfalls nicht voll ausgewachsen“ wäre, nicht von „Renaissance-Menschen“, nicht von Walt Whitman. Eine künstlerische Einwertung des Herrn Bahr hat hier auch keine Stelle. Jedes Mittel, jeder Helfer ist recht, um Elend zu verhüten, und kein Gedankenheldentum – ich gebrauche Carl Dallago gegenüber das Wort ohne einen Schatten von Ironie – sollte es verschmähen, sich durch Erbarmen korrigieren zu lassen.

Ihr

Bruno Frank.

Fritz Friedmann: Deutschland, Frankreich und Wilhelm der Zweite, Rezension (1912)

Quelle: März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur, 6. Jahrgang, Heft 51, 28. Dezember 1912, Seite 525-526. – Rezension von Fritz Friedmann: Deutschland, Frankreich und Wilhelm der Zweite. Eine Völkerstudie von Fritz Friedmann. Verlag von Pulvermacher & Cie., Berlin. – Werkverzeichnis: Frank 1912.6.

Deutschland, Frankreich und Wilhelm der Zweite

Fritz Friedmann, der berühmte forensische Redner, von dem die Berliner Kenner der achtziger und neunziger Jahre noch heute mit begeistertem Kopfschütteln sprechen, hat dieser Tage eine Broschüre über die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich herausgegeben, ein ganz vorzügliches, kleines Werk, sehr geeignet die noch immer gährende Kluft mit gangbaren Stegen überbrücken zu helfen. Friedmann hat nach sonderbaren Schicksalen, an die sich viele erinnern werden, im Jahre 1895 seinen Wohnsitz in Paris genommen, er hat seither – wie vordem – die Augen offen gehalten, und die Charakteristik gallischen Wesens, die seine Schrift zum größten Teile füllt, gehört zum Klügsten, Prägnantesten und Glaubwürdigsten, was mir wenigstens über den Gegenstand vor Augen gekommen ist. Zudem ist, was er vorbringt, höchst amüsant, so daß eine Empfehlung sich nicht auf den Nutzen allein zu beziehen braucht, der dem deutschen Leser aus der Lektüre fließen kann. Es ist gar kein kleines Kunststück, bei so gedrängter Kürze sich so fesselnd vom Schablonisieren frei zu halten, und sein Porträt dieser zugleich nüchternen und rauschfähigen, dieser zäh sparsamen und zugleich ungeheuer opferwilligen, dieser eitel begrenzten und wiederum weltweiten Volksindividualität scheint mir wirklich geeignet, die bei uns übliche Vorstellung vom tänzerischen Amüsierfranzosen vollends zu verdrängen, und wenn nicht Liebe so doch Respekt zu pflanzen.

Was dann im zweiten Teil der Schrift von der französischen Meinung über Deutschland und den Deutschen beigebracht ist, wird manchem nicht weiter erfreulich sein, aber es stimmt und ist übrigens auch nicht ganz neu. Der Deutsche hat ein stauenswertes Talent, sich draußen mißliebig zu machen, und seinem aus Überheblichkeit und Mangel an Stolz oft peinlich gemischten Wesen ist es zuzuschreiben, wenn man in Paris ein Land, dessen Grenze fünf Schnellzugsstunden entfernt ist, mit

Augen betrachtet wie die innere Mongolei. Es fehlt dem Deutschen die einnehmende Geste, überhaupt: die Geste.

Nicht fehlt sie dem, der Deutschland repräsentiert. Dr. Friedmann meint nun, die äußere Politik Wilhelms II. dem Ausland gegenüber und ganz besonders Frankreich gegenüber sei ausgezeichnet gewesen, und darum liebe man dort den Kaiser, und darum liege es in seiner Hand, durch einen genialen Streich, eine Reise nach Paris etwa, die Gegensätze vollends auszugleichen. Nun, ob die nach Frankreich gewendete Politik des Reiches, deren nicht unwesentliche Episode Agadir heißt, in den letzten Jahren so außerordentlich glänzend war, werde nicht entschieden. Gewiß ist, daß das persönliche Wesen des Kaisers dem französischen Geschmack entsprechen muß, und wer weiß, wie sich dies Volkstemperament hinreißen läßt, wenn der rechte kommt, der mag sich wirklich fragen, ob er Friedmann nicht beistimmen solle. Man bedenke doch nur, daß all die üblen Blätter, die heute jede zweite Nummer mit einem gegen Osten gerichteten Heizartikel einleiten, daß sie umfallen würden und zarteste Chamade blasen, sobald erst die Stimmung des Volkes sich mit Entschiedenheit gewandelt hätte. Denn die französische Presse, die elendeste vielleicht, aber sicherlich die am meisten geliebte in der Welt, will ja, ein paar Ausnahmen abgerechnet, gar nichts anderes, als dem Bürger schmeichlerisch vordenken, was er ohnehin denken würde. Die Vorstellung, Wilhelm II. könnte in Paris Besuch machen und dadurch eine dauernde Wirkung üben, mutet zuerst ein wenig naiv an, aber man darf nicht vergessen, daß auch die Leute von Paris naiv sind und daß die paar Hunderttausende, die bei der Gelegenheit wahrscheinlich auf den Boulevards jubeln würden, für Frankreich wirklich eine entscheidende Instanz sein könnten.

Immerhin, Friedmanns Idee und Sehnsucht wird vielen Deutschen ein wenig zu farbig sein. Dies Regiment, das über uns ist, werden manche sagen, war, weiß der Himmel, bisher

schon farbig genug. Aber ob wir uns nicht allzusehr an den Gedanken gewöhnt haben, Politik müsse, um ernst genommen zu werden, etwas zum Gähnen Langweiliges und Unpersönliches sein? Einerlei, es ist nützlich und bemerkenswert, wenn starke Köpfe die pazisistischen Verdienste des Kaisers in Erinnerung bringen. Und von der diskutabeln Schlußforderung abgesehen, bringt Friedmanns kleine Schrift soviel an gutem Willen, Geist und Einsicht, daß ihr Popularität zu wünschen ist.

Dr. Bruno Frank

Thomas Mann: Tod in Venedig, Rezension (1913)

Quelle: Die neue Rundschau, 34. Jahrgang, Heft 5, Mai 1913, Seite 656-669. – Werkverzeichnis: Frank 1913.2.

Thomas Mann

Eine Betrachtung nach dem „Tod in Venedig“
von Bruno Frank

Daß ein Wille zum Gesetz und zur Haltung, wie er deutlich und deutlicher an Thomas Manns Schaffen heraustritt, nichts in der Kunst primär Wirksames ist, versteht sich. Nicht solch ein Wille bildet den Antrieb zur Betätigung eines Talents, das Talent ist sich selber Antrieb. Aber wie es sich gestaltet, wie es seine Liebe zum Ausdruck, seine erzählerischen Möglichkeiten steigert, wie es sich verwöhnt und ungenügsam macht, so entsteht ihm eine innere Disziplin, eine sittliche Ökonomie, die es (da ihr bedeutende Resultate entfließen) geneigt sein wird, zu allgemeiner und normativer Bedeutung zu erhöhen. Für den besten, für einen guten Leser müßte die moralische Intransigenz, die nun im „Tod in Venedig“ so eingeständlich sich kundtut, aus der Lektüre eines beliebigen Thomas Mannschen Satzes hervorgehen. Denn die äußerste Nervigkeit und Ge-spanntheit des Vortrags, die bei ihm nirgendwo fehlt, diese mitunter fast schmerzende Beseeltheit bis hinein in die letzte

Partikel läßt unmöglich verkennen, daß hier an jedem Ort mit dem ganzen psychischen Vermögen gearbeitet worden ist, und das unersättliche Sichaufopfern, das in solcher Weise deutlich wird, kann sich mit bequemer Duldung, mit skeptischer Gleichgültigkeit nicht wohl vertragen. Sehr wohl mit menschlicher Hingabe, sehr wohl mit Güte. Denn dies ist hier das Erstaunende und das eigentlich Wertvolle, daß soviel männliche Entschiedenheit, soviel Richtertum einer nicht weniger milden, nicht weniger christlichen Gemütsart abgerungen werden, als sie auch der besaß, der noch in der langen geistigen Nacht vor seinem Tode sanft und liebevoll war wie ein gutgeratenes Kind, und den sein innerstes Wesen, instinktmäßig sich aufrichtend, die letzten Briefe mit dem Namen des „Gekreuzigten“ unterschreiben ließ.

Vor einer allzuweit ins Persönliche vergleitenden Ausdeutung des neuen Werkes hat man sich wahrscheinlich zu hüten. Der Verlockungen dazu sind viele, denn hier gestaltet ein Literat eine Existenz der literarischen Sphäre, dem sein empfindliches Gewissen nicht erlaubte, die eigene Kunst für die Maske einer fremden und also die vollkommene Bewegungssicherheit für den Gegenwert einer halben und schiefen Diskretion hinzugeben. Dennoch, man hüte sich und erinnere sich daran, daß in einer Dichtung alles und gar nichts persönlich zu nehmen sei. Einzig gewisse Aussagen über die geistige Struktur dieses Aschenbach, über seine Arbeitsweise, sein tägliches Verhältnis zur Kunst, sind so offenbar bekennendhaft, daß sie als Bekenntnisse auch angehört werden sollen. Jene Stelle etwa, die den Irrtum erwähnt, der eine gewisse untadelhafte Epik für das Ergebnis gedrungener Kraft und eines langen Atems halte, während die gepriesenen Schöpfungen vielmehr „in kleinen Tagewerken aus aberhundert Einzelinspirationen zur Größe emporgeschichtet“ worden seien. Die, wissend und respektvoll, von der Zähigkeit spricht, mit der ein Künstler „jahrelang unter der Spannung eines und desselben Werkes auszuhalten“ sich nöti-

ge. Hierauf ist zu verweilen, denn dies Eingeständnis leitet geraden Weges auf die besondere Wirkung und Stellung hin, die der Erzähler Thomas Mann heute, und nicht bloß heute, beansprucht. Es wäre nämlich, existierte nicht in nunmehr fünf erzählenden Dichtungen ein Beispiel, schwer vorstellbar, daß Werke geschaffen werden könnten, die den strengen Anforderungen des Epischen Genüge tun und die gleichwohl an jedem Punkte von lyrischer Eingebung empfangen worden sind. So aber erklärt es sich allein, daß dieser Prosa, obgleich sie der „Handlung“ doch selten mehr gibt als ein Pflichtteil, alle epische Langeweile so völlig fremd bleibt. Es heißt den alten, großen Erzählern, den Tieck, Keller, Fontane, es heißt dem Erzähler Goethe selbst keineswegs unrecht tun, und es heißt, natürlich, auch kein abwägendes Urteil fällen, wenn man in ihrer aller Werk Flächen zu finden meint, unter denen das Herz der Darstellung matter schlägt. Und auch Modernität an und für sich scheint, aller verwandelten Technik und allen nervöseren Bedürfnissen zum Trotz, darin nichts zu ändern. Die besondere Art von Thomas Manns Talent jedoch, die besondere, die lyrische Art seines Empfangens schließt das Ermatten, schließt das Weitererzählen um der Erzählung willen notwendig aus. Dem Satze, der Satzgruppe gibt sie so einen unvergleichlichen Impetus; doch eben weil die Wellentäler fehlen, wird man auch von einem „hinreißenden Fluß der Erzählung“ im überkommenen Sinn nicht sprechen können. Das Einzelne nur ist hinreißend – aber alles Einzelne. Jede Wendung klingt durchaus so, als wäre sie die wichtigste, die entscheidende. „Weiß man es denn zuvor,“ hat er selbst einmal gefragt, „ob ein Satz, ein Satzteil, nicht vielleicht berufen ist, wiederzukehren, als Motiv, Klammer, Symbol, Zitat, Beziehung zu dienen? „.. So wird jede Stelle zur „Stelle“.

Er hat mit kurzen Novellen begonnen, der Gattung also, bei der die Konzeption noch am meisten der lyrischen Konzeption sich nähert. Er scheint sich dann nur zögernd zu umfassenderen

Gebilden gewandt zu haben; wenigstens ist den kurzen Kapiteln zu Anfang der „Buddenbrooks“ noch viel von novellenhafter Geschlossenheit eigen (was mit dem naiv Gegenständlichen ihrer Stoffwelt schön übereinstimmt). Er ließ die meisterlichen Verkleidungen des „Tristan“ folgen, die ganz novellenhaft gefühlte „Fiorenza“, und nun, nach dem zweiten Roman, durch dessen Vorzüge und Grenzen das Gesagte am Überzeugendsten illustriert wird, diesen „Tod in Venedig“, der ein vollkommenes Wunder geworden ist, – wieder aus anderen Gründen als die vollkommenen Werke „geborener Erzähler“. Denn die Empfängnis im Rausch, die lyrische, ja hymnische Empfängnis auch des Ganzen kann sich hier nicht verleugnen, und was den Aufnehmenden mit so inbrünstiger Freude erfüllt, ist eine gleichmäßige Glut, die dem hymnischen Feuerkern entströmt. So bleibt auch nach einiger Zeit nicht mehr das Empfinden von dieser oder jener Schönheit, sondern alles sinkt in den glühenden Mittelpunkt zurück; der erste Schaffensmoment wiederholt sich im genießenden Organismus; das in die Erscheinungswelt des Epischen auseinandergezogene Gebilde wird wieder, was es zuerst war: ein „stehendes Jetzt“.

Ohne Mühe aber wird deutlich, daß Thomas Manns Vortrag mit dem, was sonst beim Erzähler als sichere Sprache und schöner Stil gerühmt wird, wenig zu tun haben kann. Es steht bei ihm nicht so, daß er das Wort in einem hohen Grade beherrschte, bewältigte, sondern das Wort droht ihn zu überwältigen, es überkommt ihn mit süßer Übermacht. Er ist nicht der Epiker, dem, dank einem erfreulichen Zusammentreffen, die Sprache besonders glänzende Mittel des Erzählens an die Hand gäbe: die spezifische Art seiner sprachlichen Inspiriertheit, einer ganz dichterischen, ganz rauschmäßigen Inspiriertheit, weist ihn nur gerade auf Prosa, und Prosadichtung hat eben Erzählung zum Inhalt. Selbstbeherrschung also und Zähigkeit, die hier ein Künstler am eigenen Wesen rühmlich findet, äußern sich kaum in einem Suchen und Tasten, – darin vielmehr, daß

einem immer erneuten Rausche widerstanden wird, daß Eingebungen einem Plane dienstbar gemacht, ihm eingegliedert, in ihm zu ernster Wirkung gebracht werden.

Man hat von Flaubert gesprochen, diesem geborenen epischen Architekten, den eine nervöse Treue auf das gute, das einzig treffende Wort verpflichtet hielt. Aber wenn einmal verglichen werden soll, so ist der Gedanke an Balzac eher am Platze, – dann nämlich, wenn man als Drittes im Vergleich die Gewalt annimmt, mit der dort die Gegenstandsinspiration, hier die Wortinspiration sich geltend macht und erzählerischer Be-masterung widerstrebt. Wie weit bei Balzac solch ein Rausch der Einfälle gehen konnte, zeigt etwa das grandiose, doch die Grenze des Ertragbaren streifende Beispiel von der Raritätenkammer in „La peau de chagrin“ . Wie weit aber bei einem Autor gleich Thomas Mann der Rausch des Wortes gehen muß, das zeigt dem Erkenntniswilligen jede Seite seines Werkes. Der Widerstand, der hier gegen die Verlockungen der Episode geleistet wird, der Moment der Abkehr von einer Episode, haben in jedem Falle etwas vom Heroischen, denn in jedem waren die Dinge allzu bereit, den Empfangenden mit den süßen Emanationen ihrer innersten Namen zu berücken und zu berauschen. Christian etwa in „Buddenbrooks“ – aber ein Beispiel steht für fünfhundert – kommt ins Erzählen; er sprudelt heraus, was ihm einfällt: Weibergeschichten, Diebsaffären, Messerabenteuer, die er mitangesehen hat, von denen er hat reden hören, er fängt an, Variétéverse zu singen, er imitiert Gott weiß wen, — aus der Zirkustür, die sein Schwadronieren aufreißt, strömt miteinander Lasterluft, Weltluft, südliche Meeresluft in das Lübecker Häuschen, die Worte zittern vor Begier sich zu ergießen, – „pensez à votre affaire“, es bleibt bei einer knapp gehaltenen Episode. Oder: aus einer Sammlung von Kunstgläsern strahlt und leuchtet es so, daß man meint, nun niemals mehr von Anderem hören zu sollen als von „überzarten „Glasblüten auf unendlich gebrechlichen Stielen“, oder von Gläsern,

„in deren Schliften das Licht sich prunkend bricht“, oder vollends von denen, „die mittelst des Dampfes verflüchtigter Edelmetalle mit schillerndem Farbensmelz überzogen“ sind. Pensez à votre affaire, es wird widerstanden. Kann, allen Ernstes, erzählerische Disziplin einem Autor ganz leicht fallen, der, wie er bei einer Messe in San Marco zu verweilen hat, diesen Satz niederschreibt: „Vorn wandelte, hantierte und sang der schwergeschmückte Priester; Weihrauch quoll auf, er umnebelte die kraftlosen Flämmchen der Altarkerzen „“, und bei dem die Sinne eines am Strande Ruhenden „die ungeheure und betäubende Unterhaltung der Meeresstille genießen“.

Dergleichen ist mit der Anerkennung einer schönen und treffenden Schreibart nicht abgetan. Hier flutet etwas Grenzenloses, darin sich ein Schwacher versinken ließe, hier rauscht und klingt eine Romantik des Wortes, der aus keinem andern Grunde Halt geboten wird, als aus dem Bewußtsein von der „adeligen Pflicht“ zum umfassenden Werke. Ja, wollte man in der Dichtung „Der Tod in Venedig“, darin dieser schöpferische Kampf zwischen Inspiration und Erzählerwillen glorreich sich spiegelt, zugleich seine allegorische Darstellung erblicken, so wäre das freilich einseitig, aber falsch wäre es nicht. Denn was wir „Inspiration“, was wir intuitive Kraft nennen, das steigt aus demselben sinnlichen Chaos herauf, dessen Überwallen menschliche Vernichtung bedeuten kann – ein Überwallen, das darum den Künstler stets mehr als Andere bedroht. Dies ist Aschenbachs Problem. Die Welt der Schönheit, der Eingebung, des Rausches bricht ein in eine ethische, eine epische, eine Gesetzeswelt, und der Traum Aschenbachs vom „fremden Gott“ bedeutet nur die Stelle, wo dieser Charakter des Werks am traditionellsten (aber wie traditionsfern noch!) sich offenbart. Wollte man etwa, einer kritischen Übung folgend, den Begriff der Ironie auch diesmal mit Thomas Manns Namen sich verknüpfen lassen, so würde es sich um eine Ironie von sehr eigener Art handeln: das Werk nämlich, dessen Gegen-

stand und letzte Sehnsucht der Form zersprengende „fremde Gott“, die Auflösung, die Erlösung vom Gesetz ist, kehrt sich gegen sich selbst; denn niemals war sein Dichter dem Chaos so überlegen, als da er es bekennerhaft auftrat und düster verherrlichte.

Thomas Manns Darstellungsweise erscheint höchst wandelbar, wenn man von einer künstlerischen Station zur andern seinen Weg verfolgt. Ganz wie sein früherer Abgott Richard Wagner hat er mit jedem Werke stilistisch etwas Neues gemacht, und ganz wie bei Wagner ist dabei sein Duktus so suggestiv der gleiche geblieben, daß die Prosaiker, die ihn heute nachahmen, schon gar nicht mehr zu zählen sind. Anstatt aber zu sagen, daß jede stoffliche und ideelle Sphäre bei ihm ihre neue stilistische Atmosphäre sich geschaffen habe, wird man, nach der Einsicht in das inspiratorische Wirken seines Talents, geneigt sein, die Sache umgekehrt zu betrachten und die Hingabe an Geschehnisse aus der Renaissance, an eine feudal bevölkerte Märchenwelt, an einen in Venedig hinwebenden griechischen Traum, aus den Verwandlungen zu erklären, denen das stilistische, das darstellerische Bedürfnis des Autors im Aufschwellen seiner Fähigkeiten unterworfen war. Mit den Begriffen von Absicht und Besonnenheit ist gegenüber dieser Entwicklung von Werk zu Werk nicht auszukommen, so wenig wie bei der innerhalb eines und desselben Werkes. Das Hinsinken, Hinwelken der sprachlichen Führung, von den ersten munteren Kapiteln der „Buddenbrooks“ zu den bedacht-samen, behutsamen, bedeutsamen der späteren Teile, bewies an dem Fünfundzwanzigjährigen am klarsten die Meisterschaft. Und um so bewundernswürdiger könnte nun im „Tod in Venedig“ dies „stilistische Werden erscheinen, weil sich bei solcher Gedrängtheit Härten des Übergangs schwerer vermeiden ließen. Aber in dem Ausdruck liegt schon der Irrtum. Dies Vermeiden war nicht schwer und war nicht leicht, sondern die stilistische Beseelung der Novelle war unbedingt von vornherein da, a

priori im korrekten Sinn, vor aller Erfahrung und Niederschrift, als ihr Wesen. Die Verdichtung beispielsweise der antikischen Atmosphäre von dem frühesten kleinen lateinischen Zitat im allerersten Absatz bis zu der jauchzend und strömend homerischen Stelle, mit der des Untergehenden letzte schöne Tage am Meer gefeiert werden; von gewissen sorgfältig-magistralen Wendungen, – „dem Fremdartigen und Bezuglosen, welches jedoch rasch zu erreichen wäre“ – bis zu dem mit Platons Stimme heiß hervorgeflüsterten einsamen Bekenntnis des in die sinnliche Öde verglittenen Künstlers, diese Verdichtung spiegelt vollkommen den innern Hergang, mehr, sie ist der innere Hergang.

Die Gesetzmäßigkeit des Ablaufs läßt sich hier um so deutlicher verfolgen und nachweisen, weil einziger Schauplatz und, im Grunde, einziger Gegenstand eine und dieselbe Seele ist. Das wird mit einer jener Feinheiten, die, zumeist übersehen, zur Selbstentzückung des Talents gehören, auch dadurch bestätigt, daß am Ausgang jedes der drei letzten, von dem eigentlichen Geschehen erfüllten Kapitel Aschenbach wie ein Träumender in seinem Stuhle verharrt. Die Figuren, die ihm erscheinen, wandeln wirklich wie Figuren von Träumen, und zwar von sehr besonderen Träumen. Denn was er erlebt, zumal seitdem ihn der geisterhafte Gondolier an den Strand seiner Wünsche gefahren hat, es sind beinahe schon Zustände nach dem Tode. Wird nicht sein eigentlicher Tod, die physische Ursache seines Todes, mit auffälliger Flüchtigkeit behandelt? Er kauft sich da irgendwo, wie er seinen schönen Hermes Psychopompos durch die Gassen der verseuchten Stadt verfolgt und – welch ein Zug! – eben als er ihn aus den Augen verliert, eine Handvoll überreifen Obstes und ißt im Gehen davon „. Nicht mehr als ein Satz wird an den Vorgang gewendet und kaum mehr an sein Sterben selbst. Diese tragische Novelle vermeidet ihrem Namen zum Trotz den Fehler, den Chamfort so weltver-

achtend ist, der tragischen Bühne vorzuhalten, wenn er sagt, sie lege Leben und Tod zu große Bedeutung bei.

Den Gestalten und Begebenheiten jener Träume, anerkannt einmal, daß sie sämtlich eine Handbreit über dem Boden schweben, vermag aber die naturalistische Disziplin des Autors doch wieder überzeugende Wahrheit und Kraft zu verleihen. Die doppelte Natur, die sich hier so charakteristisch zu erkennen gibt, war Thomas Manns Produktion seit jeher wesentlich: seit jeher brachte ein Zusammenbestehen von ideellem Orientiertsein und scharfem Wahrheitssinn, von visionären Zeugen mit jener „englischen Solidität der Mache“, die von Novalis einmal an Goethe festgestellt wird, Gebilde bei ihm hervor, die als Wirkliches zugleich und als Märchen schön waren. Aber in diesem „Tod in Venedig“ sind Seiten, über denen man gezwungen wäre, sich geradezu an Hoffmann zu erinnern, verstellte nicht die Modernität von Stil und Gedanken den Blick auf den alten Geisterrealisten. Allenthalben wird das phantastische, von Spukgestalten belebte Dämmern und Sichweiten der Welt, das zu Aschenbachs Untergang gehört, minutiös begründet und im Möglichen gehalten, und damit nichts fehle, konstatiert der Betroffene selbst die unheimliche Entstellung und gibt sich Rechenschaft von ihr.

Ausgehend von seinem realistisch überzeugendsten Buch hat Thomas Mann den zweifachen Charakter seiner Schöpfungen frühzeitig anerkannt. In einer kleinen, in philistros utriusque generis gerichteten Abhandlung, die einige durch ihre „Porträte“ gekränkte hanseatische Herrschaften zum Anlaß nahm, um in amüsanter, starker Polemik mauches Wahre und Tiefe über das Verhältnis von Kunst und Realität zu äußern, sagt er nämlich geradezu, nicht viel mehr Wirklichkeit habe diese ganze Lübecker Welt, die so empfindlich nun rebelliere, zur Zeit, da er „Buddenbrooks“ schrieb, für ihn besessen, „als ein ehrwürdiger und skurriler Traum „.“ Enthält er auch etwas von abweisender Übertreibung, so darf gleichwohl an diesen

Satz erinnert werden, wenn Thomas Manns starkes Bedürfnis nach Unangreifbarkeit, wenn sein Respekt vor dem Seienden dazu verführen, naturalistische Darstellungskraft und -treue als sein bedeutendstes Merkmal zu nehmen. Nirgends vielmehr hat er die mühelose und unbekümmerte Gegenständlichkeit eigentlich naturalistischer Autoren. Aber anders doch als Jakob Wassermann (der sich in ähnlichem Maße ideell orientiert zeigt, dessen immer bedeutende, oft ganz herrliche Figuren jedoch unter ihren Füßen den Boden schwanken fühlen und sich nicht selten so bewegen, daß elender gesunder Menschenverstand sich zur Kritik für berechtigt halten darf) untermauert er, im Bewußtsein sicherlich auch, seine Probleme seien schwierig, seine Allegorien nicht mühelos erfassbar, jeden Bau auf das Sorgsamste.

Wie er etwa, in kluger Variierung, an den einander ablösenden Schreckfiguren, die Aschenbach tiefer seinem Ende zuleiten, das Totenschädelhafte kennzeichnet und begütigend aufklärt: wie bei dem Rothaarigen am Schwabinger Kirchhofstor treuherzig anheimgegeben wird, ob darum seine Zähne so weiß und lang hervorstehen, weil er von Natur aus häßlich sei, oder weil er gerade „gegen die untergehende Sonne grimassiere“, wie sodann der scheußlich jünglingsmäßig staffierte Alte auf dem Schiff (der in grotesker Vergrößerung ein Stück von Aschenbachs Schicksal vorwegnimmt) in betrunkenem Grinsen das falsche Gebiß herweist, wie der charonhafte Gondolier vor Anstrengung die Lippen zurückzieht, der Neapler Musikant im Hohngelächter seines Liedrefrains zur Hotelterrasse hinaufbleckt, – das darf freilich Exaktheit heißen; nur ist es eine Exaktheit, die von den „Müttern“ stammt.

Und in der, mehr als einmal, der Reiz der Erzählung beschlossen liegt. Exaktheit nämlich kann holdselig sein. Sie ist es dann etwa, wenn der junge Tadzio vom Strande hergelaufen kommt, um zu zeigen, was er gefunden und gefangen hat: „Muscheln, Seepferdchen, Quallen und seitlich laufende Kreb-

se“ „, Diese Krebse, die so gewissenhaft noch seitlich laufen, wo ein geistiger Kosmos seinem Untergang zukreist, wiederholen sie nicht die Wirkung jener Szene im „Julius Cäsar“, die Hofmannsthal bewundert: wie Brutus, in der Nacht, ehe sich sein Schicksal und das der römischen Welt entscheidet, seinem in Schlaf gefallenem Knaben unterm Arm die Laute wegnimmt, „damit er sie nicht bricht“ „, Oder ist die andere, freilich dem Plato nachgedichtete, Stelle noch schöner, an der Aschenbach zum erstenmal den Sokrates mit dem Phädrus sich vor die Augen bringt, die im Acheloos-Tal miteinander reden; da läßt er, in seinen träumenden Gedanken, den Rasen dort sanft so abfallen, daß den Beiden beim Plaudern nicht der Nacken wehtut, „daß man“, überlegt er, „im Liegen den Kopf hochhalten konnte“ – mit einer hinreißenden Fürsorge über zwei Jahrtausende zurück. Aber das klarste Beispiel vielleicht für dieses Genau-sein im äußerst Phantastischen (eines, das zur berühmten und gangbaren Formel werden wird, wenn die Kritik mit ihrer heutigen Scheidemünze einst nicht mehr auskommt) bildet das Gespräch, das Aschenbach nach dem Verlassen seines Adriadampfers auf der Fahrt zum Lido mit dem unbotmäßigen Gondelführer hat. Wie hier jede Geste und jedes Wort des Menschen von finsterner Bedeutsamkeit ist und dabei doch ganz und gar in der Art eines unverschämten Fremddieners, wie Aschenbachs Reden und Aufblicken und Verstummen und Verzichten durchaus nichts anderes zu sein braucht als das Geben eines überlegen ruhigen Reisenden, und wie dabei in diesem Verzicht auf Anspannung und Widerstand schon Hoffnungslosigkeit, Auflösung, nahender Ausgang sich verkündigen, das erschiene unübertrefflich, würde es nicht sogleich durch einen kleinen Zug von ebensolcher Doppelnatur übertroffen. Da Aschenbach nämlich, halb gegen seinen versagenden Willen, dennoch zum Lido kommt, fehlt es ihm zur Entlohnung an kleinem Gelde, und er geht in ein benachbartes Gasthaus, um zu wechseln. Er kommt zurück und findet wohl

noch sein Gepäck am Kai, Gondel aber und Charon sind fort. Nur jener alte Mann ist zu sehen, der mit seinem Enterhaken die anlegenden Gondeln festhält. Und nun: „Er hat sich fortgemacht,“ sagte der Alte mit dem Enterhaken. „Ein schlechter Mann, ein Mann ohne Konzession, gnädiger Herr. Er ist der einzige Gondolier, der keine Konzession besitzt. Die anderen haben hierher telephoniert. Er sah, daß er erwartet wurde. Da hat er sich fortgemacht.“ Ein schlechter Mann, ein Mann ohne Konzession! Man muß diesen italienischen Tonfall im Ohre haben. Und wie ist nun vollends das unheimlich bedeutsame Abenteuer, scheinbar, im Trivialen aufgelöst.

Das Bedürfnis nach Gegengewichten zum Inspiratorischen und Ideellen – das Bedürfnis eines Autors, der sich als zu allgemeiner Wirkung verpflichtet erkennt – interpretiert bei Thomas Mann auch seine vielberedeten technischen Eigentümlichkeiten. Die Methode also, im Gegensatz zu beliebterem Brauch, das Erscheinende: Orte, Figuren, Situationen, von vornherein redlich, en bloc hinzustellen. Das bis zum Überdruß kommentierte motivische Arbeiten (das im „Tod in Venedig“ fehlt). Das Sichanschließen endlich an eine genau bestimmte und bestimmbare Wirklichkeit. Leicht zu erkennende Merkmale, von denen das letzte eine harmlose Kritik zu der Frage anregen konnte, ob nicht dem, dessen Menschen mitunter im Kirchenbuch und dessen Schauplätze auf der Landkarte, ja auf Stadtplänen nachweisbar sind, „Phantasie“ versagt oder karg zugemessen sein müsse. Bedenkt man, daß gerade in Erfindung als der einzigen Gabe erzählerischer Durchschnitt sich hervorzutun pflegt, ja, daß Erfindung es ist, deren Überwuchern uns gewissen exzentrischen Autoren von vornherein den höchsten Rang nicht zutrauen läßt, so wird die Antwort gleichgültig erscheinen. Daß Einer jedoch, wie es Thomas Manns Fall offenbar ist, eine phantastische Erweiterung des Weltbildes als willkürlich und unstatthaft empfindet, läßt, auf der anderen Seite, so wenig einen Schluß zu auf einen Mangel an geistiger Kühnheit, daß

vielmehr eine gewisse sublimere Kühnheit erst unter solcher Bedingung möglich zu werden scheint.

Cholera etwa und Knabenliebe zu den beiden Grundpfeilern einer Erzählung zu machen, darf als ein Wagnis gelten; daß es glücken konnte und so glücken, geht auf ein eigentümliches Zusammenbestehen von Freisein und Gebundenheit zurück. Es ist kühn, es ist höchst selbständig, die Wege der asiatischen Cholera, an der Aschenbach leiblich verderben wird, an seine Reise, an die Wege des versagenden Geistes zu binden. Es ist kühn, gleich zu Anfang, als auf seinem abendlichen Spaziergang in München ihn Reiselust packt – Reiselust, Freiheitslust, Todeslust – als den Inbegriff der verführenden Ferne eine tropische Sumpflandschaft vor seine Seele zu führen, ähnlich den Strichen, die der Choleratod zur Heimat hat. Und kühn, erfinderisch stark, dürfen auch die verzerrten, gleichwohl im Realen zulässigen Figuren heißen, die ihn auf seiner Fahrt antreten, und die, in Vermenschlichung, die Züge eines häßlichen Todesgottes tragen. All dies aber und zumal jenes großartige Unterfangen, sodann in der schönen, gesunkenen Stadt das Anschwellen der unter seinem schuldigen Wissen verheimlichten Krankheit gleichen Schritt halten zu lassen mit der Entsittlichung, dem Verfall, der sinnlichen Zerlösung von Aschenbachs Innerem, ja beides fast zu identifizieren – all dies schlicht herausgesagt, hat zur Bedingung, daß vor einigen Jahren in Venedig die Cholera auch tatsächlich aufgetreten ist. Der Gehorsam dem Wirklichen gegenüber, der sich hier durch ein überaus taugliches Symbol belohnt findet, ist charakteristisch, und vielleicht gründet sich auf den Einblick in ein dichterisches Schaffen, das Freiheit und Demut organisch verbindet, die Meinung derer, die von Thomas Mann einen deutschen historischen Roman erhoffen. Einen, bei dem die Treue ein mythisches Schalten nicht ausschlosse, ein Werk etwa, wie es uns, zu unserem Neid, in de Costers „Uilenspiegel“ von einem andern Volk gezeigt worden ist.

Auch daß mit Aschenbachs Liebe ein Seelenerlebnis aus so besonderer Sphäre zum tragenden Sinnbild geformt wurde, ist nicht weniger kühn als, nüchtern angesehen, gut, richtig, in Ordnung. Von vornherein darf man annehmen, der Griff sei notwendig gewesen, denn wenige unter den Jetzigen zeigen sich in der Gestaltung des Erotischen sparsamer. Es ist ja auch ein freies Gestikulieren hier, bei wahrer Selbstpreisgabe, ein unnützes und eigentlich lächerliches Zuviel, das der nur nötig hätte, dem es am innern Abenteuer gebräuche. Womit nicht gelegnet sein soll, daß doch in einzelnen Fällen (dem Wedekinds, dem Heinrich Manns) ein Schicksal sich erotischer Formeln notwendig bedienen müsse.

Ein Talent verströmt sich, und an vorbestimmter Stelle hebt ein Symbol sein Haupt aus den Fluten. Aber wäre nicht ein solches Entstehen auf dem Wege der Eingebung durch gleichmäßige Unantastbarkeit bewiesen, – auf sehr vielen Wegen hätte ein Autor konstruktiv zu dem stützenden Mittel des Gleichgeschlechtlichen gelangen können. Daß für den Mann von fünfzig Jahren gerade hier noch Abgründe offen sind, hat man lange vor der „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ gewußt. Doch erst sie erklärte das Sichausbreiten jener Empfindungssphäre in der männlichen Seele mit dem Beginn einer minder tauglichen Periode: um jeden moralischen Preis schaffe sich Natur einen Ausweg – ins Weglose. Dies aber ist Aschenbachs Liebe: ein Versagen, ein Begehren ohne wahre Hoffnung. Nicht, daß es ihm nur unmöglich wäre, das Begehrte zu fassen, zu halten. Was er liebt, ist kaum mehr als eine schöne Luftballung, ist ein Phantom, das sich nicht anreden läßt, ein geträumter Führer ins Nichts. Selbstzerstörerisches Ästhetentum zu verkörpern, gab es vielleicht nirgends eine stärkere Möglichkeit als diese Gestaltung einer Liebe zum eigenen Geschlecht, die, des zeugenden Sinnes ledig, ganz ein Brand ist, der lodernd sich selber auszehrt. Daß auch kein anderes Sinnenerlebnis geeigneter sein konnte, einem sozial Befriedeten, einem Hochgestiegenen den

Boden unter den Füßen fortzunehmen, keines, den Menschen der anerzogenen und erziehenden Würde, den Volksbildner, den Jugendbildner derart um Glauben und Würde zu betrügen, darf in dieser Meisterung eines Meisterschicksals für gleichfalls wesentlich gelten. Und wie schön, wie geheimnisvoll dicht geht hier das sinnbildliche Geschehen und die stilistische Haltung ineinander. Mit den starken Sätzen stehen griechische Phalangen auf, in denen Liebe das Blut aller so verband, daß es eine Liebestat war, es im Kampf zu verspritzen. Nicht nur in der tobenden und schäumenden Raserei des Dionysotraumes fließt dieses Blut; aus ihm ist noch die Landschaft aufgeblüht, die als ein letztes schönes Luftbild des Friedens vor dem Versinkenden hingeleitet. „Es war,“ heißt es da, „die alte Platane, unfern den Mauern Athens, – war jener heilig-schattige, vom Duft der Keuschbaumblüten erfüllte Ort, den Weihbilder und fromme Gaben schmückten zu Ehren der Nymphen und des Acheloos. Ganz klar fiel der Bach zu Füßen des breitgeästeten Baumes über glatte Kiesel; die Grillen geigten.“ Wahrhaftig, hätte jenes Sinnbild, hätte Aschenbachs tragische Neigung nur das Bedürfnis nach Einem solchen Satz zur Quelle, es wäre zehnmal genug. Doch überall ist sie bedingt und bedingend, und der Ausdruck vom „nunc stans“, der gebraucht worden ist, um das Inspiratorische zu benennen, kommt unversehens zurück.

Mit jedem kritischen Worte, das an die Kunst dieser Dichtung gewendet wird, ist, wie man erkannt hat, auch von ihrem Menschlichen die Rede. Denn beides ist in fast unerhörtem Maße eins, stützt und durchdringt einander. „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer,“ klagt ein berühmtes Motto. Für ein Kunstwerk gibt es nur die Eine Art, gepredigte Moral zu begründen: sie an sich selber herzuzeigen. Dies geschieht hier in einer makellosen Schöpfung, in der sich der ethische Wirkungswille des schaffenden Talents der Neigung zum

Selbstgenuß begrenzend entgegengestemmt hat. Denn dieser Selbstgenuß ist es ja, der in Frage gestellt und abgeurteilt wird.

Es wiederholt sich, was, mit einer schönen und traurigen Fiktion, schon in „Buddenbrooks“ mit dem rührenden kleinen Hanno geschah, dem das ermattete Blut zu dem wirkenden Dasein seiner Väter nicht die Kraft mehr gelassen hatte. Hanno ging unter, Aschenbach geht unter; für Thomas Mann ist die Existenz des Künstlers eine Existenz per nefas, die nur unter besonderen Bedingungen verantwortet werden darf. Unter anderem spricht jenes zweite Kapitel des „Todes in Venedig“, (an dem sich manches Jahrzehnt über den seelischen Status unserer Tage orientieren wird, und zwar sehr falsch, viel zu günstig orientieren) durch Aschenbachs Mund es mit schlanken Worten aus, „daß wahrhaft groß, umfassend, ja wahrhaft ehrenwert nur das Künstlertum zu nennen sei, dem es beschieden war, auf allen Stufen des Menschlichen charakteristisch fruchtbar zu sein“ „. Ein Fatum also wird, ob auch natürlich erkannt, so doch nicht anerkannt; über die Notwendigkeit hinaus wird geurteilt. Nicht das „operari“ bildet mehr, nach dem alten Ausdruck, den Gegenstand einer sittlichen Wertung, sondern das „esse“; eine Seele wird so vor den Richter gestellt, als ob sie frei wäre, und zwar umfassend frei „. Talent ist etwas, das entschuldigt werden soll. Der Rausch hat fruchtbar zu sein und zwar lange. Dasein und Anlage sind ein Pensum, das abgearbeitet werden muß. Hier wird, wie es an einem benachbarten Orte heißt, das Wissen geleugnet und abgelehnt, erhobenen Hauptes wird darüber hinweggegangen. Dies alles aber in einem Werke, dessen innerstes Herz Erlösungssehnsucht ist.

Als es noch eine Metaphysik gab, war es vergleichsweise wenig, ein Held zu sein. Aber nun, da fühlloser Felsboden unter uns ist und über uns ein leerer Himmel, da wir vom Glauben nichts mehr haben als einen Hunger nach ihm, da wir so beziehungslos sind und völlig auf uns selber zurückgeworfen, wie vermutlich niemals menschliche Generationen vor uns wa-

ren, nun will es etwas bedeuten, ein Leben der Ehre und des Gesetzes zu leben. Thomas Manns Heldentypus ist glaubenlos und darum desto größer „Nietzsche in schöner Zügellosigkeit nachzustammeln, was er lyrisch besonnen vorgesprochen hatte, das ist Mehreren zu Teil geworden. Aber als Erster von Denen, die zur Repräsentation berufen sind, stellt sich dieser Dichter wach und tapfer in die völlig götterlose Welt und läßt in dauernd gefügten epischen Hallen einen neuen Adel mit neuer Ehre wandeln.

Keines seiner Bücher bisher war so unbedingt, so ohne Zugeständnis adelig, wie dies letzte, in keinem war eine Heldenwelt des Gesetzesgehorsams mit gleichem Radikalismus gespiegelt. Die Möglichkeit freilich, ein Leben des fruchtbaren Kunstkampfes ganz unbesiegt zu Ende zu führen, erscheint für die typischen Geister unserer Zeit noch geleugnet; vielleicht erhofft Thomas Mann diese Möglichkeit – ein Stück Utopist auch er – von der Periode eines neuen Humanismus, die er zu seinem Teile näher zu führen sich am Werk zeigt. Aber wie ehrwürdig ist hier noch das Unterliegen! Denn ihre erste schicksalhafte Vertiefung erfährt ja die Zuneigung Aschenbachs in dem Augenblick, da er den schönen Jungen sich verächtlich wegwenden sieht von dem Bilde harmlosen Unbeherrschtheits, das eine im Lidosand sich vergnügende Familie von Badegästen ihm darbietet. Dieser Vorgang erst, er allein, hebt das „Göttlich-Nichtssagende“ in Aschenbachs Sphäre, gibt ihm Bedeutung und wirkende Kraft. Der Anblick einer auf Würde, auf Pflicht sich richtenden fanatischen Regung als Stachel zu würde- und pflichtvergessener Brunst, – welch ein Sinnbild für das Problem von der Form, die „zweierlei Gesicht hat, die sittlich und unsittlich zugleich ist, sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt, ja, wesentlich bestrebt ist, das Moralische unter ihr stolzes und unumschränktes Zepter zu beugen.“

Talent ist, im Grunde, Schicksalsfähigkeit, ist die Fähigkeit, überhaupt ein Schicksal zu erleben, und also – bei jener nur zu erahnenden, aber todesgewissen Solidarität – im eigenen das aller Andern. Das wahre und echte Talent wird selten sein, denn nicht Vielen scheint die allgemeine Ökonomie der Natur mehr verleihen zu können als, von Stunde zu Stunde, ein dumpfes Leiden und Sichvergnügen. Ehre und Dank dem Talent also, das sich selber treu ist und mithin den Andern. Ehre und Dank dem Auserwählten, der willig bleibt und sich fähig erhält, unter Schicksale aller Formen seinen, den eigenen Nacken zu beugen, der, im Bewußtsein der Pflicht, stumm zuckendes Menschentum durch das Wort, das gute Wort zu erlösen, bis zur Selbstverzehrung sich hingibt; dem keine Menschengestalt, ja kein Hund und kein Meertier zu gering ist, um sich ganz dafür einzusetzen — in einem doppelten Sinn –, der sich hinopfert, um jene so redlich und wahr und unangreiflich zu formen wie das Heiligste und Wichtigste. Denn wirklich, das sind sie – für den Heiligen. In jenem großen Sinn, mit dem er das Wort „Literat“ von neuem erfüllt und erfüllen darf, nennt Thomas Mann einmal den Literaten „anständig bis zur Absurdität.“ Anständig bis zur Absurdität ist, wer heilig ist. Heilig aber, heilig ist Einer dank seinen Anfechtungen. Der große Literat, das ist der Angefochtenste, der mit zusammengebissenen Zähnen Ringende; er ist der, der es am schwersten hat, er hat es schwer an der Last Aller, und er vermag sie zu erlösen, zu seinem Teil. Schopenhauer wollte einen sturmzerbogenen, aber von Früchten schweren Baum im Wappen haben mit dieser Umschrift: *conquassata sed ferax*.

Freilich muß sich im „Tod in Venedig“, als in einem Produkt von dithyrambischer Art, die Welt des einfach Menschlichen (in den Figuren jener russischen Familie) mit wenigen Sätzen bescheiden. Immer zuvor war ihr ein breiter Raum gegönnt. In „Buddenbrooks“ blühte sie zu Anfang und wurde bis in die Zeit einsamer Vernichtungen mit dieser unvergeßlichen

Frau Permaneder weiter geduldet. Den Novellen des „Tristan“ fehlte sie nirgends, ja Tonio Kröger hieß noch ein „verirrter Bürger“, – mit einer wahrlich sehr bürgerlichen Bezeichnung für einen sehr tiefen Zwiespalt, und mit erhobener Stimme sprach er es aus, daß derjenige noch lange kein Künstler sei, der die Neigung nicht kenne „für das Normale, das Wohlständige und Liebenswürdige“. Und auch „Fiorenza“, die Dichtung übrigens, die im Werke Thomas Manns am engsten mit seiner letzten zusammengehört, hatte jenen Gegenpart der angenehmen Mittelmäßigen, der Bequemen in einer farbigen Gruppe. „Königliche Hoheit“ vollends gab den „Wonnen der Gewöhnlichkeit“ ihr reiches Teil, wobei freilich der pompöse Jubel der hochzeitlichen Schlußkapitel mit sehr deutlicher Ironie den endgültigen Verzicht ankündigte. Nun erscheint der Verzicht still vollzogen, und jener Gegenwelt zu den Besonderen, den Ausgeschlossenen, den Repräsentierenden, wird nur noch die Rolle eines Anlasses zugestanden „. Gleichwohl, sie lebt und ist auch hier mächtig, – in der Sehnsucht Aschenbachs, auch dieses Künstlers, nach dem *Sein*.

Vom ersten Satze an. Diese Nobilitierung nämlich, von der alsbald die Rede ist, sie hat ja nicht allein Bezug auf die Würde des gereiften Talents: der erworbene Adel gehört hier, mit den anderen Anzeichen des Ruhmes, zu jenen Bestätigungen, deren ein Künstler begehrt und benötigt, weil er in seiner darstellerischen, seiner beinahe imaginären Existenz keinen Fleck hat, auf dem er sicher stünde. Aber aus Leid und Neid eines in gespenstige Geistigkeit verlorenen Meisters steigt auch jener triebhafte Wunsch herauf, der schöne Knabe Tadzio möge nicht alt werden, – ein quälender, ein süßer Wunsch, der sich in Aschenbachs Brust verträgt und vereinigt mit Zärtlichkeit und gerührter Hinneigung. Und als stärkste Ausprägung jener Sehnsucht hat der schreckhafte Vorgang im Frisierzimmer des Hotels zu gelten: dies Sichverjüngenlassen, Sichzurückversetzenlassen, dies furchtbare Langen nach dem Schein eines blü-

henden, dauernden Lebens... Für immer jedoch geschieden von freundlich friedsamere Wirklichkeit, abgenutzt, zerrieben durch Kämpfe, ergibt sich die Seele dem letzten Drang, dem nach Erlösung, nach Zerstörung. Sie stürzt, mit dunklem Jubel, dem Chaos und der Freiheit zu.

Der gleichen Freiheit nämlich, die Aschenbachs lang von uns geliebter Bruder, die Thomas Buddenbrook in der Helle eines späten Augenblicks zu erschauen vermochte, als ihm jenes Philosophenbuch in die Hand geraten war, jener „zweite Teil nur eines berühmten metaphysischen Systems“. Liebt er nicht das Meer aus den gleichen Gründen wie Aschenbach; aus Liebe zum Ungeheuern, Grenzenlosen? Aus Sehnsucht nach Vernichtung liebte er es, aus tiefem Verlangen nach dem Nichts. Aschenbachs Schicksal ist kein Literatenschicksal. Wohl erklingt hier, und nicht weniger rein, die Klage des Ibsenschen Epilogs um ein an die Kunst hinverströmtes einziges, unwiederbringliches Leben, aber sie wird, horchen wir nur hin, zu einem rührenden Trauerlied des Individuums überhaupt „... Da sein, einmal sein, nimmer anders sein, sich nicht anklammern, nicht vervielfachen können! Auf sein Wesen sich gefesselt wissen, wie der Gefangene auf ein wildes, skythisches Pferd, – es ist das allgemeinste, es ist kein Literatenschicksal, obwohl der Dichter es mit stärkerem, mit fruchtbarem Leiden trägt, weil er nicht nach Nebeln, sondern nach ihm deutlichen Formen anders gearteter Existenz seine Arme ausstreckt.

In dem modernen Heldenlied aber, von dem Thomas Manns Bücher die einzelnen Gesänge sind, ist dies bis heute der freieste, dunkel erschütterndste.

Frána Šrámek: Flammen, Rezension (1913)

Quelle: März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur, 7. Jahrgang, Heft 6, 8. Februar 1913, Seite 232-233. – Werkverzeichnis: Frank 1913.4.

Flammen

„Flammen“ heißt ein Novellenband des jungen Tschechen *Frána Šrámek*, der vor kurzem bei Rowohlt in Leipzig erschienen ist, ausgezeichnet übersetzt von Otto Pick und von Hermann Bahr klug eingeleitet. Die heutigen Slawen, sagt Hermann Bahr, wissen sich vor Kultureifer nicht zu lassen; wenn er zum Beispiel in Spalato im Café Troccoli sitze und auf die jungen Künstler am Nebentisch horche, so glaube er sich förmlich auf den Montmartre versetzt, und serbische Maler kenne er, die überhaupt gleich mit dem Expressionismus angefangen haben. Bahr spricht von diesem hastigen Nachklimmen der slawischen Intellektuellen mit Kopfschütteln; die ärgsten aller Epigonen, meint er hübsch und richtig, seien überall die Epigonen der Modernität. Aber die Tschechen nimmt er aus; ihrer Eigenart traut er die produktive Widerstandskraft zu, die vor dem Epigonentum schützt. Nach der Lektüre dieser sechs Novellen von *Šrámek* hat man ein Gefühl, als könnte Bahr wohl im Rechte sein.

Einzig die erste Novelle, „Elis auf Gröding“ mit Titel, scheint mir für das, was sie ausdrückt, ein wenig überinstrumentiert zu sein, von einer gewissen Geschwollenheit in der Art eines ungeklärten Pantheismus. In Schnitzlers letztem Novellenband liest man ein paar ähnliche Sachen – mit Befremden, denn bis jetzt gehörte es zu seinen schönsten Tugenden, daß er nie und nirgends den Mund zu voll nahm. Und ach, es ist ja mit Allseele, Alleinheit und Alleleben so bitterwenig getan! Wenn in dem Roman „Die Jagd nach Liebe“ sich der Satz findet: „Auf der Fahrt nach München sah Claude gelbe Blätter und Zugvögel,“ so verlockt dieser sachliche und nur ganz heimlich von Weltgefühl geschwellte Kapitelanfang unser Herz ganz anders zu sehnsüchtigem Hinsinken, als alle großen Worte.

Aber von dieser ersten Erzählung abgesehen, auf die, als auf einen gefährlichen Irrtum, der Autor hinzuweisen war, verdient

sein Buch ernsthafte Zustimmung. *Šrámek* ist radikal, ja mehrfach brutal im Stofflichen, doch er bändigt und erhellt die dunkle Triebwelt, die er aufrief, durch Güte und durch Stil. Die Titelerzählung „Flammen“ ist nicht weniger gut erzählt als im hohen Sinne christlich; es darf fast wunderbar heißen, wie hier ein Mann, ein junger Mensch, die schlimmste und unzugänglichste Tragödie des Weibes aufgedeckt hat in seinem furchtbaren Bericht von der alten Jungfer, die an ihrer Jungfernschaft stirbt. Überhaupt scheint mir *Šrámek* bis heute dort am stärksten, wo ihm das Erotische im engen Begriff zum Anlaß wird: die Erzählung „Treue Liebe“, mit Erkenntnis und Schmerz überlastet und durch zarte Ironie in der Würde erhalten, ist das zweite Meisterstück der Sammlung. Ein paar Mal ist es hier freilich, als hörte man Hamsuns norwegische Stimme und zweifellos hat *Šrámek* ihn eindringlich gelesen. Aber zu nehmen wissen, was man *organisch* gebrauchen kann, darf bei einem Autor, der im Beginn steht, eher als ein Zeichen von Begabung gelten, und so scheint es mir für diesen jungen Tschechen auch nur ehrenvoll, wenn aus einigen seiner Novellen etwa ein Echo von Thomas Manns epischem Werk herauströnt.

Er hätte ja ganz andere Stimmen auffangen können. Er hätte gewiß Gelegenheit gehabt sich von der frech analytischen Manier verführen zu lassen, von der kinderleicht zu handhabenden, breitspurig psychologischen Art des Erzählens, die an so vielen Ecken von Europa wieder einmal für Kunst gilt. Doch er stellt dar und legt nicht bloß auseinander. Sein Tempo ist rasch und kräftig, auch wenn es sich um innere Vorgänge handelt, die zur Redseligkeit verführen könnten, er ruft sich selber zu: *pensez à votre affaire!* Wo seine Darstellung lyrisch wird, da wird sie es mit jener Scham und Zurückhaltung, die zur Ehre des Epikers gehört, und so finden sich eindrucksvoll gehobene Zeilen in seiner Prosa.

Die Idee, in einem kleinen Volk, dessen Literatur schwer zugänglich ist, könnte eines Tages ein Shakespeare oder ein

Balzac aufstehen und wir könnten nicht mehr am Leben sein, wenn Europa ihn entdeckt, ist niederdrückend. Wir haben Grund den Leuten dankbar zu sein, die für uns die Augen offen halten, umsomehr, als es einen gewissen Opfermut voraussetzt, ein modernes Buch, das zur Dichtung gehört und das also vermutlich nicht populär werden wird, treu und schön zu übertragen.

Bruno Frank

Modernität und Bekenntnis (Frank Wedekind), Essay (1914)

Quelle: Joachim Friedenthal (Herausgeber): Das Wedekindbuch. München 1914, Seite 164-170. – Werkverzeichnis: Frank 1914.3.

Bruno Frank

Modernität und Bekenntnis

„Bei Ibsen kann ich bis zur Nora mitgehen“, soll der Dichter Paul Heyse gesagt haben. Ein überaus bezeichnendes Wort! Der Lobredner der alten Zeit macht Halt bei der Trennungslinie zwischen dem Ibsen der Gesellschaftskritik und dem größeren der eigentlichen Seelendramen. Er spricht in diesem Fall als ein Haupt aller derer, die in ihren Empfindungen und Begriffen von der rein seelenhaften, ganz bekennnerischen Kunst unserer Tage verletzt werden.

Die Kluft, die sich auftut, ist breiter und tiefer als gemeinhin der Grenzgraben zwischen zwei Generationen. Jenseits, hinter uns liegt diesmal das weite Land aller objektiven Kunstübung. Schon im Aeüßerlichsten, im Handgreiflichen spricht sich die enorme Wandelung des Empfindens aus: wesentlich sachliche Formen, die Ballade, die eigentlich fabulierende Novelle, das historische Schauspiel reinen Stils werden verschmährt, – als könne, wer schaffend an ihnen sein Genüge findet, von sich

selbst nichts Beträchtliches auszusagen haben. Es wird gewiß dreißig Jahre anstehen, bis ein so untadelhaftes und großartiges Beispiel der alten Novellenkunst wie Meyers „Leiden eines Knaben“ wieder sehenden jungen Augen begegnet. Und ebenso lange müssen wahrscheinlich jene sachlichen Gestalter von Wert und Ernst auf dankbare Herzen warten, die heute mißachtet werden, weil sie in einen falschen Taktteil der großen Melodie geraten sind. Es handelt sich um wenige; im Ganzen liegt die Ueberlieferung in den Händen von Unterhaltungsvirtuosen. Aber werden nicht auch die Nachläufer unserer heutigen Bekenntniskunst nach dreißig Jahren beliebte Familienerzähler heißen?

Es ist die Tragik eines so großen Autors wie Gerhart Hauptmann, der Mensch zweier Gefühlsepochen zu sein. Er kommt von jenseits der Grenze; aus spät erwachtem Bedürfnis sowohl wie aus Einsicht in den Willen der Zeit strebt er von seinen Ursprüngen fort. So erklärt sich die seltsame Anarchie in seinen subjektivisch erfüllten Dramen aus historischem oder sagenhaftem Stoffkreis, die sich vom Ueberkommenen eben doch nicht mit ganzer Freiheit loslösen. Und so auch geht es zu, daß eine Jugend sich gegen Hauptmann zu sträuben beginnt, die seine herrlichen Qualitäten verehrend erkennt, die ihn aber, vage, nicht mehr als den rechten Interpreten ihres Zustandes empfindet. Vor Wedekind, den Manns, vor Kraus, vor einigen Lyrikern wird mit ganz anderer Inbrunst das *Nostra res agitur* gefühlt. Oder vor gewissen Geistern der Vergangenheit, sei es nun Kleist, Stendhal, Platen, Kierkegaard, die, in ihren Lebenstagen zumeist undeutlich erkannt, unsere Tage vorgelebt haben. Nimmt sich diese Zeit nicht auch mit glühenderem Eifer als irgendeine der alten Memoirenwerke an? Es ist überall das direkte Seelenzeugnis, nach dem wir fahnden.

Jede echte Dichtung lieferte freilich, seitdem auf Erden das erste Lied gesungen wurde, Herz und Wesen ihres Urhebers in gewissem Maße aus. Und so wird von manchem gefühlsfähig-

gen und urteilsfähigen Menschen heute nicht begriffen, warum die früheren Arten sich zu dokumentieren, nun auf einmal nicht mehr genügen sollen. Ein Narr von einem Literarhistoriker entrüstet sich im Namen der Moral über Wedekinds Dramen, doch ein besserer, der nur eben alt ist, sagt leise, diese Dramen seien zwar stark, aber sie seien „nicht vornehm“.

Das ist es – nicht vornehm. Und die Gegner täuschen sich selbst, wenn sie an den „Stoffen“ der Modernen Anstoß zu nehmen glauben. So platt ist ihre Entrüstung, ist ihr Widerstand gar nicht. Das unverhüllt persönliche Sichpreisgeben ganz allein wird als verletzend, selbst als schamlos empfunden.

Aber Richtungsänderungen in der Kunst vollziehen sich ja nicht ohne tiefe Gründe, obwohl Schaffende und Genießende wenig Ahnung davon zu haben brauchen. Der Druck ist anderswo, die Kunst ist nur das Manometer. In einer Zeit allgemeiner Auflösung, da alle Verbände, religiöse und soziale, in Frage gestellt werden, da der Einzelne vor seine persönliche Verantwortung geführt wird, muß es sich auch in der Kunst um nichts so sehr handeln, als um das *Einzelwissen*, als darum, daß sich der Mensch über sich selber unterrichte.

Äußerste Freiheit des Bekenntnisses, äußerster Mut und äußerste Lust zum Bekenntnis – dies eigentlich ist es, was literarisch den Begriff der Modernität ausmacht. Deutlichste Seelendokumente werden gefordert und gewährt. Das Lebendigwerden irgendwelcher Figuren und Zustände genügt nicht mehr; einzig das unmittelbar Erlittene und Erkämpfte gilt. Jedes Wort, das nicht dazu dient, den innersten Wesenskern des gestaltenden Individuums preiszugeben, erscheint als tote, unbrauchbare Masse. In Nebel und Ferne verschwindet der harmlose Typus des fabulierenden Poeten. Ja, nicht der Literat allein ist das Gefäß dieser merkwürdigen und notwendigen subjektivistischen Raserei – obgleich er aus einfachen Gründen am meisten. Der gleiche Trieb läßt, letzten Endes, die Anhänger einiger Malerschulen die Tradition ihres Metiers zerreißen, so daß sie ver-

suchsweise ihre Augen, ihr Gehirn, ihren Wahrnehmungs-Mechanismus auf die Leinwand projizieren.

Wenn heute ein Dreikäsehoch im Land herumzieht und gegen „Nietzsche, den falschen Propheten“ predigt, so hat er Recht, so handelt er buchstäblich in Notwehr: er, der schlechte Nachfahr einer befriedeteren Kunstperiode gegen den Pfortner einer neuen Zeit. Was soll er anderes tun – jetzt, da es zu seinem Unheil plötzlich ganz allein auf das ankommen soll, was Einer im Innersten ist!

Kein Versteck mehr für die Mittelmäßigkeit! Nirgends sogar mehr ein Schlupfwinkel für die Virtuosität. Irgend etwas äußerlich zu können, wenn auch vielleicht vollendet zu können, das wird als eine Zuflucht der Unebenbürtigen verschmäht. Herkömmliche Formen werden verneint. Möge denn der Krug in Trümmer gehen, wenn er gleich liebedienerisch den sauren Essig einschließt wie den Tokaier. Es ist wahrlich kein Zufall, wenn das stärkste Bühnenwerk unserer Jahre, wenn Wedekinds Lulu-Dichtung zugleich am entschiedensten auf alle dramatische Ueberlieferung verzichtet und sich mit dem äußeren Schema eines cinematographischen Films begnügt.

Ganz unzweifelhaft ist ja dieser Dichter der wahre tragische Repräsentant der Zeit. Sieht man von einigem anfänglichen Tacten ab, so gibt es in seinem Werk kaum eine Szene, kaum ein Wort, mit dem es ihm nicht blutigster persönlichster Ernst wäre. Kein Dramatiker, auch Kleist nicht, auch Hebbel nicht, hat weniger mit seiner Kunst gespielt. Ja, in einigen Fällen, im „Totentanz“, in der „Zensur“, auch im „Simson“, wird seine Gestaltungskraft von seinem bekennenden Fanatismus übermannt; eine noble Niederlage. Alle Mißgriffe und Irrtümer Wedekinds, den man einst blind und flach genug war, einen Blagueur zu nennen, stammen aus dieser Ouelle, aber freilich auch seine ganze repräsentative Gewalt. Er erscheint, hier wie in vielem, als der echte Bruder des großen Strindberg.

Nichts anderes als diese Entschlossenheit im Sichpreisgeben, eine Art Heldentum des Geistes, bringt ihn auch dazu, menschliches Schicksal gerade unter so extremen Erscheinungen zu zeigen. Zu lange hat man sich bei der abenteuerlichen Larve seiner Menschen und Zustände aufgehalten. Wedekind ist, in Wahrheit, kein Abenteurer des Gefühls, in keinem Herzen können die Wellen beharrlicher nach Einer Seite strömen. Er ist, zumal in Angelegenheiten der Liebe, der beinahe starre Bekenner eines Ideals. Aber um sich selbst mit letzter Deutlichkeit zu offenbaren; um mit letzter Deutlichkeit die eigene Seele zu zerspalten, zu gestalten, wandeln zu lassen, dazu schien ihm die gemäßigte Zone bürgerlicher Handlungen nicht tauglich. Und gerade auf jenen Figuren aus der Eisregion der Gesellschaft, die Wedekind das Kopfschütteln der Ueberjährtten und die Schmähungen der ewig Blinden eingetragen haben, auf ihnen ruht nun ein unbeschreiblicher Glanz von Güte, von Christentum, fast von Heiligsein.

Mit einer ungemainen, einer wie todbereiten Wahrhaftigkeit sind diese Geschöpfe gebildet. Hetmann, die Geschwitz, der Marquis – sie atmen freilich nicht die gleiche Luft, in der die Bürger spazieren, schlafen und ihr Geld verdienen, aber sie haben die ungeheuerere, die mit Blut bezahlte Ueberzeugungskraft der Autobiographie. Auch sie, gerade sie, obwohl durch Maske und ersonnenes Lebenslos entrückt, vertreten auf große Art unser aller Herz. Am äußersten Rande der Welt kreist das stürmende Gespann dieses Dichters: darum eben umschließt seine Kreisbahn die Welt.

Will Vesper: Die Liebesmesse und andere Gedichte, Rezension (1914)

Quelle: Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift, 1. Jahrgang, Heft 7, April 1914, Seite 85-87. – Werkverzeichnis: Frank 1914.4.

Die Liebesmesse und andere Gedichte von Will Vesper.
München 1913. C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung. Oskar
Beck. 192 Seiten. Preis M. 3.50.

An dieser Stelle wird demnächst ein Werk des Prager Dichters Franz Werfel² besprochen werden, das an der Spitze ein Wort freudigen Erkennens trägt: Wir sind. Daseinsgefühl, Wirkensgefühl, Weltgefühl pocht und ruft dort aus den Versen, ein mächtiger Wille zum Gutsein, geboren aus der Freude am eigenen Atmen und Schauen. Solche begeisterte Absage an allen Pessimismus scheint repräsentativ zu sein für ein neu aufsteigendes Geschlecht, das der müden Feinheiten müde ist und dem männliche Stärke und männlicher Glaube wieder etwas gelten. Irgendwie ist die Dichtung einer Zeit doch immer ihr rechter Ausdruck, und wenn das stärkere Lebensgefühl, das überm Rhein in den Büchern der Jungen sich ausspricht, einem patriotischen, einem nationalen Erneuerungsdrang entstammt, so spiegeln auch in unserer jüngsten Dichtung wichtige neue Elemente unseres Daseins ihre Gestalt. Es hat nichts von Blasphemie, wenn gesagt wird, hier schlage das Feuer aus Nietzsches Erkenntnislyrik mit den Energieen zusammen, die in der Entdeckung des Sports durch die Deutschen ihren Herd haben.

Wo die Gefahren der neuen Art liegen, ist sehr klar. Wildtun und Kraftspielerei, mit diesen schönen Dingen, die seinerzeit dem jungen Goethe an den Herren von Stolberg so peinlich waren, sind wir auch heute wieder reichlich bedient. Nicht immer trifft ein neuer Anreiz auf eine Seele, deren Maß und Haltung ihm so gewachsen ist, wie es bei dem Autor des Buches zutrifft, von dem wir reden.

Immer wieder ist ein Grund gefunden,
Sich der schönen, wilden Welt zu freuen.
Auch nach dumpfem Kampf und vielen Wunden
Wollte nie ein Lachen mich gereuen.

² Siehe Seite 71.

Dieses Wort von der „schönen wilden Welt“ scheint mir bei Will Vesper eine weit bessere Stelle zu haben als im Titel des letzten Dehmel'schen Buches,³ Vespers Lyrik ist froh, rein und einfach. Nicht froh wie dichtendes Spießbürgertum, sondern hinter ihrer Fröhlichkeit liegen überwundene Kämpfe. Nicht rein mit der Reinheit der ewig Unberührten, die nicht versucht wurden, sondern aus ethischer Einsicht und aus Liebe. Nicht einfach dank jener „wiedergeborenen Unbefangenheit“, die das Leben leicht und öde macht, sondern dank jener „wiedergeborenen Unbefangenheit“, die nur dem zu Teil wird, der das Chaos erblickte. All dies hat bei Vesper auch schon in der Gestaltung, auch schon formal seinen Ausdruck gefunden. Freilich ist Reinheit, ist „Glätte“ der Form an und für sich genommen heute beinahe weniger als nichts, eine Gabe, die höchstens den Übersetzer noch ehrt. Vor fünfzig Jahren bedeutete das Wort „gefällig“ so etwas wie ein Lob im Munde des Urteilers, heute vernichtet es. Ein hübsches Talent – wie schlimm dieses Urteil in einer Zeit, in der das Talent so billig ist! Aber es gibt unter den Heutigen etwas noch Billigeres als jene Glätte: die einfältige Verwerfung alles Formalen durch krude, unklare und geschwätzige Verneiner. Der Weg des Lyrikers ist jetzt besonders schmal und besonders bedenklich; er führt zwischen Fels und Abgrund. Mehr als zu irgend einer Zeit geht ihn heute nur das wahre Talent mit Sicherheit. Nur das wahre Talent, das nicht glatt sein kann, weil es etwas zu sagen hat, und nicht von dämonischer Geschwätzigkeit – aus demselben Grunde.

So häufig wird Eines vergessen: Form ist sinnliche Wohltat. Ist holde Schmeichelei, die so gefangen nimmt, daß das Ausgedrückte, die „Bedeutung“ nur als eine Gnadengabe wie unversehens noch hinzutritt. Vespers Fassungen sind kräftig, kein, und sie zeigen hohe Schulung. Aber die „korrekten“ Verse sind bei ihm auf eine besondere Weise innerlich aufgelöst und le-

³ Siehe Seite 68.

bendig gemacht, sind innerlich weich und nachgiebig und warm geworden. Sie haben, nicht immer, doch sehr oft den „unbeschreiblichen Klang“, den wir von Hölderlin, von Eichendorff, von Mörike her im Blute haben. Das wahrhaft Lyrische, das sich der Analyse entzieht.

Aller Lärm der Welt versank in Schweigen,
Haß und Neid und alle arme Hast,
Und ich kann mich zu der Erde neigen
Als ein seliger, berauschter Gast.

Meinem Blute wird zu innerst eigen
Aller Dinge Farbe, Form und Schein.
Aus dem abendlichen Lichte steigen
Ewige Bilder in mein Herz hinein.

Die Gegenstände sind einfach wie bei aller bedeutenden Lyrik. Selbst Stefan George, der wunderliche große Mann unserer Tage, der einen Zaun um sein Werk macht, damit es geschützt sei⁴ – vor wem, und auf wie lange? – hat keine anderen. Wo sollte Einer seine Gegenstände auch hernehmen, als aus dem menschlichen Herzen, in dem das Blut seinen alten Rhythmus klopft. Will man gliedern, so darf gesagt werden, daß Vesper in Liebesdichtungen nicht weniger exzelliert als in der Naturlyrik. Und Beides, der Reiz einer geliebten Welt und der einer geliebten Frau, geht bei ihm ineinander; sein Herz ist sehr jung. Sein Zyklus „Der Kranz des Jahres“, der berühmt werden wird, zeigt vielleicht am vollkommensten dieses Hinströmen persönlichen Lebens im allgemeinen Ablauf. Da heißt es etwa im Oktoberlied:

⁴ Stefan George hatte in dem ordensartigen „George-Kreis“ seine Anhänger um sich geschart.

Schön ist die Welt in diesen reichen Tagen,
Wie Mütter schöner sind als jede Frau
Um goldenes Haar schlingt sich ein Band von Blau,
Und jede Hand soll volle Schalen tragen.

Und in der Nacht klingt der Gesang der Schnitter,
Ein spätes Erntelied, in deine Ruh.
Mit goldenen Blitzen zieht den Bergen zu
Und grüßt dich lang des Jahres letzt Gewitter.

Einen zweiten größeren Komplex des Buches, jene „Liebesmesse“, die ihm den Namen gegeben hat, eine „Dichtung für ein Chorwerk“, vermag ich nach eindringender Betrachtung nicht mehr ganz so hoch zu halten. Freilich will diese Folge, die sich als ein Substrat für Musik offen ankündigt, nicht als reine Lyrik begriffen werden; und doch fordert sie, in solcher Umgebung, sehr dazu heraus. Daß sie als Text ihre Schuldigkeit tut, und mehr als ihre Schuldigkeit, soll nicht angezweifelt werden. Und in solcher Eigenschaft schadet es ihr nicht, daß die Verse rhetorischer, daß sie weniger substantiell sind als die andern; hier stören auch die faustischen, allzu faustischen Reminiszenzen kaum, die sich bei stiller Lektüre reichlich einstellen.

Es braucht übrigens nicht verschwiegen zu werden, daß Vesper (dem wir ja unsere tauglichste Anthologie verdanken) von Erinnerungen auch sonst nicht ganz selten heimgesucht wird. „Ist der Schmerz der Liebe ohne Ende? Seltsam fühl ich mich in ihren Stricken.“ Das ist Platen. – „Als wäre ein Geheimnis unter allen, Ein tiefes, das sehr schreckensvoll zu sagen.“ Das ist Hofmannsthal. Und gegen die Feststellung „das ist Goethe“ ließe sich, auch außerhalb jener Liebesmesse, an manchen Stellen nicht viel einwenden. Höchstens Eines: daß es damit nichts auf sich hat. Wer ist denn ganz selbstständig aufgewachsen? Welche Dichtung wurzelt im luftleeren Raum? Ist etwa Platen denkbar ohne seine Alten, ohne seine Orientalen;

oder Hofmannsthal ohne seinen Goethe? Sie haben gleichwohl das Wesentliche, das Unerlernbare; und Vesper hat es auch. Statt in langer Reihe wertvolle und bleibende Stücke herzuzählen, gebe ich noch einige Strophen aus einer „Sommernacht am See“:

Verklärt sind nun alle Dinge, und
in des Friedens silbernem Licht.
Nur die Fische springen noch über
das Wasser und schlafen noch nicht.
Fern fährt noch ein Kahn mit
Lichtern vorüber und mit Gesang.
In den Dörfern verlöschen die Leuch-
ten und an den Gestaden entlang.
Immer dichter werden am Himmel die
Sterne wie Ähren auf einem Feld.
Jetzt stehen auch die Berge silbern von
dem Licht und von Gletschern erhellt.
O wer spricht trunken alle Schönheit
der Sommernächte aus!
Wer preist würdig die glänzende Erde
und des Himmels lichterfüllt Haus!
Unsre Herzen erschüttert ein Rausch,
sie tönen wie Harfen im Wind,
Und feiern die Nacht und singen,
Weil wir beisammen sind.

Bruno Frank.

Richard Dehmel: Schöne wilde Welt. Neue Gedichte, Rezension (1914)

Quelle: Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift, 1. Jahrgang, Heft 10, Juli 1914, Seite 349-351. – Werkverzeichnis: Frank 1914.5

Schöne wilde Welt. Neue Gedichte von Richard Dehmel.
Verlag S. Fischer. Berlin 1913. 125 Seiten. Geb. M. 4.–.

Wir verdanken Richard Dehmel eine Reihe von schönen und bedeutenden Gedichten, wir verdanken seinem Einfluß aber mehr: eine stürmische Reinigung der deutschen lyrischen Atmosphäre. Alles, was nach Liliencrons Ausdruck damals vor zwanzig Jahren behaglich und herkömmlich sein „Tutlitut und Piepliep“⁵ sang, flüchtete entsetzt, als Dehmel und seine Ritter daherbrausten. Seither hat alles Betuliche, Besinnliche, vorsichtig Bürgerliche in der Lyrik einen schweren Stand. Allem Neuen und Kühnen wurde damals die Bahn freigefegt. Für solche Kämpferarbeit sind ihm die Nachfolgenden erkenntlich geblieben: Richard Dehmel, das ist mehr als ein verehrter Name, das ist ein unantastbarer Begriff. Es gilt heute für beinahe unanständig, den Anspruch seines Werks auf Fortdauer kritisch nachzuprüfen. Aber dieses Werk in seiner Gesamtheit kann es vertragen, wenn einzelnen Teilen jener Anspruch bestritten wird. Den kunsttheoretischen Abhandlungen also, die ziemlich breitpurig und ohne Haltung sind; den Theaterstücken „Der Mitmensch“ und „Michel Michael“, denen ungefähr alles fehlt, was den Theaterstücken eines Dichters überhaupt fehlen kann; auch das neue Gedichtbuch gehört hierher.

Schon der dithyrambische Titel „Schöne, wilde Welt“ hat etwas Unerfreuliches. Wenn ein Dichter von der Literaturgeschichte dermaßen bereits auf den Begriff einer stürmischen Weltbejahung festgelegt ist wie Dehmel, dann müßte er sich davor hüten, durch ein so lautes Plakat zu verkünden, daß man

⁵ Detlev von Liliencron: Durch die Nacht.

Recht habe, daß man ihn kenne, daß er der alte wahre Dehmel sei und bleibe. Umso mehr hatte er sich hüten müssen, als der jugendlich brausende Name durch das, was er deckt, nicht gerechtfertigt wird. Der Wille und Anlauf zum Wildsein ist freilich da, aber das schaffende Naturell zeigt sich, dem zum Trotz, heute unendlich zahmer und sanfter. Manches, was in dem Bande wertvoll ist, gehört einer bescheidenen und sich bescheidenden Spruchkunst an (bei deren besten Stücken man freilich an die entzückende Weisheit des späten Fontane noch nicht denken darf).

Wir werden's immer spüren
und niemals weiter bringen:
die Seele will sich rühren
und dabei Ruh' erringen.

Das ist wahr und in seiner Einfachheit überraschend. Aber war es nötig, eine matte Abwandlung des gleichen Gedankens folgen zu lassen:

Es ist zum Lachen wie zum Weinen,
wir mögen lieben oder hassen,
es wurzelt alles in dem Einen:
das Herz *will* sich erschüttern lassen.

Und es scheint mir des fünfzigjährigen Dehmel auch nicht recht würdig, solch billig liberalisierende Sprüchlein angestrebter Dauer zu überliefern, wie das „Religionsunterricht“ benannte:

Religionsunterricht:
gläubige Seelen brauchen ihn nicht,
aber die zweiflerischen
lernen da gründlich Unglauben fischen.

Dergleichen vermittelt den peinlichen Eindruck eines bedeutenden und berühmten Mannes, der zusammenschartt, um Bücher zu füllen, der die Brocken sammelt, die vom eigenen,

früher so reich bestellten Tisch gefallen sind. Es gibt grosse Brocken darunter, aber sie verdienen das Aufgehobenwerden darum nicht mehr. Besonders ist da an den neunteiligen Zyklus „Die Hafengefeier“ zu denken, der den Stapellauf des „Imperator“⁶ besingt. Etwas im Aufnehmenden sträubt sich schon dagegen, einen Dehmel so geschäftig aktuell zu sehen; aber es wäre denkbar, daß sich solch ein Geschehnis ins Bedeutende gehoben zeigte. Freilich ist man, und mit Recht, der Versuche ein wenig müde, „das deutsche Volk dichterisch bei der Arbeit aufzusuchen“,⁷ und die bedeutendsten Werke der Modernen (Stefan Georges, Wedekinds, Thomas Manns) haben auffallenderweise die ewig unveränderliche Seele zum Gegenstand und nicht die ewig veränderte Maschine. Aber jeder Gegenstand läßt die Möglichkeit zur Größe. Nur hat diese „Hafengefeier“ eine rauschende Äußerlichkeit an Stelle der Kraft und als Würze wiederum ein bisschen von jenem liberalen Salz:

Der grüßt sich höflich durch die Spaliere
der Würdenträger, Damen, Kavaliers,
Schutzleute, Kurtisanen pp. – und dann:
ein Kaiser neigt sich vor dem jüdischen Mann,
der dieses Völkerfriedenswerk ersann,
es neigen sich die Herren Offiziere.

Daß der Band Sachen von Wert enthält, ist eine Feststellung, mit der man Dehmel nicht zu kränken brauchte. Es stehen, auch abgesehen von den Denksprüchen, in denen er hier exzelliert, Gedichte darin, die den Sammlungen „Aber die Liebe“ und „Weib und Welt“ zur Ehre gereichen würden. Nur sind es wenige. Reiner, starker, guter Dehmel ist Mehreres aus der „Musik des Mont Blanc“ (als Ganzes vermag die unbeherrschte Rhetorik dieses Hymnus nicht zu bestehen); weiter „Die Kette“, „Enrüstung“, „Der Schwimmer“, „Die

⁶ Die „Imperator“ war ein Passagierschiff, das 1913 vom Stapel lief und seinerzeit als das größte Schiff der Welt galt.

⁷ Nach Julian Schmidt.

„Entrüstung“, „Der Schwimmer“, „Die Schöpferhand“ und besonders noch ein kleines „Hochsommerlied“, kaum gesungen, fast nur hingesagt:

Golden streift der Sommer meine Heimat,
brotwarm schwillt das hohe reife Korn
wie in meiner goldenen Kinderzeit;
habe Dank, geliebte Erde!

Schwalben rufen mich hinauf ins Blaue,
weiße Wolken türmen Glanz auf Glanz
wie in meiner blauen Jünglingszeit;
habe Dank, geliebte Sonne!

Bruno Frank.

Franz Werfel: Wir sind. Neue Gedichte, Rezension (1914)

Quelle: Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift, 1. Jahrgang, Heft 12, September 1914, Seite 526-527. – Werkverzeichnis: Frank 1914.6.

Wir sind. Neue Gedichte von Franz Werfel. Leipzig 1913, Kurt Wolff Verlag. 127 Seiten, gebunden M. 4,50.

Der junge Prager Lyriker, der hier seine zweite Sammlung vorlegt, ist durch die erste, seinen „Weltfreund“, rasch berühmt geworden. Die Kritik und, in gewissen Grenzen, das lesende Publikum haben hier eine dichterische Potenz empfunden, die von dem üblichen glatten Könnertum ebensoweit absteht, wie von den Ausschweifungen einer allerjüngsten Moderne, die Maß- und Gesetzlosigkeit für Kraft hält.

Die erste Ausgabe des „Weltfreunds“ zeigte ein hübsch erfundenes Titelblatt: ein schwarz gekleideter, korrekter Herr bestaunt ganz außer sich das Phänomen eines kleinen Vogels, der, eingesperrt in seinen Käfig, aus voller Kehle singt. Das war ein gutes Symbol: der Erkenntnisgrenzen sich bewußt, vom Leiden

der Welt zehntausendfach bedrückt, schwingt sich die Seele dennoch zur Bejahung auf und wird selig in dem großen Gedanken, daß sie lebt, daß sie ist. Weltgefühl, Gegenwartsgefühl, Seinsgefühl, dies der tiefe und volle Ton, auf den die neue Harfe gestimmt war. Und da ein so verstärktes und erweitertes Empfinden für das Glück des Erdendaseins mit Notwendigkeit den Ring des eigenen Erlebens sprengt und fremdes Wesen mitumschließt, so wird der ethische Kern solcher Dichtung sehr gütereich, sehr christlich sein. Schon der Name des zweiten Buches deutet auf die Erweiterung hin. Wenn jener frühere Titel noch die Stellung eines Einzelnen zur Welt bezeichnete, so umschließt dieser neue mit einem einfachen Wort die Mitlebenden: Wir sind.

Die Summe der dichterischen Qualitäten scheint mir nicht unbedingt gewachsen zu sein. Ist es unrecht und einseitig, die spezifischen Wirkungen, die vor allem in dem Abschnitt „Kindheit, Rührung und vermischte Gedichte“ vereinigt waren, so hoch anzuschlagen und nun zu vermissen? Ich verkenne nicht, daß das neue Buch, als Ganzes genommen, mehr männliche Stärke zeigt. Doch eben die aufschmelzende Nahrung will sich seltener einstellen, die dort von Gedichten ausging wie dem „Winterlichen Hospital“, dem „Ersten Frühling“, dem „Guten Kameraden“, der „Bitte an den Dämon“, der „Nächtlichen Kahnfahrt“. Es will mir auf der anderen Seite scheinen, als sei aus gewissen besonderen Reizen von wesentlich einmaliger Natur im neuen Buch so etwas wie ein Rezept geworden. „Denn ich habe alle Schicksale durchgemacht. Ich weiß das Gefühl von einsamen Harfenistinnen in Kurkapellen ...“ Das war im „Weltfreund“ schön und neu und überraschend. Aber in „Wir sind“ gibt es zu viele ähnliche Stellen. Gewissen hohen Offenbarungen des früheren Buches wüßte ich auch nichts Neues so völlig an die Seite zu setzen, den Terzinen etwa aus dem Sonett „Der schöne strahlende Mensch“, die, einmal mehr, hier zitiert seien:

Ich bin ein Korso auf besonnten Plätzen,
Ein Sommerfest mit Frauen und Bazaren,
Mein Auge bricht von allzuviel Erhelltheit.
Ich will mich auf den Rasen niedersetzen
Und mit der Erde in den Abend fahren.
Oh, Erde, Abend, Glück! Oh, auf der Welt sein!

Einer bedeutenden Erscheinung wie Werfel gegenüber ist es dringlicher, Bedenken zu äußern, als Entzücken zu zeigen. Darum sei noch vorweggenommen, daß sich in „Wir sind“ gewisse Unarten breitmachen, die man im „Weltfreund“ als zufällig oder als anfängerhaft ungeschickt mochte gelten lassen. Unarten, die mir sehr österreichisch vorkommen. So erlaubt sich etwa auch Hofmannsthal einmal, in einem sonst wunderbaren Gedicht den Patois-Ausdruck „einen Rand nehmen“, was „über Land fahren“ bedeutet, wenn ich nicht irre. Man ahnt das auch, wird aber für die ganze schöne Zeilenfolge einen peinlichen Geschmack nicht mehr los. Ähnlicher Peinlichkeiten versieht man sich schon vor der Überschrift manches Werfelschen Gedichts. „Greis mit Kaiserbart auf einer Terasse vorübergehend“! Nein, das ist unmöglich. Und keine bürgerliche Scheu vor veraltetem Pathos vermag in dem metaphysisch tiefen Dialog „Das Opfer“ diese beiden Zeilen zu entschuldigen:

Süßes, was ich gewollt,
Sixt' es, da schwebt's heran.

Ob es nun der Geist eines kleinen Hundes ist, den man sprechen läßt, oder sonstwer, – „sixt' es“, das ist die kokette Unart eines Verwöhnten.

Im übrigen bleibt auch „Wir sind“ ein wertvolles Buch, reicher und schöner als die meisten aus der jüngsten lyrischen Generation. Es mag Werfel das eine oder andere Mal an Einsicht fehlen, an Zucht, meinerwegen an Geschmack; es fehlt ihm nicht am Unersetzbaren, am Unerlernbaren. Einzelne Partien aus dem „Gesang von Toten“ und vieles aus dem „Opfer“,

die Gedichte „Die Unverlassene“, „Die Mondstunde“ und jenes so ernste und inbrünstige „Ich bin ja noch ein Kind“ werden bestehen.

Lyrische Sammlungen sind etwas Provisorisches, und Franz Werfel ist noch jung. Läßt ihm das Schicksal Kraft und Streben, so wird in vierzig Jahren das Buch, in dem er den feinsten Extrakt seines Schaffens auffängt zu unserem unvergänglichen, köstlichsten Besitz gehören. Hemmungen sind für Jeden zu überwinden. Ein kleines Gedicht, eines der schönsten hier, heißt: „Und doch!“

Und doch! Sonne und Wälder toben vorbei,
Eis steht im Teich. Windmühlen wunderbar
Tanzen am Himmel, und eine Vogelschar
Hängt im Unendlichen frei.

Bruno Frank.

Von der Menschenliebe, Rede (1919)

Quelle: Bruno Frank: Von der Menschenliebe. Gesprochen im Münchener Politischen Rat geistiger Arbeiter am 10. Dezember 1918. München : Musarion, 1919. – Werkverzeichnis: Frank 1919.3.

Am 10. Dezember 1918 hielt Bruno Frank im Münchener Politischer Rat geistiger Arbeiter seine Rede „Von der Menschenliebe“. Nach der Rede hielt ihm einer der Versammlungsteilnehmer vor, er habe zu Beginn des Krieges in einem Gedicht erklärt, „der Krieg sei eine Last, die man »jauchzend trage«“. Daher habe er kein Recht „für eine menschliche und freie Gesinnung zu zeugen“. Gegen diese Zumutung verteidigte sich Bruno Frank in dem Essay „Gesinnungszensur“, siehe Seite 89.

Von der Menschenliebe

Gesprochen im Münchener Politischen Rat geistiger Arbeiter

am 10. Dezember 1918

Verehrte Damen und Herren!

In der Alten Pinakothek wird in diesen Tagen der Isenheimer Altar des Meisters Matthias Grünewald gezeigt, eines der erhabensten und ergreifendsten Werke christlicher Kunst, be-seelt von inbrünstiger, reiner Liebe.

Dies Wunderwerk war in früheren Jahren in Kolmar im Elsaß aufgestellt, es kam während des Kriegs nach München in Sicherheit, blieb aber, um vor feindlichen Angriffen geborgen zu sein, im Keller unserer Sammlungen verwahrt. Nun, heute, da Friede ist oder doch Friede wird, ist es ans Licht gestiegen und jeden Tag versammeln sich Hunderte davor, in Schweigen, Entzücken und Ergriffenheit.

Das schönste Stück dieses Altars zeigt den Heiland, wie er aus dem Dunkel seines Grabes, in das ihn Fanatismus und Haß gelegt haben, auffährt in einer himmlischen Helle, in einem beispiellos lockenden und tröstenden Licht, vor dem man ge- blendet und erschüttert beinahe seine irdischen Augen schlie- ßen muß. Die Kriegsknechte aber, die seine Gruft bewachten, liegen am Boden wie Erdklumpen, umgetaumelt, schwächer als Kinder, entmachtet.

Ist nicht die Auferstehung dieser Auferstehung ein Sinnbild? Jahrelang, vier graue, öde, wüste, kellerdunkle Jahre lang hielt die Macht, hielt die Materie uns gefangen. Vier Jahre lang war der Mensch, war die Liebe zum Menschen nichts, – jetzt, jetzt sind ihr die Tore aufgestoßen, und sie steigt frei zum Lichte.

Meine Damen und Herren, dieses Wort Liebe, Menschen- liebe steht in leuchtenden Buchstaben über dem offenen Ein- gang zu der neuen Zeit. Und es steht auch über unsern heutigen Betrachtungen. Zwar werde ich mir erlauben, von höchst realen

Folgen der geschehenen Umwälzung in sehr realer Weise zu Ihnen zu sprechen, besonders auch von wirtschaftlichen Folgen, die jedem von uns ans nackte Leben greifen, und vor denen man nicht die Augen schließen kann noch soll. Aber der Standpunkt, den wir bei unsern Betrachtungen einnehmen, soll der Standpunkt der Menschlichkeit und des brüderlichen Verstehens sein.

Aus dem Meer von Grauen, durch das wir gewatet sind, will ich nur eine Welle herausschöpfen. An einem einzigen Beispiel lassen Sie mich zeigen, in welchen Abgrund von Ungüte, Roheit, gemeinster Ichsucht die europäische Welt im Begriff war zu versinken. Umso instruktiver scheint mir dieses Beispiel zu sein, als es nicht einmal vom Mitleid, von der Liebe zum Menschen handelt, sondern arme wehrlose Tiere betrifft.

Im Jahre 1916 ging durch österreichische Blätter die folgende Nachricht. In einem Dorfe in Galizien – dort, wo man jetzt die Juden totschißt – hatten die Bewohner wenig mehr zu essen, so wenig, daß ihnen natürlich auch für ihre Hunde nichts mehr übrig blieb, kein bißchen Abfall, nichts. Es wurde darum beschlossen, die Hunde zu töten, und der Flurschütz machte bekannt, jeder Hundebesitzer könne für zehn Heller seinem Tier eine barmherzige rasche Kugel verabfolgen lassen. Es waren fünfzig oder sechzig Hunde im Dorf. Nun, meine Damen und Herren, von den fünfzig oder sechzig Besitzern entschloß sich nicht einer – hören Sie: nicht einer! – zu der Ausgabe von zehn Hellern, sondern jeder zog vor, um dieser Ersparnis willen seinen Wächter und klugen Freund eigenhändig mit dem Knüppel totzuschlagen. Und als ein Mensch, ein wirklicher Mensch – es war der Lehrer oder der Friedensrichter – die Bauern darum schalt und anflehte, da antworteten sie lachend: Im Krieg gehts auch nicht anders zu.

Sie hatten ganz recht diese Bauern: im Krieg gings auch nicht anders zu. Im Krieg nicht und in der Welt, die für den Krieg reif war, auch nicht. Freilich, nicht immer in so krassen

Formen war das Abscheuliche zu sehen: aber es war da. Und das traurige Wort des Engländers Hobbes galt auf der Erde: Homo homini lupus de natura, der Mensch ist dem Menschen von Natur gesinnt wie ein Wolf. Die Geistigen aber, die sogenannten Intellektuellen, wo waren sie in jener Epoche eines wölfischen Händlertums, das um sein Zehn-Heller-Stück zur Grausamkeit bereit war und sich endlich krönte durch den Völkermord? Wo waren sie? Wie haben sie ihre Rolle gespielt – die Rolle, die ihnen vom Schicksal doch zugeteilt ist, dieselbe, die in jenem galizischen Dorf der Lehrer oder der Richter spielte? Mit wenigen Ausnahmen waren sie nicht zur Stelle.

Wer sind sie denn, die Geistigen, die Intellektuellen? Ich will das nicht sozial definieren, sondern psychologisch: es sind die Menschen, denen ein milderer Geschick als das allgemeine erlaubt hat, sich mit ihrer eigenen Seele abzugeben, die einen breiteren Pfad haben zur Erkenntnis und also zur Liebe und Güte: denn wer den Menschen erkennt, der vermag auch am besten den Menschen zu lieben. Meine Damen und Herren, hier liegen unsere Aufgaben, hier liegt der Grund, weshalb eine Körperschaft der Geistesarbeiter inmitten des ungeheuren Umschwungs ein Existenzrecht hat und eine Stimme haben soll. Die deutsche Kultur, das deutsche Geistesleben war ja von jeher im wesentlichen bürgerlich. Auch wir Menschen der geistigen Berufe sind nach Herkunft und Umwelt zumeist Bürger und nicht Arbeiter im strengen Sinn. Aber wir sind *die* Bürger, die dem Neuen am ehesten sich eingliedern können, weil wir am klarsten seine Notwendigkeit einsehen und weil uns Menschenliebe über die ökonomischen Interessen unserer Klasse am leichtesten hinwegträgt. Unsere große und schöne Pflicht ist es, als geistiges Mittelglied für das Bürgertum um Vertrauen zu werben bei der Arbeiterklasse, die sich befreit hat.

Um Vertrauen zu werben! Gestehen wir uns doch, meine sehr verehrten Damen und Herren, daß das Bürgertum es dringend, aber *dringend* nötig hat, um Vertrauen zu werben. Geste-

hen wir uns doch, daß der Arbeiter mit höchst berechtigter Skepsis auf diejenigen blickt, die während des Krieges – in seinen spätern Stadien! denn des Ansturms liebender Angst und begeisterter Solidarität eines getäuschten Volks zu Beginn braucht sich niemand zu schämen – die jahrelang sich servil geduckt und Geld geschneffelt haben, und die nun plötzlich alle so ungeheuer demokratisch fühlen!

Lassen Sie mich deutlich sein! Ich sehe mit Ihnen, meine Damen und Herren, in den Bestrebungen der äußersten, der anarchistischen Linken eine große Gefahr, ja ich sehe darin *die Gefahr der Gefahren*. Aber ich muß sagen: begreifen kann ich diese Leute, wenn sie sich in extremen Forderungen nicht genug tun können, aus Furcht, das Opportunistenpack könnte triumphieren und könnte sagen: So haben wir alle auch schon immer gedacht. Aus hundert Gründen ist es ja heute gar keine Frage mehr, fordern eine Selbstverständlichkeit, daß ein deutsches Gesamtparlament, eine Nationalversammlung kommen muß, so schnell als möglich. Aber wer von uns versteht nicht die Angst, diese Versammlung könnte irgendwie wieder dem alten Reichstag gleichen, jenem Reichstag, der als einzige bedeutsame Körperschaft in diesem entsetzlichen Krieg unangreifbar war, der das Recht hatte zu fragen und zu prüfen, der der einzige Ort gewesen wäre für geistige Freiheit und gerechten Sinn, der sich hätte in Permanenz erklären und eine ständige Kontrolle unserer wahnwitzigen Politik beanspruchen können, – und der sich jahrelang in den vorgeschriebenen nationalen Taumel beschied, der beharrlich dabei blieb, daß die Person des allerhöchsten Kriegsherrn nicht in die Debatte gezogen werden dürfe, der Monat für Monat jenes „Opfer des Verstandes“ brachte, von dem Dante spricht, der frei war und sich bückte, sehend und sich blendete, stark und sich lähmte! Diese Art von Bürgerlichkeit, meine Damen und Herren, diese kriechende, angstgeladene Bürgerlichkeit ist es, dieses geschäftstüchtige Schwätzertum ohne Liebe und Verantwortungsgefühl

ist es, was der Proletarier von heute vor Augen sieht, und vor einem so zusammengesetzten Parlament graut ihm.

Aber es wird nicht kommen. So eines wird nicht kommen. Und daß es nicht kommen wird, dafür wollen wir geistigen Arbeiter zu unserem Teile sorgen.

Meine Damen und Herren! Lassen Sie mich deutlich aussprechen, was meiner Meinung nach im wesentlichen Aufgabe der geistigen Arbeiter in der jetzigen Krisis ist. Eines ist genannt. Wir haben um Vertrauen zu werben bei der befreiten Masse. Zweitens aber, und das scheint mir die eigentliche Hauptsache zu sein, ist es unsere dringende Pflicht, das Bürgertum reif zu machen, damit es *freudig* die großen Opfer bringt, die es bringen muß. Freudig sage ich, daß es sie aus Nächstenliebe bringt, aus Gerechtigkeitssinn. Denn gebracht werden müssen sie ja ohnedies – ob freiwillig oder nicht, ob freudig oder mürrisch. Darüber wollen wir uns klar sein, daß die Wirtschaftswelt, in der wir gelebt haben, tot ist und nicht mehr aufsteht.

Lassen Sie mich hier gleich sagen, meine verehrten Hörer, daß nach meiner geringen Einsicht ein umfassender Kommunismus im strengen Sinn auf die Dauer nicht kommen kann und nicht kommen wird. Mir scheint: der Kommunismus, die Gemeinsamkeit aller Produktionsmittel ist eine Form primitiver Wirtschaft und nicht eine Form überzüchteter Wirtschaft. Mir scheint, als könnte der so unendlich verfeinerte verästelte Apparat unseres wirtschaftlichen Lebens den Anreiz der Konkurrenz völlig nicht mehr entbehren; mir scheint auch, als würden die Großmächte, die heute, sprechen wir es aus, unsere Herren sind und bald, bald unsere Großgläubiger sein werden, den Versuch zu kommunistischer Umwälzung sofort mit Waffengewalt hintertreiben. Der Versuch schon würde uns, so glaube ich, zu militärisch beaufsichtigten Galeerensklaven der Entente machen. Das wäre ein äußeres Hindernis. Von jenem inneren Hindernis aber, das in den wirtschaftlichen Entwicklungsgeset-

zen selbst liegt, von ihm können, scheint mir, die Zustände in Rußland überzeugen, die dort herrschende vollkommene Stokkung und ökonomische Verödung. Denn wenn die Folg eines kommunistischen Versuchs in einem Lande mit noch wesentlich bäuerlicher, einfacher Wirtschaft schon so aussehen, wie dann in einem Reich mit hochentwickeltem, hochkompliziertem Industrial-Mechanismus!

Was aber kommen wird, was heimlich schon da ist, das, meine Damen und Herren, ist das Aufhören der bürgerlich-kapitalistischen Vormacht. Machen wir uns doch die Situation klar, ohne uns zu belügen: Deutschland liegt wehrlos, gebrochen am Boden. Man wird uns wohl gerade noch leben lassen, trotz Frankreich wird man uns leben lassen, dank englischen Interessen und dank einem Willen zum Recht, der weiter westlich seine Heimat hat. Aber wir sind beladen mit den ungeheuren Schulden dieses Krieges und mit den Strafgeldern, die man uns aufbürden wird, wir sind belastet auf Generationen hinaus. Selbst ein *siegreiches* Kaisertum hätte uns in nicht viel anderer Lage gelassen. Wir sind arm, bettelarm. Den Papierscheinen, die durch unsere Hände gehen, entspricht eigentlich kaum mehr ein realer Gegenwert, die Arbeit von Jahrzehnten erst soll diesen armen, zerknitterten Symbolen ihren Wert wiedergeben.

Und nun, in diesem Augenblick, sprechen die Besitzenden, sie sprechen es nicht mit den Lippen, aber mit der Seele: nehmt alles, alles, aber laßt uns nur unser Geld. Gut, gut, sagen sie, wir sind ja einverstanden mit allem; mögen die Throne umstürzen, mögen Arbeiter in Ministerien sitzen, mögen unsere Titel und Orden entwertet sein, wir sind bereit mit Hebbel zu sagen: „Was liegt denn auch an Schleiern, Kronen oder rostigen Schwertern, das ewig wäre,“ – aber bitte, bitte, greift nicht an unser Portemonnaie!

Meine Damen und Herren, wer so denkt, wer um diesen Preis „mitarbeiten“ möchte, der kennt die Situation schlecht. Es ist schon die Axt an die Bäume gelegt. Es bleibt gar keine

Wahl. Das Erbrecht wird empfindlich gemindert werden, die großen Kapitalien werden schmelzen; gesichertes Behagen, gesicherter Luxus gar wird kaum mehr existieren können.

Das ist bitter, das ist entsetzlich bitter. Darüber hinwegzukommen ist ganz unsagbar schwer. Und es gibt, meine verehrten Zuhörer, nur ein Mittel dafür, dies Mittel, – der Bürger muß sprechen: Ich bin bereit, diese niederschmetternde Notwendigkeit ehrlich in meinen Willen aufzunehmen, dieses Ich-Muß zu einem Ich-Will machen, nicht beiseitezustehn mit zusammengepreßten Lippen, sondern zu sagen: Ich will das Glück der Gemeinschaft, ich will, daß die, die gehungert und gefroren haben, satt werden und warm werden, ich habe es gut gehabt, ich will es nun tragen, daß es mir knapper geht, ich will es tragen, nicht weil ich sonst ja doch vom Staat gepfändet werde, sondern weil ich die Massen, die gehungert und gefroren und geblutet haben, – weil ich sie liebe!

Dann, aber nur dann wird das Bürgertum mitarbeiten können, dann, nur dann wird ihm die Stellung bleiben, die für Deutschlands Entwicklung so notwendig ist. Und hier beizutragen, ist Sache der geistigen Menschen.

Freilich, die geistigen Menschen haben sich ja auch früher betätigt! Wo immer es etwas zu protestieren gab, wo man Ausschüsse gründen und seinen Namen unter einen Aufruf setzen konnte, da war man bereit; wo ein freisinniger Pastor gemaßregelt wurde oder ein Theaterstück von Schönherr verboten, da war man dabei und protestierte munter. Aber es ist vorbei, es ist ganz und gar vorbei mit solchen ungefährlichen nationalliberalen Scherzen. Jetzt müssen wir, ich wiederhole es, das Bürgertum auf die bittere Tatsache vorbereiten, daß seine Vorherrschaft aus ist.

Meine Damen und Herren, die völlige Befreiung des sogenannten vierten Standes, die wir erleben, die Einbeziehung also der körperlich arbeitenden Stadtbevölkerung in den Kreis der Gleichberechtigten – diese neue Emanzipation ist das vorläufi-

ge Endglied in der großen Kette der Emanzipationen. Die letzten anderthalb Jahrhunderte sind ausgefüllt mit dem Sturz von Privilegien. Es wurden nacheinander emanzipiert, d. h. als berechnete, ebenbürtige Individuen proklamiert: die Bürger, die Bauern, die Menschen farbiger Rasse, die Juden, die Frauen, die Kinder. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erweiterte sich der Kreis der Geschöpfe, in denen die bevorrechtete Schicht der europäischen Völker sich selbst erkannte, vor denen sie mit der indischen Formel sprach: Tat twam asi, das bist du! Natürlich lassen sich alle diese Vorgänge grob mechanisch zurückführen auf materielle, auf ökonomische Verschiebungen; es bleibt darum nicht weniger wahr, daß der Weg seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Weg der innerlichen Erweiterung war, ein Weg der immer fortschreitenden Umfassung fremden Lebens, ein Weg des wachsenden Mitfühlens und Mitleidens. Vor dieser Zeit, nicht wahr, war ja auch der Übeltäter, der Verbrecher, ein Gegenstand für die folternde Lust seiner juridisch intakten Mitbürger; vor dieser Zeit wurden ja auch die Wahnsinnigen noch in offenen Gittertürmen vor der Stadt gehalten gleich wilden Tieren, zur Erheiterung der normalen Spaziergänger!

Es ist ja wahrhaftig kein Zufall, und ist auch keim Äußerlichkeit, daß in diesen heutigen Emanzipationsvorgängen die Throne zusammenknicken wie morsches Reisig. Man kann über die politische Tragweite dieser Formenänderung vielleicht verschiedener Meinung sein; aber nicht über ihre ideelle Bedeutung. Die monarchische Ordnung im ganzen Weltgebäude hat für unser Auge aufgehört, so sehr, daß wir schon angefangen haben, es zu belächeln, wenn eine alte Lehre vom Menschen als vom Herrn der Schöpfung spricht und Tiere und Pflanzen als zu seiner gnädigen Nutznießung erschaffen sich vorstellt.

Wie anders es in diesem Punkt vor dem Beginn der befreienden Periode aussah, wie bis zum Grauenhaften lebendig vor einigen Jahrhunderten der Ich-Hochmut in den gebietenden

Menschen war, wie wenig wirkliche Existenz für einen Herrscher damals das Leben und Gefühl anderer, unterer Geschöpfe hatte, das wird merkwürdig klar durch eine Geschichte, die von dem russischen Zaren Peter erhalten ist. Dieser Peter, zubenannt der Große, befand sich auf einer Studienreise durch die zivilisierten Staaten des Westens, und irgendwo wurde ihm dabei auch eine Guillotine vorgeführt. Diese Köpfmaschine interessierte ihn sehr, und er wollte sie gerne in Tätigkeit sehen. Er forderte also den Ratsherrn, der ihm den Apparat zeigte, auf, er möge doch einen der Diener oder Arbeiter, die herumstanden, zur allerhöchsten Instruktion köpfen lassen. Der Ratsherr sagte ganz erschrocken: Aber Sire, dann ist der Mann doch tot, und er hat ja nichts getan! – „Ach so“, sagte der Kaiser, „das ist freilich wahr“, und er verzichtete auf sein Anliegen. Meine Damen und Herren, Sie verstehen, was ich mit dieser Anekdote sagen will. Dieser Kaiser hatte gar nicht ans persönlicher Grausamkeit gehandelt, sondern nur darum hatte er so gehandelt, weil der andere Mensch, vor allem der niederstehende, *überhaupt nicht für ihn existierte*, weil er gar keine Realität für ihn besaß. Gestehen Sie es, der Weg, der von diesem Zaren bis zu unserer Stunde führt, ist doch ein guter, ein heiliger Weg, es ist die Via Sacra der Erkenntnis und der Liebe. Auf ihm können die geistigen Arbeiter Führer sein.

Aber, meine verehrten Zuhörer, es gibt ein englisches Sprichwort – man darf ja jetzt wieder englisch zitieren –: *Charity begins at home*, die Mildherzigkeit muß zu Hause anfangen. Seien wir uns doch über eines klar: nicht Manifeste, nicht Reden, nicht Propaganda ist das, was uns geistigen Menschen zunächst einmal nützt, sondern Arbeit an uns selbst. Wenn wir an uns selbst arbeiten, dann arbeiten wir am Volke. Das eigene Herz zu prüfen, unerbittlich, streng, sich nicht jeden kleinen Ehrgeiz, jeden Hochmut hingehen zu lassen, das ist wichtig. Abseits, weit abseits von jedem im engem Sinn politischen Wirken kann der geistige Mensch in tätiger Nächstenliebe sich

läutern und Anderen helfen. Ich meinstenfalls bin immer der Ansicht gewesen, daß ein gütiger Blick mehr ist als ein noch so anfeuerndes Schlagwort und eine am Krankenbett verwachte Nacht mehr als ein politisches Manifest. Als Arzt – denken Sie an die Kassenärzte, von denen doch so mancher sein Amt mit saurem Gesicht getan hat – als Richter, als Anwalt, als Lehrer – wo, wo wäre das Gebot unnütz, Menschenliebe, Nächstenliebe zu üben, im engsten Kreis, im einfachsten Fall! Es ist ja, lassen Sie mich so selbstverständliche Dinge aussprechen, mitunter nicht mehr nötig als ein gütiges Wort. Lassen Sie mich einen Augenblick bei diesem unscheinbaren Thema verweilen. – Ein sehr kluger Russe sagte mir einmal vor manchem Jahr:

Ja, Sie haben Recht, Ihr Deutschland ist bewundernswert: Ordnung, soziale Fürsorge, Krankenkassen, Versicherung, Invalidenschutz – alles großartig. Nur fehlt's am guten Geist, nur hört man nie ein mitleidiges Wort, nur wird den Leuten alles hingeschmissen wie einem Hund der Knochen. Ihr in Deutschland meint, der Ton verschlage nichts, wenn nur für den Menschen gesorgt sei. Ich weiß nicht recht ... Bei uns in Rußland herrscht Schlamperei, aber die Herzen öffnen sich.

Meine Damen und Herren, Sie wissen, daß hier eine der hauptsächlichsten Wurzeln für die Ablehnung alles Deutschen draußen in der Welt zu suchen ist. Es gilt tatsächlich in Deutschland, besonders freilich im Norden, für unwürdig, für unmännlich, für ein feiles Beifallsuchen, wenn man dem Nächsten ein freundliches, gar ein liebevolles Wort gönnt. Es genügt, so ist der Glaube, daß man sein ehrliches Herz in der Brust trägt und seine Pflicht tut; alles übrige sind Faxen. Die Leistung, nicht die menschliche Nähe soll den Anderen gewinnen. Das ist, meine Damen und Herrn, ein Charakterzug, der nicht an der Oberfläche liegt, der vielmehr tief hinunterreicht in deutsches, jedenfalls in norddeutsches Wesen. Es entspricht einem Gewissensfanatismus, dem gleichen Fanatismus der Wahrhaftigkeit und Reinlichkeit, der vor vierhundert Jahren die

Reformation zeitigte. Damals ertrug ein deutscher Mönch die milden Wohltaten der katholischen Kirche nicht länger, ihre Konzilianz schien ihm ein Übel, und er isolierte sich in harter Einsamkeit mit seinem Gott. Sie sehen, die Quellen, aus denen mir die Härte und Ungüte in unserem heutigen deutschen Verkehr zu stammen scheint, sind nicht unedel. Aber die Ausprägung im einzelnen, die ist es mitunter sehr. Und hier liegen Aufgaben, menschliche Aufgaben für jeden Geistigen, besonders aber für den, der im öffentlichen Leben steht.

Eine Sänftigung unserer öffentlichen Sitten, ein Unterdrücken der persönlichen Anwürfe und Verdächtigungen, das gehört zu diesen Aufgaben. Man hat häufig das englische Parlamentsleben und Presseleben gerühmt und gesagt, dort sei es unmöglich, daß zwei anständige Männer, mögen sie politisch die verbissensten Gegner sein, ihre Fehden ins private Leben, bis zu privaten Anspielungen gelangen ließen. Das scheint mir, meine Damen und Herren, kein unwichtiges Faktum zu sein und zu der imponierenden Disziplin und Würde des öffentlichen Lebens in England, die sich ja so unheimlich bewährt hat, wesentlich beizutragen.

Meine verehrten Zuhörer, wir haben in letzter Zeit gerade hier in Bayern sehr deutliche Beispiele dafür gesehen, wie lebenswichtig für uns eine Entgiftung unserer politischen Atmosphäre wäre, wie gewisse gefährliche Übertreibungen und Zusammenstöße vermieden werden könnten durch ein wenig Sit-tigung, ein wenig Glauben an die reinen Motive des Andern, mit einem Wort: durch ein wenig Höflichkeit des Herzens und ein wenig menschliches Gefühl. Sache der geistigen Arbeiter ist es, im öffentlichen Leben, in der Presse zumal, die Achtung vor der Persönlichkeit, vor der Ehre des Nächsten zu wahren. Unabsehbares Unheil kann auf diese Weise verhütet werden. Denn gegen den Vorwurf des Irrtums, gegen den Vorwurf größter Fehler sogar kann man sich mit Ruhe verteidigen: aber gegen die Behauptung, man sei ein feiles, bezahltes, bestoche-

nes Subjekt wird man sich nicht mit Ruhe verteidigen, sondern man wird sich blindlings zur Wehr setzen und wird sich weiter verrennen.

Und nun, meine Damen und Herren, lassen Sie mich noch einige Worte sprechen, die sich besonders an diejenigen unter Ihnen richten, deren Lebensaufgabe die Kunst bildet, und deren ja gewiß nicht wenige unter Ihnen sind. Als Victor Hugo an Voltaires hundertstem Todestag zu dessen Ehren sprach, da sagte er ungefähr: „Dieser Mann, er ganz allein, nahm den Kampf auf gegen die vereinigten Mächte des alten Regiments, gegen Hof, Adel und Plutokratie, gegen das abscheuliche Beamtentum, das so lastend war für den Untertan und so fügsam gegen die Großen, das vor dem Throne kniete auf der Brust des Volkes. Er, Voltaire ganz allein, wagte die Schlacht gegen diese furchtbaren angestammten Gewalten. Und was war seine Waffe? Seine Waffe war vernichtend wie der Blitzstrahl und leicht wie die Luft. Es war eine Feder.“

Ein großer Mensch, ganz gewiß, dem man so etwas ins Grab nachrufen darf! Aber wenige, wenige sind so zu direkter Wirkung von der Natur auserwählt. Was ich Ihnen sagen will, ist dies: die Kunst braucht nicht Propaganda zu sein, um weiterzuführen auf dem Wege zur Menschenliebe und zur Freiheit. Sie muß nur selber erfüllt sein von einem freien und gütigen Geist. Politische Wirkung im direkten Sinn ist gar nicht immer ihre Sache. Dostojewski war, um im gewöhnlichen Jargon zu reden, ein politischer Reaktionär; aber der umfassende Gerechtigkeitswille, die tiefe Sehnsucht nach Mitleid und Güte, die seine Werke atmen, haben ganz gewiß mit dazu beigetragen, die Atmosphäre der Befreiung in Rußland zu schaffen. Ein Gleiches gilt in Deutschland von Arthur Schopenhauer, diesem größten Künstler unter den Philosophen, der sich für einen Konservativen hielt, und dessen Mtleidslehre dennoch in Deutschland den tiefsten sozialisierenden Einfluß geübt hat. Nicht direkt freilich und offensichtlich. Es braucht nicht so zu sein, daß wie zur Zeit

Hegels der Dienstmann an der Ecke die Schlagworte einer Philosophie im Munde führt. Sondern in tausendfach verästelten, unterirdischen Kanälen strömen Empfindungen und Ideen durch das Land und schießen auf in Blüten und Früchten, die vom Ursprung ihrer Kraft nichts wissen.

Der Aufruf, das Manifest, die politische Geste kann, meine Damen und Herren, in Zeiten wie diesen vom höchsten Werte sein. Aber vergessen wir darüber nicht die sanfte Überredung liebender Gerechtigkeit. Vor ein paar Monaten saß ich in Berlin im Theater, in einer gar nicht besonders guten Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Hannele“. Es war in einem Riesenhaus, der Volksbühne am Bülowplatz, die wohl dreitausend Menschen faßt, und dieses Riesenhaus war gefüllt. Ich erinnere mich noch der Bewegung, die an einer bestimmten Stelle durch den Raum ging. Sie kennen sie wohl alle, die Stelle, aber ich will sie Ihnen doch wörtlich ins Gedächtnis rufen. Es sind die Verse, mit denen die Boten der Erlösung das mißhandelte, verhungerte Proletarierkind vor dem Sterben anrufen:

„Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben,
Das wehende Grün in den Tälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.

Das goldene Brot auf den Äckern,
Dir wollt' es den Hunger nicht stillen,
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Die Blumen und Blüten der Erde,
Gesogen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmlischer Bläue,
Dir säumten sie nicht deinen Weg.“

Und dann beginnt der Trost:

„Wir bringen ein ernstes Grüßen,
Durch Finsternisse getragen...“

Meine Damen und Herren, in diesem Augenblick ging es durch den großen Raum wie ein Wehen, körperlich spürbar, alle Hörer, die im Parkett und die ganz oben, verschmolzen miteinander in *einem* großen Gefühl, jedem wurde die Brust weit und das Herz groß vor Mitleid und vor Liebe. Glauben Sie nicht mit mir, daß diese sanften Verse, allabendlich wiederholt, ein wenig doch dazu beigetragen haben, den Weg frei zu machen für die Erhebung?

Jemand hat gesagt, der große Dostojewski sei gewiß kein besonders guter, sondern ein besonders böser Mensch gewesen, sonst hätte er sich nicht so inbrünstig nach Güte und Heiligsein geseht. Das Wort ist natürlich literatenhaft pointiert. Aber es enthält einen Kern von Wahrheit. Ja, auch ich meine nicht, daß der Künstler im Ganzen ein reinerer, höherer, stärkerer Mensch sei als die Andern. Eher glaube ich das Gegenteil. Nämlich, daß er seinen Trieben mehr unterworfen ist als ein Anderer, vor allem den Trieben und bösen Süchten seines Ehrgeizes. Aber was ihn heraushebt und legitimiert vor dem Geiste, das ist Eines: das ist die Sehnsucht nach dem Anderssein und seine Erkenntnis anderer, Existenzformen. Sehnsüchtig liebendes Unsverfenken in unsere Umwelt und leidenschaftliche Arbeitstreue, das scheinen mir noch immer die besten Wege zum großen Werk und zur beglückenden Wirkung. Und nicht zuletzt der innere Kampf gegen unsere kleinen Eitelkeiten. Goethe hat einen Spruch, an den ich oft bei Künstlerfehden denken muß. Er heißt so:

„Gesteht's, die Dichter des Orients
Sind größer als die im Occident.
Worin wir sie aber ganz erreichen,
Das ist im Haß auf Unsresgleichen.“

Gegen diesen Haß der Cliques und Coterien brauche ich nicht zu sprechen, denn jeder weiß, wie klein und töricht er ist. Er beruht zuletzt wohl auf Selbstüberschätzung, auf einem Mangel an Demut. Leidenschaftlich und laut dürfen wir sein, wo es ums Recht der Anderen geht; aber Demut ziemt, wahrhaftig, in Fragen des eigenen Wertes. Was bleibt denn auch von dem Kühnsten und Größten unter uns übrig, – erst ein paar Bücher, dann *ein* Buch, dann ein Name, zuletzt ein paar Buchstaben, die niemand mehr deuten kann.

Aber etwas von unserm Sehnen und Denken kann bleiben. Etwas davon kann in das Blut und in die Sprache von Menschen übergehen, die wir uns nicht vorstellen können in ihrer fremden Art und Tracht. Allein nur dann kann das geschehen, wenn uns nichts mehr daran liegt eine Rolle zu spielen, nur dann, wenn uns das Werk und die verstehende Menschenliebe alles ist und der eigene armselige Ruhm nichts. Nur dann seid Ihr Künstler und Denker und Publizisten wirklich das „Salz der Erde“. Nur dann seid Ihr es, die ein alter Dichter, dessen Name auch schon vergessen ist, mit den Worten anruft:

„Ihr, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erhellet!“⁸

Gesinnungszensur, Essay (1919)

Quelle: Stuttgarter Neues Tagblatt, 76. Jahrgang, Nummer 24, 15. Januar 1919, Abend-Ausgabe, Seite 2. – Werkverzeichnis: Frank 1919.4.

Am 10. Dezember 1918 hielt „der Schriftsteller N. N.“ (Bruno Frank) „auf Einladung irgend einer politischen Gesellschaft“ (Münchener Politischer Rat geistiger Arbeiter) die Rede „Von der Menschenliebe“, Abdruck siehe Seite 74. Nach

⁸ In dem Gedicht „Der Frühling“ von Ewald Christian von Kleist heißt es: „Belohnt mit Ehren und Gunst die, deren naechtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet“.

seiner Rede hielt ihm einer der Versammlungsteilnehmer vor, er habe zu Beginn des Krieges in einem Gedicht erklärt, „der Krieg sei eine Last, die man »jauchzend trage«“. Daher habe er kein Recht „für eine menschliche und freie Gesinnung zu zeugen“. Der inkriminierte Vers stammt aus dem Titelgedicht von Bruno Franks „Strophen im Krieg. Ein Flugblatt“ von 1915.

Gesinnungszensur

Von Bruno Frank.

Vor ein paar Wochen sprach in München auf Einladung irgend einer politischen Gesellschaft der Schriftsteller N. N. über ein nicht eigentlich politisches, vielmehr kulturpolitisch-menschliches Thema. Er tat es, seiner Lebensmeinung folgend, in freiheitlichem Geiste. Als er mit seiner Darlegung zu Ende war, erhob sich im Publikum ein bleicher Herr und sprach dem Redner das Recht ab, für eine menschliche und freie Gesinnung zu zeugen. Warum? Er habe zu Beginn des Krieges in Versen erklärt: der Krieg sei eine Last, die man „jauchzend trage“.

Bestürzt grub der Schriftsteller in seinem Gedächtnis nach und fand, daß er tatsächlich 1914 draußen vor dem Feind eine Strophe geschrieben hatte, die so lautet:

Wir haben den Krieg gehaßt,
Er war uns der Alb der Erde,
Nun tragen wir jauchzend die Last,
Damit ewiger Friede werde.

Da schlug er weinend an seine Brust, verließ die Versammlung und erhängte sich mit Hilfe einer blutroten Schnur an einer Laterne vor dem Ministerium des Aeußern.

Warum erzähle ich die kleine Geschichte? Bis auf den Schluß ist sie vollkommen wahr. Ich erzähle sie, weil sie mir bezeichnend erscheint für eine gewisse Art modischer Gesinnungsriecherei, so roh dogmatisch, so albern puritanisch, daß

man vor ihren Aeüßerungen zwischen Lachlust und Ekel hin und her geworfen wird.

Es soll kein Mißverständnis entstehen. Ganz gewiß: wer vor dem Umschwung Machtverkünder war, wer ohne Livland nicht mehr ruhig schlafen konnte und ohne Briej nicht mehr mit Appetit frühstücken, wer Resolutionen gegen die Versöhnung unterschrieben hat, wer überhaupt jemals den Völkerbund gepredigt hat, mit dem freilich ist keine Gemeinschaft möglich für einen Gläubigen der Erneuerung.

Aber die Grenze, scheint mir, ist leicht zu ziehen. Unwürdig ist es und widersinnig, jeden verdächtigen zu wollen, der beim Hereinbrechen des Unheils mit dem Gefühl auf der Seite seines Vaterlandes stand, der im Glauben, dieses Vaterland sei ruchlos angegriffen worden, die Notwendigkeit es zu schützen, bejahte und freudig bejahte. Niemand ahnte ja damals, wie die Dinge tatsächlich lagen. Durch keine, noch so schmale Spalte drang Licht. Hat nicht selbst ein so unzweifelhaft kriegsfeindlicher Politiker wie der heutige bayerische Ministerpräsident die Notwendigkeit der Reichsverteidigung damals bejaht? Man darf es wahrhaftig erbärmlich nennen, wenn heute jener brausende Affekt geschmäht und verdächtigt wird, in dem sich eine begeisternd ins Bewußtsein tretende Solidarität mit der liebenden Angst um etwas Großes und Teures vermischte.

Was behauptet man denn? Soll wirklich kein Deutscher damals aus dem gleichen Gefühl heraus seinem Vaterlande Schutz gewünscht haben, aus dem er ihm heute, wie immer schon, die völlige Freiheit wünscht? Sollen die Hunderttausende, die im Jahre 1914 freiwillig die Waffen nahmen, sollen die Millionen, die im Glauben an die Notwendigkeit ihres Opfers froren und hungerten und bluteten – sollen sie alle etwa der neuen Aera unwürdig sein? Soll Desertion schließlich als die einzig legitimierende Handlung gelten? Und Vaterlandsliebe als ein Trieb, dessen man sich zu schämen hat?

Nein, in keinem Augenblick der Geschichte kann es eine Schande heißen, sein Land und sein Volk zu lieben. Mit der freiesten, der sozialsten Gesinnung der Welt ist das zu vereinen. Ich wenigstens sehe nicht ein, wo strafwürdige Widersprüche an einem Deutschen zu finden wären, der vielleicht lebenslang den Krieg gehaßt und bekämpft hat, der aber gleichwohl in Zeiten der vermeintlichen äußersten Bedrohnis mit der Waffe und mit dem Wort zu seinem Volke stand. Und der heute mit inbrünstiger Hoffnung sieht, wie dieses Volk einer lügenbeladenen Herrschaft sich entledigt hat und sich einen Weg in hellere Zeiten sucht.

Emma Bonn: Die Verirrten (Geleitwort), Essay (1919)

Quelle: Emma Bonn: Die Verirrten. Zwei Novellen. Stuttgart 1919, Seite 1-5. – Werkverzeichnis: Frank 1919.5.

Thomas Mann schrieb am 29. Dezember 1919 in sein Tagebuch: „Begann nach dem Abendessen die Pflichtlektüre von Emma Bonns Novellen. Mondäne Glätte; doch wohl nichts anderes, als Kitsch, mit einem gewandten Vorwort von Frank.“⁹

Von der Tradition des Erzählers Ein Geleitwort

Die Kunst zu erzählen hat bei uns weniger Überlieferung als anderwärts. Liest man in den „Wahlverwandtschaften“, so stellt sich das Gefühl ein, als habe Goethe bewußt, fast dogmatisch ein Muster und einen Ausgangspunkt deutscher Gesellschaftsprosa aufstellen wollen. Er hat keine Nachfolge gefunden. Was an heimischer Erzählung im neunzehnten Jahrhundert hervorglänzt, ist völlig anderer, freilich oft um so schönerer Art, es ist überall Dichtung und nirgends Literatur, es handelt von

⁹ Thomas Mann; Peter de Mendelssohn (Herausgeber): Thomas Mann. Tagebücher 1918–1921. Frankfurt am Main 1979, Seite 352.

der Welt im weiten deutschen und nirgends von der im engeren westlichen Sinn. Der reichste Prosaiker, den wir besessen haben, Jean Paul, entfernt sich zugleich am weitesten von der klaren Begrenztheit eines „Romanciers“. Er kennt wohl und benützt die spießbürgerliche Umwelt seiner Tage, aber sie ist nicht seine Heimat und nicht sein Gegenstand, sie ist nichts als der Boden, von dem er sich mit den Füßen abstößt, um in die metaphysische Region seiner Träume aufzufliegen.

Die gesellschaftliche Erzählung also ist es nicht, die im vergangenen Jahrhundert den Ruhm und Wert unseres Schrifttums ausmacht. Es konnte nicht die Art deutscher Autoren sein, gelassen die Zustände ihres Landes abzuspiegeln und in einem solchen Spiegelbilde, darin jeder sich und seine Nächsten erkennt, unmerklich auch ihre persönlichen Besonderheiten mitzuteilen. Deutschland hatte keinen Roman hohen Ranges, weil es keine Gesellschaft hatte. Unser Volk, politisch so ausgesetzt und von geistigen Kräften so durchschüttert, daß es für Europa immer war, was die Unruhe für eine Uhr ist, war nicht zu dem stabilen Zustand gelangt, der eine selbstverständliche Ordnung ausbildet. Nur wo dies der Fall ist aber, kann natürlich auch jene erzählende Literatur erwachsen, welche die Lebensumstände der Menschen als gegeben voraussetzt.

Andere Völker, zur Rechten wie zur Linken, haben uns hierin bei weitem übertroffen. In dem Jahre, als bei uns der Roman „Soll und Haben“ erschien, arbeitete ein Franzose an seiner „Madame Bovary“; und während hiezulande die „Problematischen Naturen“ ans Licht kamen, schrieb ein Russe „Väter und Söhne“. Es ist wahrhaftig kein Zufall, daß die zwei bedeutenden Erzähler jener Jahre, welche deutsch schrieben, gerade der Schweiz entstammten, einem Lande, das ihnen eine feste bürgerliche Überlieferung bot und eine Gesellschaft, auf deren klarer Ordnung sie fußen konnten.

Aber das Reich wurde begründet, und sein Bestehen während eines starken Menschenalters genügte zur Schaffung einer

sozialen und also einer erzählerischen Tradition. Weder der „Stechlin“ noch die „Buddenbrooks“ wären um die Jahrhundertwende möglich gewesen ohne das preußisch-deutsche Imperium, das ihre Liebe und ihre Kritik herausforderte. Dieses Imperium ist versunken, und man hält ihm hundert verächtliche Grabreden. Aber daß während seiner Dauer und dank seiner Dauer auf mancher Kulturstraße weite Strecken zurückgelegt worden sind, ist nicht zu verneinen. Dem deutschen Erzähler jedenfalls gab erst dieses große Vaterland einen Boden, auf dem er sich selbstverständlich und sicher bewegte. Man erinnere sich genauer an ein für die Entwicklung so bedeutsames Werk wie den Freytagschen Roman, der genannt worden ist; man erinnere sich seiner Schiefheiten, seiner bedenkenlosen Verwendung von Schwarz und Hell, seines Mangels an gerechter Psychologie. Vor jeder irgend ernst zu nehmenden Erzählung unserer Tage wird klar, welcher Weg da zurückgelegt worden ist. Die Novelle von der „Tochter“ etwa, die erste dieses Bandes, hat manches romantische Element, mancher Hauch aus Stormschen Schloßgärten scheint sie zu durchwehen, und doch hätte sie mit ihrer Behutsamkeit im Seelischen und Sozialen noch ums Jahr 1880 in Deutschland schwerlich geschrieben werden können. Und weniger noch die zweite der Erzählungen, diese geradlinig geschnittene, kräftig eingedämmte Geschichte des Arztes, undenkbar ohne die Schulung der naturalistischen Jahre und ohne ein festes Schreiten auf gegebenem Boden.

Unsere Welt ist wieder im Fluß, in so heftigem Flusse wie niemals, und in unserem Lande kann jeder Monat das Überraschendste bringen. Was mit Sorgfalt und Ernst gebildet worden ist, wird dennoch seinen Wert nicht verlieren, als künstlerische Formung nicht und nicht als Dokument des Gewesenen. Wir haben, so wird man einst urteilen, um die Zeit des Krieges eine Tradition der Erzählung besessen, und große und bescheidene Talente haben auf diesem Niveau Schönes hervorgebracht. Abseits der heftigen Manifeste, mit denen ein aufgewühltes

junges Geschlecht sich seine Röte und seine Sehnsucht von der Seele wälzte, gab es einen Stamm von stillen Arbeitern, die im treuen Abformen ihrer Umwelt die Möglichkeit ersahen, Persönliches auszusprechen. Man wird Namen von sehr verschiedenem Klang nennen: Hermann Hesse, den Grafen Keyserling, den Erzähler Schnitzler, Jakob Schaffner. Und manches ihnen nachfolgende Talent wird man anreihen können.

*

Als ich an einem Sommertag des vergangenen Jahres die beiden hier vereinigten Novellen gelesen hatte und das Manuskript sinken ließ, ging mein Blick über die grüne sanfte Landschaft der bayerischen Vorberge hin, glitt über den See und fand schließlich die Kette der Alpen, die großartig gezackt sich im Hintergrund ausstreckt, – schön, aber fern. Da kam mir ein Gedicht Hölderlins in den Sinn, eine Ode an die jungen Dichter seiner deutschen Gegenwart, eine Mahnung und ein milder Warnungsruf. Er lautet so:

Lieben Brüder, es reift unsere Kunst vielleicht,
Da dem Jünglinge gleich lange sie schon gegärt,

Bald zur Stille der Schönheit:
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen

Haßt den Rausch wie den Frost, lehrt und beschreibet
nicht!

Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat!

Feldafing bei München, im März 1919.
Bruno Frank.

Kurt Martens: Die Deutsche Literatur unserer Zeit, Rezension (1921)

Quelle: Das Tage-Buch, 2. Jahrgang, Heft 52, 31. Dezember 1921, Seite 1647-1649. – Replik auf die Rezension: 360 moderne deutsche Dichter. Von Franz Blei: In: Das Tage-Buch, 2. Jahrgang, Heft 50, 17. Dezember 1921, Seite 1567-1568. – Werkverzeichnis: Frank 1921.9.

Kurt Martens

Herr Doktor Franz Blei, Sie haben, so scheint es mir, ein Unrecht begangen.

Die „Schonungslose Lebenschronik“ von *Kurt Martens* steht unter meinen Büchern. Ich suche nach der von Ihnen inkriminierten Stelle, finde sie auf Seite 216 und sehe, daß ich bei der Lektüre etwas an den Rand geschrieben habe. „Ach du lieber Gott!“ steht da. Daß einer, um sich ein Mäd1 zu gewinnen, erst einmal die „Memoiren einer Sängerin“ mit ihr lesen muß, ist recht lächerlich und nicht sehr hübsch, daß er’s öffentlich erzählt, ist fast versöhnend naiv. Jedenfalls sehe ich nicht ein, warum die begangene Untat hier so viel schlimmer sein soll als im banalsten aller banalen Falle: in dem der Verlockung durch Geld. Caprule? gleich Caprule? Sie wissen, Herr Doktor Blei, man sagt Dostojewskij nach, er habe kleine Mädchen geschanddet. Sie wissen, Hebbel ist Jahre lang von einer armen Schneiderin ausgehalten worden, er hat ihr Kinder aufgehängt und hat sie dann sitzen lassen. Sie sagen vielleicht: das war Hebbel, das war Dostojewski. Aber dieser Maßstab gilt hier nicht, denn Elise Lensing hat darum nicht weniger gelitten, und die kleinen Mädchen waren für’s Leben geschädigt, obwohl ein religiöses Genie ihnen den Schaden tat.

Ich glaube auch, Sie hätten vor dem ziemlich unbeträchtlichen Fall von Seite 216 die Achseln gezuckt und hätten weitergeblattert, wären Sie nicht als Literat und als Literaturkenner

bereits verstimmt gewesen. Nun, ich habe das neue Kompendium nicht in Händen gehabt, das Sie so heftig verdammen. Es wird seine Mängel haben. Aber daß Sie auch hier nicht ganz gerecht sind, das kann ich vermuten. Ich weiß nämlich, weiß sehr genau, daß für den Kritiker Martens durchaus nicht „das gut ist, was Erfolg hat und schlecht, was keinen hat“, ich weiß, daß er ein freies und sicheres Urteil besitzt, daß er vielleicht irren kann, daß er aber nicht unwürdig irren wird.

Woher ich das weiß? Vor 14 oder 15 Jahren ist vom gleichen Kurt Martens ein kleines Buch erschienen: „Literatur in Deutschland.“ Ein Abriß nur, eine Übersicht, aber es ist durchaus alles darin zu finden, was Sie ihm abstreiten, Qualitätsgefühl vor allem. Fast in jedem Fall ist seine Einschätzung der damals Beginnenden durch die Zeit bestätigt worden. Sehen Sie sich das Bändchen an, Herr Doktor Blei; es scheint mir der einzige geglückte Versuch, die Literatur zu Anfang unseres Jahrhunderts darzustellen. Oder nicht? Bitte zeigen Sie mir einen, der besser geclückt ist.

„Schamlosigkeit“, lese ich in Ihrem zornigen Aufsatz, „lächerliche Unverschämtheit, allertraurigste Commis-Seele.“ Nun, es ist auch schon anders über diesen Schriftsteller geurteilt worden. Vor mir liegt ein Buch von Wedekind: „Kurt Martens, dem Dichter von Caritas Mimi“, lautet seine gedruckte Widmung. Und dieser Tage las ich in Thomas Manns neuem Essayband ein Urteil, das denselben Kurt Martens wiederum nicht gerade unter die allertraurigsten Commis-Seelen einreihet.

Da wir aber schon beim Zitieren sind, so schlage ich die „Schonungslose Lebenschronik“ noch einmal auf und zwar bei ihrer letzten Seite. Da steht: „Jetzt, da ich die Feder niederlege, bin ich fünfzig Jahre alt geworden. So gut wie garnichts bilde ich mir auf mich ein, sehe mich in den meist recht trüben Stunden der Einkehr nur für einen Vorläufer und Mitläufer robuster Willensmenschen und stärkerer Talente an. Müde bin ich, todmüde von all dem, was an mir vorüber, durch mich hin-

durchzog, was ich in mir ertönen muß.“ Das klingt hoffnungslos resigniert. Aber mir scheint beinahe, ein Autor, der solche Worte niederschreibt, bewaise durch eben diese Worte, daß er sich unterschätzt. Und was auf der Welt weniger nach Crapüle, nach Commis-Seele und Unverschämtheit aussehen könnte als solch ein Satz, das weiß ich wahrlich nicht.

Wir sind in Deutschland, da muß man seine Sachlichkeit be-eiden. Nun also: ich bin mit dem Schriftsteller Dr. Kurt Martens nicht verwandt und nicht verschwägert, nicht einmal befreundet bin ich mit ihm, nie betritt er mein Haus, noch ich das seine, alle paar Jahre einmal begegnen wir uns durch Zufall. In seinem neuen Literaturwerk bin ich am Ende gar nicht erwähnt oder ich habe bloß eine halbe Zeile bekommen oder höchstens einen ganz kleinen Abschnitt und ganz gewiß kein Bild wie der Dichter A. M. Frey (den nach Ihren Worten, Herr Dr. Blei, keine Katze kennt und den der große Erfolgsanbeter Martens – das ist seltsam – zu Ihrem Zorne doch so erhebt!)

Nicht aus Kamaraderie habe ich mir diese protestierenden Zeilen erlaubt. Sondern weil, mit dem öffentlich in ein Gesicht geklatschten Wort *Crapüle*, etwas geschehen ist, was nach meinem Empfinden unrecht war. Unrecht, Herr Dr. Blei, und mehr als das: unmenschlich.

Hintertreppe? Hintertreppe!, Essay (1921)

Quelle: Die Weltbühne, 17. Jahrgang, Nummer 50, 15. Dezember 1921, Seite 610-611. – Werkverzeichnis: Frank 1921.8.

Hintertreppe? Hintertreppe!

Hans Siemsen beklagt sich in ausgezeichneten Artikeln über den deutschen Film, über seine Quantitätsprotzerei und Ueberinstrumentiertheit. Hans Siemsen, Sie haben Recht – aber, bitte: klagen Sie das Publikum an und nicht die Filmleute! Ich sah dieser Tage im größten Lichtspielhaus Münchens die „Hinter-

treppe“¹⁰. Mit Ausnahme von zwei Filmen Wegeners hat mir die Leinwand nie einen ähnlich starken Eindruck vermittelt. Drei Figuren nur. Henny Porten als ein junges Dienstmädel, mit hauchzarten Nuancen arbeitend; befreit von dem erbärmlichen Mistzeug, das sie gewöhnlich spielen muß, ist diese Frau eine Künstlerin vom Fürstinnenrang der Lehmann, der Desprès und der Höflich. Kortner gibt einen armen Briefträger, auch er aufs Stärkste erschütternd mit den leisesten aller leisen Mittel, von einer unvergeßbar wehen Wahrhaftigkeit. In einer kargen Rolle als Handwerker den Beiden ebenbürtig Dieterle, bei jedem schweren Kopfnicken, Jedem zögernden Schritt von Tragik umleuchtet. Ein konsequentes, prachtvoll gebautes Manuscript, geladen mit Energie und Schicksal, ohne eine einzige tote Stelle, das auf jeden Zwischentext verzichtet und dennoch vollendet klar bleibt: das erste ganz durchlebte, durchfühlte Filmmanuscript meiner Erfahrung. Carl Mayer heißt der Dichter – heißt er wirklich Carl Mayer? Die spukhaft traurige Hinterwelt, die Hintertreppenwelt zwischen Höfen und Durchgängen und Torwegen, von Jeßner mit Meisterschaft gestaltet; die andre Menschenwelt, die im Licht, die von der Fassade des Lebens, nur kollektiv, nur anonym hereinlugend. Ein vollkommenes Werk das Ganze. Ich saß da, erst bejahend, bewundernd, dann nur noch mitlebend. mitleidend, ganz und gar gewonnen und gefangen. „Nun, Fräulein“, sagte ich nachher, im törichtem Bedürfnis, ein empfangenes Glück auszusprechen, an der Garderobe, „da habt Ihr einmal einen wunderbaren Film, passen Sie auf, der geht den ganzen Monat.“ Sie machte große Augen. „Aber so ham die Leut ja überhaupts noch nie nicht gschimpft bei uns. Fad is er, sagens, und garnix passiert, und die Porten is net wie sonst, und kostet hat er aa net gnug. Mir san froh, wenn d’Woch rum is, daß mir’n absetz’n könnla!“

¹⁰ Spielfilm von Leopold Jessner (1921).

Lieber Hans Siemsen, geben Sie's auf! Lassen Sie doch dem Publikum, was es braucht: das dümmste Manuscript, die größte Star-Spielastik und die dreizehntausend Statisten. Schließlich sind die Leute auf der Welt, um zu essen, Kinder zu erzeugen und einander Gemeinheiten nachzusagen. Daß sie sich überhaupt bewegte Bilder anschauen, eine Beschäftigung, die weder satt macht noch Wollust erregt noch dem Nächsten wehtut, das ist an und für sich schon erstaunlich. Hans Siemsen, geben Sie's auf!

Bruno Frank

Sünde an Balzac, Rezension (1922)

Quelle: Das Tage-Buch, 3. Jahrgang, Heft 16, 22. April 1922, Seite 634-63. – Werkverzeichnis: Frank 1922.3

Cousin Pons. Von Honoré de Balzac. Deutsche Übersetzung. Kurt Wolff Verlag, um 1922.

Deutschland ist das klassische Land der Übersetzungen. Darum ist auch bei Kurt Wolff eine Übersetzung von *Balzacs* „*Cousin Pons*“ herausgekommen, in der sich gleich zu Anfang Folgendes findet:

„Ein Wort wird den antiken Wert dieses Mannes und die Ursache des Lächelns erklären, das sich wie ein Echo in allen Augen widerspiegelte.“

„Das ist in Paris der größte Ausdruck persönlicher Satisfaktion eines Mannes.“

„Nun, unter der Million von Schauspielern, aus der sich die große Truppe von Paris zusammenstellt, findet man solche Hyazinthe, die unbewußt die Lächerlichkeit einer Epoche mit sich herumtragen, welche die Personifizierung einer ganzen Zeit zu sein scheinen und die auch in größte Lustigkeit verset-

zen, wenn ihr spazieren geht und an einem bitteren Kummer krankt, in den euch der Verrat eines Exfreundes versetzt hat.“

Diese Sätze, alle gleich auf der ersten Seite, sie bezeichnen in glücklichster Weise das Niveau. Der Band ist unlesbar, und das Geld dem auch nur halbwegs empfindlichen Käufer aus der Tasche gestohlen.

Den Übersetzer will ich gar nicht nennen. Er trägt ja auch keine Verantwortung; der arme Mensch tut eben für ein bißchen Geld, was er nicht kann. Verantwortung trägt der Verlag, der einen fremden Meister so bodenlos schuldig „verdeutschen?“ und ein derartiges Produkt tatsächlich in die Welt hinausgehen läßt.

Ich höre, daß Kurt Wolff eine große Zola-Ausgabe vorbereitet. Von ein paar Bänden des Inselverlags abgesehen, ist Zola noch nicht genießbar ins Deutsche übertragen; im Original aber sind seine Werke jetzt kaum zu bezahlen, man treibt sie auch nur mit Mühe auf. Das Unternehmen scheint also wichtig. Dies ist der Grund, weshalb hier auf die Balzac-Sünde aufmerksam gemacht wird: Herr Wolff soll womöglich verhindert werden, sich auch seinen Zola von den nächstbesten armseligen Schmieranten besorgen zu lassen.

Bruno Frank

Friedrich Hölderlin: Der Gott der Jugend (Nachwort), Essay (1923)

Quelle: Friedrich Hölderlin: Der Gott der Jugend. Gedichte. Berlin [1923], Seite 45-46. – Werkverzeichnis: Frank 1923.2

Nachwort

Man hat Mörike den Sohn eines Griechen und einer blühenden Schwäbin genannt; so müßte Hölderlin der Sohn eines Griechenpaares heißen, der nur aufgewachsen wäre in schwä-

bischer Landschaft. Heimweh blieb Lebensluft und Nahrung seiner Seele, Heimweh nach einem Griechenland, das selber freilich nur ein Traum war von Geisteshelle, heiterer Frömmigkeit und Adel des Herzens.

Er wurde geboren, als Goethe ein Jüngling und Schiller ein Kind war, er begann das Leben eines armen jungen Theologen, der nicht Geistlicher werden mag, war Hofmeister hier und Lehrer dort, durchwanderte schmerzhaft umgetrieben ein Stück Europa und fiel, kaum erst ein Mann, in geistige Nacht. Brot-sorge, immerwährendes Verlangen nach einem andern Sein, tiefe Leidenschaft zu einer in Ehe gebundenen Frau und endlich der Tod der einzig Geliebten: dies war zuviel für einen so zarten, so fühlenden Geist, er wurde zerstört.

Seine Dichtung aber, vom Gott der Jugend gesegnet, lebt unvergänglich. Nicht so sehr der „Hyperion“ verbürgt ihm Dauer, der kein Roman ist, sondern ein großes Selbstgespräch, ein Strahlenbündel liebender und auch zorniger Sehnsucht; nicht der „Empedokles“, der bei aller Gedankengewalt und Schönheit kein Drama ist; seine Gedichte verbürgen ihm Unsterblichkeit, die so völlig, so ohne Erdenrest Gedichte sind wie nur das Höchste in unserer Sprache. Ein romantisch deutsches Ungenügen an der Wirklichkeit singt darin in den Lauten der Klassik.

Er kam von Schiller her, die frühen Hymnen, so „Griechenland“, zeigen noch ganz dessen bezwingende Rhetorik. Und manches Schönste von Schiller, die „Nänie“ etwa, könnte auch Hölderlin zugesprochen werden. Aber von Hölderlins reifem Eigentum könnte nichts einem andern gehören; dies Schweben, dies Gelöstsein bei aller Schwermut, dieser Schimmer wie vom Abendgewölk, das er so liebte, ist einzig und unverwechselbar. Das Edle in der menschlichen Brust hat keinen würdigeren, keinen phrasenloseren Ausdruck gefunden als durch ihn, das ewig Verlangende, das gläubig Träumende des deutschen Herzens nie einen reineren.

Sich einen solchen Geist ernüchert, gealtert zu denken, ist schwer oder unmöglich. Er alterte denn auch nicht, sondern verließ jung seinen Leib, der als verwaistes Gefäß noch Jahrzehnte lang auf dieser Erde verblieb und mit weißen Haaren erst in sie zurücksank.

Balder Olden: Kilimandscharo, Rezension (1923)

Quelle: Das Tage-Buch, 4. Jahrgang, Heft 16, 21. April 1923, Seite 577-578. – Werkverzeichnis: Frank 1923.3.

Tisch mit Büchern

„*Kilimandscharo*“. Ein überaus herrliches Buch, dieser Kolonialroman! Die Geschichte eines kleinen Leutnants in Deutschost, der im hoffnungslosen Krieg durch das Buschland eine Handvoll Leute führt, für sie sorgt und mit ihnen trinkt und für sie leidet, und sauber bleibt wie außen so innen, herzenseständig und ohne Scheuklappen und garnicht sentimental und ein ganzer, wunderbarer Kerl. Der einmal tagelang allein hinreitet durch die tausendäugige Steppe und dann anfängt, eine Farmersfrau zu lieben, die er im ungeheuren Lande niemals wieder sieht, und den zuletzt ein brutaler Hund von Trouper gegen einen Pfosten schmettert, so daß er als Gehirnkranker in einem englischen Lazarett endigt. Und um ihn herum die schwarzen Askaris und Massai und die deutschen Kämpfer, die korrekten und die verwegenen und die verrückten Typen, und dann die Farmer, die abenteuerlichen und die bienenfleißigen – Bwana Arbeitsschweiß und Bibi Arbeitsschweiß – und wieder um alle herum das geschichtslose, zeitlose Riesenland, darin ein sonderbarer und gräßlicher kleiner Krieg geführt wird, weil draußen über den Meeren ein großer und gräßlicher Krieg sich austrast.

Und dies liest man mit einer Spannung wie als Knabe den „Winnetou“ und mit einem literarischen Entzücken wie als Er-

wachsener das erste Buch von Johannes V. Jensen. Beglückt erkennt man eine Sprachkunst, deren Säfte zusammengesogen sind aus dem Urboden reiner kräftiger Anschauung und aus jeder guten Tradition. Und das Herz geht einem auf von echtem Nationalgefühl, vor einem ernsten Wissen um das Deutsche, um die ewige, unverwechselbare Art dieses Volkes, vor einem Patriotismus, der nach Geist und Wäldern duftet und nicht nach Leder und Bier. Herrlich! Herrlich! Das Buch ist eine reine, große Freude vom Anfang bis zum Ende. Kauft es, lest es, erwärmt euch dran, erschüttert euch dran, bessert euch dran!

Sein Verfasser heißt *Balder Olden*. Erschienen ist es bei Gyldendal in Berlin.

Bruno Frank

Der schönste Brief, Essay (1923)

Quelle: Das Tage-Buch, 4. Jahrgang, Heft 51, 22. Dezember 1923, Seite 1746-1749. – Werkverzeichnis: Frank 1923.4.

Der Essay stimmt im wesentlichen mit dem Schluss von Bruno Franks Nachwort zu Iwan Turgenjews Roman „Väter und Söhne“ aus dem Jahr 1925 überein, siehe Seite 117

Bruno Frank

Der schönste Brief

Der schönste Brief, der mir bekannt ist, stammt von Iwan Turgenjew, ganz kurz vor seinem Tode hat er ihn an Tolstoj geschrieben. In der wichtigen Sammlung „Russische Meisterbriefe“, die Nötzel im Münchener Musarion-Verlag herausgegeben hat, könnte man ihn nachlesen. Er sei aber auch hierher gesetzt:

Bougival, den 27. oder 28. Juni 1883.

Lieber und guter Leo! Lange habe ich Ihnen nicht geschrieben, denn ich lag und liege offen gesagt auf dem

Sterbebett. Gesund werden – kann ich nicht, und es lohnt garnicht, daran zu denken. Ich schreibe Ihnen eigentlich nur, um Ihnen zu sagen, wie froh ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte, aufrichtige Bitte vorzubringen: Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück! Diese Ihre Gabe stammt doch auch daher, von wo alles andere kommt. Ach, wie wäre ich glücklich, könnte ich glauben, meine Bitte werde so auf Sie wirken!!

Ich bin ein verlorener Mensch – die Ärzte wissen nicht einmal, wie sie meine Krankheit nennen sollen, „névralgie stomacale goutteuse“. Ich kann weder gehen noch essen noch schlafen, was soll ich denn noch! Es langweilt sogar, das alles zu wiederholen. Mein Freund, großer Schriftsteller der russischen Erde – erhören Sie meine Bitte!“

Welches Verlangen erwecken diese Zeilen! Wie aller Sehnsucht wert ist die Lebensluft, in der allein ein solcher Abschiedsgruß erklingen konnte. Renan, einer aus dem Pariser Freundeskreis, dem Turgenjew angehörte, hat einmal das neunzehnte Jahrhundert gepriesen, als eine milde und schöne Zeit, als das rechte Klima für ein Erblühen der Künste und der Wissenschaften, dem gewiß eine rauhere Periode folgen werde. Ach ja, die ist ihm gefolgt. Das neunzehnte Jahrhundert, diese Abschiedsstunde der alten Kultur, erscheint dem rückwärts gewandten Blick des durch Sumpf und Feuersbrünste Gejagten als ein Paradies des Friedens und der Weisheit.

Die Literaturkenner von der ganz strengen Observanz stellen Turgenjews Sarg nicht in ihr Pantheon. Er gilt ihnen nicht für ein Genie, nur für einen Talentmann. Tatsache ist, daß er dem abgründigen Genie Rußlands, daß er Dostojewski aufs Äußerste zuwider war; ja Dostojewski erschien eines Tages unvermutet bei Turgenjew, klagte sich vor dem Erstaunten einer Schandtats an und erklärte: vor einem Menschen wie Turgenjew sich zu erniedrigen, dies habe ihm der Himmel als här-

teste Buße auferlegt. Turgenjew fügte sich vortrefflich in den Kreis der bedeutenden Schriftsteller ein, mit dem er in Paris lebte: Flaubert, Gautier, Zola, Goncourt, Taine, Renan, die der gleichen seelischen Zone angehörten, und die ihn alle liebten. „Le doux géant“¹¹ nannten sie ihn. Sein Wesen war Humanität, Humanität gegründet auf Kenntnis des menschlichen Herzens und auf skeptischen Sinn für Tatsachen. Sich selbst zu sehen, wie man ist, den Menschen zu sehen, wie er ist, nicht an wüste und irre Träume sich hingeben, sondern wahr, gütig und furchtlos im Dasein zu stehen – einer Periode wie der unsern darf darin getrost ein Ideal gezeigt werden. Einer Periode, deren typischer Mensch sich unbeschreiblich häßlich ausnimmt, nämlich zugleich platt gierig und von Phrasen betrunken.

Phrasenloser, unpathetischer kann nichts sein als der Brief des sterbenden Turgenjew. „Ich lag und liege auf dem Sterbebett“ – das ist ihm schon zu viel, zu lapidar, und er fügt dieses rührende „offen gesagt“ hinzu, ein verkleinerndes Verlegenheitswort, eine Art Entschuldigung dafür, daß er sich selbst in so ernster, eindrucksvoller Situation zeigen muß. Turgenjews Krankheit, wie wir aus andern Quellen wissen, muß grauenvoll gewesen sein, eine allgemeine Entzündung der Nervenhaut mit nie aussetzenden, marternden Schmerzen. Aber kein Wort von diesen Schmerzen! Er fängt wohl an, seinen Zustand zu beschreiben und ironisiert ein wenig die Ärzte, aber sogleich bricht er wieder ab: „es langweilt sogar, das alles zu wiederholen“.

Tolstoj müsse das langweilen, meint er damit. In seinem skeptischen Wissen um die Kluft zwischen Individuum und Individuum vermeidet er es, das Empfinden des Andern länger als einen Augenblick in Anspruch zu nehmen. Aber er weiß auch, daß es jedermann beleidigt, sein Mitgefühl und Zartgefühl in Zweifel gezogen zu sehen. Darum redet er Tolstoj an

¹¹ Le doux géant: Der sanfte Riese.

dieser Stelle nicht an, läßt das Pronomen weg und spricht im allgemeinen. Dieses Pronomen, das garnicht dasteht, dürfte an sittlicher Schönheit und Würde alles aufwiegen, was seit zwei, drei Jahren in Europa öffentlich geschrieben und geredet worden ist.

Und nun das Bekenntnis von der Hand des Todgeweihten, „wie froh ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein!“ Welch verehrungswürdige Urbanität, welche Höflichkeit des Herzens war nötig, um eine solche Wendung zu finden! Klingt sie nicht und soll sie nicht klingen, als blicke der Verlöschende auf sein Dasein zurück, überschlage die Freuden, die es ihm gewährt hat, und finde als höchste die Lektüre von „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“. Auch den Abgewandten und Starren mußte ein solcher Liebesgruß, aus solchem Munde, aus solcher Stunde, bewegen. Und darauf zählte Turgenejew. Sein zärtlich begeisterter Dank ist nur der Eingang zu einer Bitte: „Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück!“

1877 war die Anna Karenina erschienen. Bald darauf trat in Tolstojs Leben der Umschwung ein, er sagte seiner bisherigen Existenz, der Welt und der „parasitären“ Literatur ab, er widmete sich theologischen Studien, übersetzte das Evangelium. Kein Zweifel, es ist eine Art von erhabener List im Spiel, wenn Turgenejew so bittet. Einen Sterbenden, sagt er sich, wird der fromm gewordene Tolstoj am ehesten hören und erhören. Aber daß ihm dies wichtig ist, daß er mit seinen versagenden Kräften dieses flehentliche Verlangen niederschreibt: „Ach, wie wäre ich glücklich, könnte ich glauben, meine Bitte werde so auf Sie wirken!“ Er ist ein Ungläubiger, er weiß, daß alles für ihn zu Ende ist, wenn ihn der Erdboden deckt, aber es ist ihm nicht gleichgültig, ob dann auf dieser Erde noch das Schöne entsteht. Er tut nicht, wie es später einmal widerliche Mode geworden ist, als sei Kunst, als sei Dichtung dem Leben gegenüber ein Nichts, dessen sich der Urheber wohl gar zu schämen habe. Daß das Wahre und Bedeutende auf Erden sich mehre, bleibt

die Sorge seines Herzens, welches bald nicht mehr schlagen wird, und daß Rußland diesen Schatz mehren helfe – das ist der Patriotismus dieses Kosmopoliten. „Mein Freund, großer Schriftsteller der russischen Erde!“

Zum verurteilten Sokrates tritt am Vorabend der Hinrichtung ein Freund ins Gefängnis und findet ihn eifrig bemüht, auf der Leier eine Melodie zu erlernen. Wie denn, Sokrates, ruft der Freund, morgen sollst du sterben und lernst heute noch ein neues Lied? Und Sokrates antwortet: Wann soll ich es denn lernen, du Lieber? – Dies ist Geist vom Geist unseres Briefes.

Aber nachdem der verurteilte Turgenjew den Andern gebeten hat, er möge doch seinem Genius den alten Weg wieder verstatten, fügt er eine Begründung, eine Aufmunterung hinzu: „Diese Ihre Gabe stammt doch auch daher, von wo alles andere kommt.“ Das ist etwas Unsterbliches. Turgenjew hat „Väter und Söhne“, „Dunst“, „Das adelige Nest“ geschrieben, und seine frühen Schriften haben in Rußland die Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitet – aber diesen kleinen Satz sollte man nicht vergessen über jenen Taten. Man sieht den Leidenden, wie er Tolstoj an seine Verantwortung mahnen will, an die Verpflichtung, die ungemaine Talente auferlegen, man sieht, wie er fast schon im Begriff ist, diese ehrerbietige Mahnung in eine religiöse Formel zu kleiden, man spürt, wie er zaudert, wie er, der furchtlos und glaubenlos Sterbende, es verwirft, auch zu erhabenem Zweck nur im mindesten zu heucheln und von Dingen zu reden, von denen wir schlechterdings nichts wissen können, – und es entsteht diese behutsame und meisterliche Wendung. Dieser große Mensch und Schriftsteller schont den Andern, der glaubt oder inbrünstig doch glauben möchte, und er selber bleibt wahr, wahr wie ein Mann und wie ein Weiser.

Nein, Humanität ist kein leeres Wort. Laßt euch nichts weismachen von den Maulaufreißern dieser trübseligen Epoche, von den Amokläufern, den Veitstänzen und heulenden Derwischen irgendwelcher Bekenntnisse! Wahr sein, einfach sein,

milden Herzens sein, heiter und gelassen bleiben in Leiden und Gefahr, das Leben lieben und den Tod nicht fürchten, dem Geiste dienen und an Geister nicht glauben – es ist ja doch nichts Besseres gelehrt worden, seitdem diese Erde sich dreht.

Fritz Lang: Die Nibelungen (Film), Rezension (1924)

Quelle: Das Tage-Buch, 5. Jahrgang, Heft 10, 8. März 1924, Seite 331-332. – Werkverzeichnis: Frank 1924.6. – Werkverzeichnis: Frank 1924.6.

Glossen

Briefe an das Tage-Buch

Die Kranzschleife

Lieber Herr Großmann! Am Montag haben wir uns gesprochen; da erzählten Sie mir vom Nibelungenfilm, sprachen mit hoher Achtung vom Geschmack dieses Films, von seiner Sauberkeit, von seinem edlen, ruhigen Reiz. Ich nahm mir vor, am Mittwoch hinzugehen.

Am Dienstag nämlich hatte ich in Potsdam zu tun. Als meine Arbeit dort beendet war, ließ ich mir die Gruft aufschließen, darin der große Friedrich bestattet liegt. In die Nähe dieses unausschöpfbar merkwürdigen, dieses gewaltigen und rührenden Königs zieht es auch den, der etwas ziemlich anderes ist als ein Monarchist.

Er ruht nicht freiwillig in der scheußlichen Garnisonkirche, der große Friedrich. Er wollte auf der freien Terrasse vor seiner Villa beerdigt werden, dort hatte er sich ein Grab ausmauern lassen neben seinen Hunden, deren Namen man auf zierlichen Steinplättchen noch heute lesen kann. Aber sein frommer und unfähiger Nachfolger wußte es natürlich besser, und Friedrich der an keinem Kruzifix vorbeireiten konnte, ohne lästerlich zu fluchen, liegt nun unter der Kanzel. Neben dem riesenhaften Marmorsarkophag seines brutalen Herrn Vaters, des Soldaten-

königs, steht ganz klein sein Särgehen, aus schlichtem Metall, Zinn oder Zink. Früher war das recht eindrucksvoll. Das enge Gelaß war völlig kahl, von spartanisch-preußischer Sachlichkeit und Kargheit, und einer wenigstens von den hundert Wesenszügen des tragisch-kompliziertesten Helden war widergespiegelt. Heute ist die Grabkammer bunt. Fahnen und Standarten aufgelöster Garderegimenter lehnen umher; gut, ihre Anwesenheit ist zu verteidigen. Aber von den beiden Särgen sieht man bloß noch den des Vaters, des Nur-Militaristen. Der, in welchem der Genius schläft, ist ganz verdeckt von Kränzen mit schreienden Schleifen, Nationalisten-Kränzen, Kränzen von Leuten die ihren Wilhelm nicht vergessen können, Leuten, für die der unbelügbare Mann von Sanssouci die giftigsten seiner französischen Sarkasmen gehabt hätte.

Ganz vorn jedoch, dem Beschauer am nächsten, liegt ein riesengroßer Kranz mit einer riesengroßen Schleife, und auf der Schleife steht: „*Zur Première des Nibelungenfilms. Fritz Lang.*“ Ich befragte den Küster. Ja, eine Dame habe diesen Kranz eines Morgens um neun Uhr mit dem Automobil gebracht, und sie habe verlangt, sie habe verzweifelt darauf bestanden, daß er noch am selben Tag in die Gruft komme und zwar an diesen vordersten Platz.

Schade, daß ich am Dienstag in Potsdam war! Nun konnte ich mir am Mittwoch den Nibelungenfilm nicht mehr ansehen. Oder vielleicht doch nicht schade? Ich halte Sie für einen außerordentlichen Kritiker, Stefan Großmann, aber ich kann Ihnen doch kaum glauben, daß der Nibelungenfilm ein guter Film sei. Geschmack, haben Sie gesagt, Sauberkeit, edler Reiz? Und dergleichen soll von einem Manne herkommen, der seine Filmpremière mit dem Schatten dieses Einzigen zusammendenkt, der in dem tragischen Alten offenbar einen direkten Nachfolger Siegfrieds des Drachentöters erblickt, der vermutlich glaubt, den König Friedrich mit so einer Schleife zu ehren?

Was macht denn uns, die wir Deutschland lieb haben und es frei und glücklich sehen wollen, was macht auch der verständigen Umwelt das deutsche Leben heute so unausstehlich? Nichts anderes als die Verbindung von Betrieb und falschem Idealismus. Dort am Sarge des wehrlosen Friedrich habe ich ihre exakteste Formel gelesen.

Bruno Frank.

Rudolf Lothar: Erotische Komödien (Vorwort), Essay (1924)

Quelle: Rudolf Lothar: Erotische Komödien. Leipzig [1924], Seite 7-9. – Werkverzeichnis: Frank 1924.7.

Rudolph Lothar

Baden bei Wien ist im Sommer ein elegantes, internationales Bad, im Winter ist es ein verschlafenes Provinznest mit einem kleinen braven Stadttheater als einzigem Ort der Zerstreuung. In diesem Stadttheater kam vor beinahe vierzig Jahren, am 5. Januar 1885, das Stück eines Unbekannten zur Aufführung: „Die Tantaliden“. Es war, um es nur herauszusagen, ein ziemlich mittelmäßiges Stück, und wenn die Kritik den Verfasser, einen Herrn Rudolf Lothar, dennoch sehr wohlwollend behandelte, so hatte er's weniger seiner Kunst als seinem Stoff zu danken: Die Tantaliden, das sind jene unermüdlich Arbeitenden, die vor sich, nahe vor sich, zeitlebens den Reichtum sehen, und vor deren Händen er immer und immer wieder zurückschnellt.

Von diesem Erstling an hat es Rudolf Lothar an guten Stoffen nicht gefehlt. Ein glücklicher Erfinder war er stets. Seine Stückideen waren neu, seine Fabeln reizvoll, seine Konflikte originell gewirrt und entwirrt. Dazu brachte er als Rüstung eine ganz enorme Arbeitskraft mit und als Schild einen nicht zu erschütternden Optimismus. So angetan, wagte er sich zunächst

auf ein Kampffeld, auf dem seinem Naturell keine Siege zufallen konnten: Er versuchte sich im Tragischen. Es gibt von ihm aus jenen Jahren ein Mysterium „Der Wert des Lebens“, es gibt melodramatische Einakter: „Cesare Borgias Ende“ und „Ritter, Tod und Teufel“. „Ritter, Tod und Teufel“ nannte der Historiker Lamprecht „den besten deutschen Einakter der Gegenwart“, und über das Mysterium schrieb gar in seiner „Gesellschaft“ Michael Georg Conrad, der Führer der Jungen von damals: „So shakespeareisch Hauptmann, so goethisch mutet mich Rudolf Lothar an“. Rudolf Lothar wird amüsiert lachen, wenn er sich heute dieser feierlichen Einordnung erinnert. Auf vielen Wegen suchte und strebte und irrte er damals. Mit Notwendigkeit wurde er Journalist. Achtzehn Jahre lang schrieb er für die „Neue Freie Presse“, seine Artikel, elegante, witzige und gescheite Arbeiten, die erstmals seinen Namen in vieler Leute Mund brachten. Aber den großen Erfolg, den Welterfolg holte er sich auf der Bühne.

Das deutsche Volkstheater in Wien nahm im Jahre 1900 sein Maskenspiel „König Harlekin“ an. Die Zensur verbot es. Der „König Harlekin“ erschien damals nicht nur dem Zensor, sondern aller Welt als die freieste, frechste Verhöhnung des monarchischen Gedankens. Rührend versicherte die Behörde dem Autor: Nie, solange es eine von Gott eingesetzte Monarchie auf Erden gebe, werde dies Stück über die Bretter gehen. Aber das Stück ging über die Bretter; es bekam sogar den Bauernfeldpreis. Von Wien gelangte es nach Italien. Nach kaum einem Bühnen-Autor sind so viele und so scharfe Pfeile versandt worden wie nach Rudolf Lothar; so ist es vielleicht nicht uninteressant, zu zitieren, wie damals nach der italienischen Aufführung der erste Kritiker des Königreichs, wie Girolamo Rovetta über den „König Harlekin“ urteilte. „Dies Stück“, schrieb er im Corriere della Sera, „ist eines der stärksten satirischen Werke, die in den letzten dreißig Jahren geschrieben worden sind. Wenn ein Dichter mit überschäumender Phantasie,

ein tief menschlicher Philosoph und ein skeptisch witziger Diplomat sich gesagt hätten: Nun wollen wir zu dritt eine Komödie schreiben – sie hätten kein bizarrereres, kühneres und geschmackvolleres Werk hervorbringen können als diesen „König Harlekin“, dies Stück voller Leidenschaft, Schmerz und Wahrheit, das über und über funkelt von Humor und Witz“.

Seit 1900 ist denn auch der „König Harlekin“ vom Repertoire der italienischen Bühnen nicht verschwunden. In Paris hat ihn das Odéon, in London hat ihn Lewis Waller gespielt. Er wurde in vierzehn oder fünfzehn Sprachen übersetzt und ist um die ganze Erde gereist. Den russischen Bühnen war das Stück unter dem Zaren verboten, sie spielen es seit dem Umsturz. In Paris forderte Catulle Mendès die Ehrenlegion für den Autor, und sie wurde ihm verliehen.

Mit dem „König Harlekin“ hat Lothar seinen Stoff gefunden, den auch die späteren Lustspiele eigentlich nur variieren. Harlekin, der Spaßmacher, steht hier im Dienst eines tollen und wüsten Prinzen, dazu dressiert, in der Maske seines Herrn die Liebesabenteuer einzuleiten, die jener dann zu Ende führt. Der König liegt im Sterben, in dieser Stunde überrascht Harlekin den Thronerben, wie er eben Colombine bedrängt, und in eifersüchtiger Wut erschlägt er ihn. Um sich zu retten, legt er, wie so oft schon, die Maske des Prinzen an und will in dieser entweichen. Aber er wird angehalten, man ruft ihn zum König aus, und nun thront er und regiert, bis er angeekelt die Lüge hinwirft und frei als Komödiant wieder in die Welt hinauszieht.

Ein Maskenspiel also. Der Schauspieler, der gezwungen wird, seine Rolle wirklich zu leben. Daß diese Rolle die Königsrolle ist, macht das Harlekin-Stück zur Satire. Aber das Motiv läßt sich rein lustspielmäßig nicht weniger brauchen, und „Casanovas Sohn“ wie „Die Schwarze Messe“ leben davon.

Der Erfolg am Odéon brachte Lothar in nahe Beziehungen zu Paris. Unter den Guten, unter den Besten hatte er seine

Freunde. Ihm hat mit einem berühmt gewordenen Brief, der von der Zukunft des Theaters handelt, der überlebende Goncourt die Bühnenausgabe seiner „Faustin“ gewidmet, an ihn waren, ein Zufall, der im Gedächtnis haftet, die letzten Zeilen gerichtet, die Zola vor seinem Tode schrieb. An solche Fakten, wie zuvor an Rovettas Urteil, sei gern erinnert, um so lieber, als Bühnengeschicklichkeit, resolutes Losgehen auf die Theaterwirkung bei uns noch immer als schwere Sünde gilt. Aber ist es wirklich so unverzeihlich, wenn einer sich eine Zigarre nicht an den Sternen anzünden will?

Seine Bühnentechnik hat Lothar vor allem in Paris gelernt. Er war ein begabter Schüler. Wie er eine komische Szene motiviert, das macht ihm jetzt auch in Paris kaum einer vor oder nach. Zudem genügt es den Lustspielarbeitern an der Seine, wenn sie ihren uralten Stoffen nur immer neue Nuancen abgewinnen, und bei dem Hin- und Herwenden des tausendmal Gesehenen ergeben sich manche feineren und stilleren Wirkungen. Lothar aber findet, er erfindet wirklich, ihm fällt Neues ein. Das ist vielleicht nichts Überwältigendes, aber es ist etwas.

Zunächst schien er sich mit dem „König Harlekin“ verausgabt zu haben. Er blieb nicht müßig, er schrieb, allein und mit Genossen, allerhand muntere kleine Stücke, eines davon – „Die große Gemeinde“ – ging sogar über viele Bühnen, aber es kam doch kein rechter Wurf, es sei denn, man wollte Lothars Libretto zu „Tiefeland“ hier nennen, das in seiner Art gewiß einer war. Aus dieser Zeit gibt es von Lothar auch ein dickes, heute längst vergriffenes Buch über das deutsche Drama der Gegenwart und eine sehr brauchbare Monographie über Ibsen. Seinem Namen half das alles nicht viel. Phantastischer Optimist, der er war, belud er sich durch eine unglückselige Theatergründung mit einem Berg von Sorgen. Er ging nach Paris und lebte im Stillen. Der Krieg führte ihn dann in die Schweiz; ein wertvolles Reisewerk entstand dort: „Die Seele Spaniens“ . Aber die Sprechbühne erwartete nichts mehr von ihm.

Da tauchte er im Januar 1921 plötzlich wieder aus seinem Halbdunkel hervor; man gab in Berlin „Casanovas Sohn“. Mit diesem ganz außerordentlich geschickten und frechen Lustspiel, das zur Zeit der Zensur wohl nicht möglich gewesen wäre, zeigte Lothar, was er an Bühnenkenntnis in einem Menschenalter gelernt, und auf was alles er verzichtet hatte. Mit einer Gewandtheit, ja Meisterschaft, die hierzulande ein Novum ist, biegt er den tollen Stoff – der Vater schickt an eigener Statt seinen Sohn in den Alkoven – zum wirkungssicheren Theaterstück. Er wollte endlich, nach so langer Stille, den dauernden Erfolg, den rauschenden und den klingenden, und er errang ihn mit diesem Lustspiel, das hart an der Grenze des Möglichen den alten Masken-Einfall witzig und neuartig abgewandelt. Man spielte in Berlin „Casanovas Sohn“ vierhundertmal, das Stück ging durch die Provinzen und durch alle Länder. Gleich darauf kam der „Werwolf“.

Der war nun sogar in doppeltem Sinne ein Maskenspiel; denn auch Rudolf Lothar selber maskierte sich. Er hatte richtig gerechnet. Dem chilenischen Autor Angelo Cana, als dessen Werk sich der „Werwolf“ präsentierte, wurde von der Kritik die ungemeine Keckheit auch dieses Stoffes verziehen, die lustige Anmut der Erfindung, das erotische Temperament des Vortrags wurden gerühmt, vermutlich nicht ohne Grund. Und Lothars neue Cagliostro-Komödie, die „Schwarze Messe“, die mit gleichem Witz der Erfindung und mit nicht weniger Temperament wieder die Kostümmaske zeigt, wird dem „Werwolf“ in seinem Siegeslauf um die Erde nachfolgen.

Heute ist Rudolf Lothar wohl der meistaufgeführte Lustspielautor der Welt. Ausländische Kritiker haben das berechnet und festgestellt. Seine Stücke überschwimmen die Meere und durchqueren die Kontinente; ohne viel Bedenken, aber ausgerüstet mit großen und bei uns seltenen Fähigkeiten greift er nach dem Erfolg, faßt ihn und hält ihn. Und aus den Schauhäusern ungezählter Länder schallt ihm das Lachen von Millionen.

Lastpferde, Autobiographisches (1925)

Quelle: Uhu, 2. Jahrgang, Heft 12, September 1925, Seite 37. –
Werkverzeichnis: Frank 1925.1.

Bruno Franks Elternhaus stand in der Silberburgstraße in Stuttgart, unweit vom „Silberbuckel“, dem abschüssigen Ende der Straße. Hier beobachtete er die Misshandlung der Lastpferde, auf die er in seiner Antwort auf die Umfrage „Wie wir unsere erste Dichtung schrieben“ 1929 noch einmal zurückkam (siehe Seite 151). In seiner Komödie „Sturm im Wasserglas“ legte Bruno Frank seine Kindheitserinnerung dem Journalisten Franz Burdach in den Mund, der sich nach dem Erlebnis der misshandelten Lastpferde schwor, „daß ich nichts mehr dulden wollte, sobald ich erwachsen wäre“.

Erinnerungen aus der Kinderzeit
Lastpferde

Stuttgart ist eine bergige Stadt. Dort leben meine Eltern. Als ich ein Kind war, befand sich unsere Wohnung am Fuß der abschüssigen Silberburgstraße. Viele Fuhrwerke aus den Vororten, aus Heschlach und aus Kaltenthal, erklimmen diesen Berg. Da sah ich täglich, wie die Fuhrknechte mit ihren Pferden umgingen. Es war, wenn mein Gedächtnis recht ist, niemals ein menschlicher unter ihnen. Sondern, sowie die Tiere zu versagen begannen (und sie mußten versagen auf dem steilen Abhänge, vor den mächtigen Stein- oder Bierlasten), begann die Mißhandlung: saftige Geißelstreiche unter den weichen Bauch, Fußtritte in die Flanken, Fauststöße gegen die Nüstern, Knüppelhiebe mit dem Peitschenstiel. Begleitet das Ganze vom Gebrüll ihrer Flüche, blöd und gemein.

Das damals gefühlte Entsetzen, der damals empfangene Haß sind mein Grunderlebnis geblieben. Ich lebe gern, und ich lebte froh. Aber auf allen Wegen der Erde begegnen mir, in hundertfach verwandelter Gestalt, die Lastpferde aus der Silberburgstraße, gepeinigt von brüllenden Knechten.

Iwan Turgenjew: Väter und Söhne (Nachwort), Essay (1925)

Quelle: Iwan Turgenjew: Väter und Söhne. Roman. Deutsch von Werner Bergengruen. Mit einem Nachwort von Bruno Frank. Leipzig [1925], Seite 278-288. – Werkverzeichnis: Frank 1925.2.

Hinweis: Bruno Frank schließt sein Nachwort zu „Väter und Söhne“ ab mit einer Betrachtung über Iwan Turgenjews Abschiedsbrief an Leo Tolstoi. Dieser Teil des Nachworts stimmt im wesentlichen mit dem Essay „Der schönste Brief“ aus dem Jahr 1923 überein, siehe Seite 104.

Nachwort

Ein russischer Junge, Schüler an einem Gymnasium, kommt in Verlegenheit zu seiner Mutter. Er soll in seiner Klasse einen Aufsatz über Turgenjews Weltanschauung schreiben und weiß das Thema nicht anzupacken. Die Mutter möchte helfen und schreibt dem Dichter nach Paris. Er antwortet:

„Da haben Sie mir aber einmal eine Aufgabe gestellt, liebste Marja Andrejewna! Ich glaube kaum, daß je ein anderer Schriftsteller um so etwas angegangen worden ist. Ich soll meine eigene Weltanschauung bestimmen, ja, und noch dazu in gedrängter Form, in einem Brief. Eine solche Frage unbeantwortet zu lassen oder sie mit Humor zu behandeln, das wäre nur recht und natürlich. Recht und natürlich wäre es auch zu sagen: ich habe keine Ahnung. Ich kenne ja mein eigenes Ge-

sicht nicht. Aber ich will Ihren Sohn nicht kränken (obwohl ich mich ein wenig darüber wundere, was für komische Aufgaben man jetzt den Schülern der Mittelschulen stellt!) Und so antworte ich denn ganz kurz und bündig: Ich bin vornehmlich Realist, und am allermeisten interessiere ich mich für die lebendige Wahrheit des Menschengesichts. Zu allem Übernatürlichen verhalte ich mich durchaus gleichgültig, und ich glaube weder an irgendwelche Absoluta noch an irgendein System. Am meisten liebe ich die Freiheit, und, soweit ich das beurteilen kann, bin ich der Poesie zugänglich. Die ganze Menschheit ist mir teuer, der Nationalismus – liegt mir fern, wie auch jede andere Orthodoxie. Mir scheint, ich habe genug gesagt, aber eigentlich sind das alles nur Worte.“

Das ist, aus der Seele eines Künstlers statt aus der eines Wissenschaftlers gesprochen, fast genau das Bekenntnis des Basarow, eben jener Figur aus „Väter und Söhne“, um derentwillen Iwan Turgenjew von der russischen Jugend so bitter angefeindet wurde. Er begriff das nicht. Er spricht es in dem Nachwort zu seinem berühmten Roman ganz naiv und gelassen selber aus, daß er fast alle Anschauungen Basarows mit Ausnahme seiner Kunstansichten teile. Und somit brauchte er sich wenigstens nicht zu wundern, daß auf der anderen Seite das ältere Rußland ihn, sein Werk und seine tragende Figur mit Schmähungen belegte.

Wenige Wochen, nachdem das Buch erschienen war, kam Turgenjew nach Rußland zurück. Am gleichen Tage wütete auf dem Apraxin-Markte der gewaltige Brand. Schon war der Name „Nihilist“ auf aller Lippen, und das erste Wort des ersten Bekannten, den Turgenjew auf dem Newskij-Prospekt traf, war dies: „Da sehen Sie, was Ihre Nihilisten machen, ganz Petersburg stecken Sie in Brand.“

„Ich war verlegen, gekränkt,“ sagte Turgenjew, „fühlte mich jedoch frei von jeder Schuld, denn ich wußte ja, daß ich völlig objektiv gewesen war.“ Aber objektiv und nihilistisch ist hier

beinahe dasselbe: dogmenlos nämlich ist sein Werk, von keiner vorgefaßten Idee eingeengt, nicht flächig und theoretisch, sondern plastisch und voller Leben, durch und durch die Schöpfung eines Künstlers und Dichters, rund, gerecht, wahr, lebendig und frei. Der Roman „Väter und Söhne“ ist die Selbstbesinnung eines historischen Moments, er ist die Stimme einer sozialen und politischen Wende. Gleichzeitig aber, und dies macht den Fall groß und beinahe einzig, ist er eben ein tendenzloses und reines Werk, so durchaus gekonnt und geglückt, so untadelhaft wie kein zweites im Schaffen seines Urhebers und wie nur ganz wenige in diesem Jahrhundert der großen Romane. Die Gestalten bestimmt, präzis, und doch zitternd vor Bewegtheit, vom heimlichen Brio einer inneren Entwicklung, der Vorgang homerisch einfach, von einem Knaben nacherzählbar, und doch erstaunend und fortreißend in jedem Augenblick, das Verhältnis der Teile, das Dynamische, von einer Vollkommenheit, die im Leben der Erzähler das seltenste Wunder bleibt, dabei ein stilistischer Zauber über allem, der auch durch den Schleier der fremden Sprache beglückend spürbar bleibt, das Ganze innig ohne Schwäche, energisch ohne Brutalität, das Werk eines außerordentlichen Künstlers und eines humanen Gentleman.

Das Wort mag bescheiden klingen, aber sein Begriff umschließt doch sehr vieles. Es ist ein Begriff des neunzehnten Jahrhunderts, und das neue, das unsere, scheint wenig disponiert, um in irgendeiner Nation den Typus noch hervorzubringen, den Turgenjew klassisch darstellt, diese Verbindung von warmer mitleidsvoller Menschlichkeit, hoher künstlerischer Kultur und aristokratischer Weltgerechtheit.

In seinem Blute mischten sich widerstreitende Tendenzen. In der altadeligen Familie Turgenjew war liberale, war humanitäre und kosmopolitische Tradition. Man kennt Alexander Turgenjew, den Historiker Rußlands, den Geistesverwandten der Karamsin und Shukowskij, den Korrespondenten Tiecks, Gui-

zots und Walter Scotts; man kennt seinen Bruder Nikolaus, Steins und Humboldts Freund, den geschworenen Hasser der Leibeigenschaft, der von Nikolaus dem Ersten verbannt wird und in Frankreich stirbt. Dies sind nahe Verwandte des Dichters. Entscheidender natürlich für seine Entwicklung waren die Eltern, doch in einem andern Sinn. Sergei, der Vater, Gardeoberst, ein glänzender Herr und Frauensieger, kalt, in sich selbst geschlossen, an dem das Werben des Sohnes abgeleitet; die Mutter Warwara Petrowna, die typische adelige russische Herrin, souverän, rücksichtslos, starrsinnig, launenhaft und böse, die vollkommenste Vertreterin des alten erbarmungslosen autokratischen Prinzips, äußerst hart gegen den Sohn, so daß er drauf und dran ist zu entlaufen, unmenschlich gegen die ihr Leibeigenen. Sein Leben lang hat sich Iwan Turgenjew daran erinnert, wie sie einst zwei von ihren Bauern zur Deportation verurteilte, weil sie nicht von ihnen begrüßt worden war. Sein Leben lang sah er die Mutter am Fenster sitzen und draußen auf dem Hof die beiden armseligen Burschen stehen; barhäuptig, mit finsterner Miene, zur langen Reise bereit, verneigen sie sich abschiednehmend vor der Herrin, die sie ungerührt wie der Gott des Alten Testaments in die Fremde und ins Elend verstößt.

Die Szene repräsentiert würdig und ziemlich erschöpfend das Rußland Nikolaus des Ersten, in dem kein freier Atemzug möglich war. Asien war aufgerichtet in Europa, mitten im neunzehnten Jahrhundert. Noch nicht volljährig verließ Turgenjew die Heimat, geistig natürlich ganz unfertig, aber bereits für immer ein Feind der Sklaverei und des absoluten Systems. Er ist oft nach Rußland zurückgekehrt, und er hat es zeitlebens geliebt, heimisch ist er nie wieder geworden. Er wurde zum europäischen, zum kosmopolitischen Schriftsteller, russisch im ganzen Unterbau seines Geistes und Gemüts, aber bereichert und geformt durch alle Kultur der modernen Länder.

Es gibt keinen Fremden, der größer und würdiger von Deutschland gedacht hätte als er. Berlin war auch gleich die erste Etappe seiner Bildung, die Stadt Rankes, Savignys, Humboldts, die Stadt vor allem des Hegelischen Geistes, der von hier seinen Flug über alle Breiten begann. Früh erkannte Turgenjew die große Stellung, die dem Deutschen in der Welt angewiesen ist, und die der Deutsche selbst in späterer Periode so häßlich vergessen hat – vorübergehend nur, wie wir hoffen dürfen. „Der Deutsche“, schreibt Turgenjew siebenundzwanzigjährig, in seinem Aufsatz über den „Faust“, „ist nicht so sehr Bürger, als er Mensch ist, bei ihm gehen die rein menschlichen Fragen den sozialen vor. Es erschien ein Dichter, Goethe, dem man nicht ohne Grund vollständigen Mangel an bürgerlicher Überzeugung vorwarf und den man einen Heiden nannte, ein Dichter, der nur ein Deutscher sein konnte, weil es eben nur dem Deutschen gegeben ist, einfach Mensch zu sein.“

Was Turgenjew hier nicht ausspricht, verrät sein Ton: daß er mit solcher Gemütsart eine tiefe Verwandtschaft spürte. Wohl war in ihm die Empörung über die Zustände in seinem Vaterlande lebendig, aber er wurde darum nie zum Politiker, nie zum sozialen Schriftsteller. Er sah die Welt an und gab sie wieder mit der Plastik und der Gerechtigkeit eines Schöpfers, ganz nur dem bildenden Triebe hingegeben, und was ihm an öffentlicher Wirkung zuzuschreiben ist, entströmte durchaus seinem Dichtertum.

Das berühmte „Tagebuch eines Jägers“ stellt mit Liebe den russischen Bauern dar, aber mit einer Liebe, die zu tief und zu echt ist, um schön zu färben. Niemals hat Turgenjew zu denen gehört, die von der Primitivität des Muschik das Heil der Welt erwarten; aber aus seiner ruhigen und meisterlichen Darstellung drang ein bewegendes Weh. Dies Buch mehr als irgend etwas hat das Gewissen der in Rußland herrschenden Klasse geweckt. Es gelangte vor allem in die Hand des Kronprinzen Alexander.

Ihn rührte es zu Tränen. Es ist der allgemeine Glaube, daß Turgenjews Buch den Beschluß zur Bauernbefreiung in Alexander gereift hat. Er las es im Jahre 1853. Kaiser ward er zwei Jahre darauf. Der Plan der Emanzipation ward sogleich verkündet. Die Vorarbeit dauerte Jahre. 1861 erschien das befreiende Manifest. Turgenjew durfte sagen: dies ist auch mein Werk, und er, der Bescheidenste, hat es gesagt. Auf eine schönere Art, auf eine reinere und menschlichere ist wohl niemals Revolution gemacht worden.

Man hat das neunzehnte Jahrhundert geschmäht und herabgesetzt als eine Zeit der Wirrnis und des Niedergangs. Man wird von dieser Meinung zurückkommen. Eine Epoche, in der die deutsche Wissenschaft geworden ist, der europäische Roman und die neue französische Malerei, gehört nicht zu den geringen, sondern zu den kulturell großartigen Zeiten. Diesem Jahrhundert stand der Mensch und stand das Leben im Mittelpunkt, und nicht Heilslehren, nicht Doktrinen, wie sie sich unserer geprüften Generation mit starrer Verführung wieder darbieten. Turgenjew war bestes, edelstes neunzehntes Jahrhundert. Er war es in seiner Humanität. Er war es in seinem Internationalismus.

Ganz heimatlich in seinen Wurzeln, dem Schicksal seines Landes innig verhaftet und es mitbestimmend durch seine Kunst; mit deutscher Wissenschaft, deutscher Dichtung, deutscher Musik genährt und ihnen willig den Zoll tiefer Dankbarkeit zahlend; später dann frei sich bewegend in der beglückend hohen Zivilisation Frankreichs und von Frankreichs ersten Geistern als ein Erster freudig aufgenommen: so konnte seine Existenz wirklich als ein Symbol und Vorzeichen fruchtbar friedlicher Vereinigung gelten, die nun freilich bis heute nicht gefolgt ist.

Im März 1875 erzählt der überlebende Goncourt in seinem Tagebuch, wie er, Daudet und Turgenjew bei Flaubert sitzen,

und wie ihnen der russische Dichter Goethes Prometheus übersetzt. Das ist eine Szene, von der man träumen kann.

Sie waren ihm alle zugetan und dachten hoch von ihm, die bedeutenden Menschen Frankreichs, die Gautier, Victor Hugo, Mérimée, Sainte-Beuve, George Sand, die Taine, Renan, Guizot und Jules Simon. „Ein herrlicher Mensch, so gerecht und gerade“, sagt Zola von ihm. „Ein bezaubernder Koloß,“ schreiben die Goncourt in ihr Tagebuch, „ein sanfter Riese mit weißem Haar, er sieht aus wie ein gütiger Berg- oder Waldgeist.“ Den redlichsten, geradesten, aufrichtigsten Menschen der Welt nennt ihn, Jahre später, der junge Maupassant. Und Gustave Flaubert spendet ihm sein höchstes Lob: „Er kann zuhören wie keiner und urteilen wie keiner. Am Ende eines Absatzes von hundert Zeilen erinnert er sich noch an ein schwaches Adjektiv.“

Zwischen Flaubert und ihm war herzliche, niemals getrübe Freundschaft. Eine schönere, gemäßigere, fruchtbarere Beziehung zwischen Männern ist nicht denkbar; zwei Künstler des höchsten Ranges und derselben geistigen Zone waren da einander begegnet und zwei der vornehmsten und freiesten Menschen, die in ihrer Zeit die Erde trug. Übereinstimmung im Urteil, im Geschmack fallen auf, auch aus den Jahren, ehe die beiden voneinander wußten. Wie mächtig Turgenjews Jugend auf den Goetheschen „Faust“ reagierte, sahen wir; was Flaubert angeht, so zeigt ihn uns ein Bericht, wie er nach der Lektüre des Ostermonologs halb ohnmächtig vom Spaziergang zurückkommt. Von der Antike überwältigt, sagt Flaubert, er gebe gern die ganze Schweiz für einen Saal des Vatikan; Turgenjew ruft im Berliner Museum vor den Ausgrabungen von Pergamon: „Wie glücklich bin ich, daß ich nicht sterben mußte, ehe ich diesen Eindruck empfang.“ Vollkommen ist der Zusammenhang ihrer Charaktere; opferbereite Menschengüte ist bei diesen beiden Realisten, Skeptikern, Nihilisten das Fundament. Um seinen Verwandten zu helfen, gibt der alternde Flaubert

ohne Zaudern die Hälfte seines Vermögens hin, von Turgenjew braucht man nur seinen Brief an den Verleger Jurjew zu lesen, darin er das Manuskript eines in Paris todkrank liegenden Russen empfiehlt: Jurjew müsse es nicht drucken, schreibt er, er müsse es nur annehmen, damit er, Turgenjew, dem Sterbenden unter einem Vorwand helfen könne. Träumt man von Gesprächen der Vergangenheit, denen man hätte anwohnen mögen, – nicht die berühmte Unterredung zwischen Goethe und Napoleon wäre vielleicht zu wählen, nicht eine zwischen Friedrich und Voltaire, sondern eines der langen nächtlichen Gespräche von Mann zu Mann, von Dichter zu Dichter, am Kamin des Arbeitszimmers von Croisset.

Viel weniger eindeutig waren Turgenjews Beziehungen zu den Schriftstellern seines eigenen Landes. Nah und herzlich konnte eigentlich nur, in jungen Tagen, seine Stellung zu Bjeilinski heißen, und außerordentlich warm, obwohl ihm jener erst in seiner letzten kranken Zeit entgegentrat, seine Verehrung Gogols. Zwischen Dostojewski und ihm, von kurzen Intervallen abgesehen, herrschte Kälte, ja Dostojewski haßte den Europäer geradezu. Auch dem großen Tolstoj ist Turgenjew weit mehr gerecht geworden als jener ihm. Es gab scharfe persönliche Auseinandersetzungen, es gab sogar eine Pistolenforderung. Spät erst, fünf Jahre vor dem Tode des Älteren, fand eine völlige Aussöhnung statt: eine Anzahl schöner Briefe sind Zeugnis, daß nun die Einigkeit bis zum Ende erhalten blieb. Unter diesen Briefen ist einer, der letzte, überaus charakteristisch für Turgenjew; hält man ihn zusammen mit jenem Schreiben an die Mutter des Gymnasiasten, so kennt man den Menschen ganz, und eigentlich auch schon den Künstler. Dieser letzte Brief lautet:

„Lieber und guter Leo! Lange habe ich Ihnen nicht geschrieben, denn ich lag und liege offengesagt auf dem Sterbebett. Gesund werden – kann ich nicht, und es lohnt gar nicht, daran zu denken. Ich schreibe Ihnen eigentlich

nur, um Ihnen zu sagen, wie froh ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte aufrichtige Bitte vorzubringen: Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück. Diese Ihre Gabe stammt doch auch daher, von wo alles andere kommt. Ach, wie wäre ich glücklich, könnte ich glauben, meine Bitte werde so auf Sie wirken!!

Ich bin ein verlorener Mensch – die Ärzte wissen nicht einmal, wie sie meine Krankheit nennen sollen, ‚Névralgie stomacale goutteuse‘. Ich kann weder gehen noch essen noch schlafen, was soll ich denn noch! Es langweilt sogar, das alles zu wiederholen. Mein Freund, großer Schriftsteller der russischen Erde – erhören Sie meine Bitte!“

Dieser Brief ist es wert, betrachtet zu werden. Phrasenloser, unpathetischer kann niemand sein als dieser Sterbende. „Ich lag und liege auf dem Sterbebett“ – das ist ihm schon zu viel, zu lapidar, er fügt dieses rührende „offengesagt“ hinzu, ein verkleinerndes Verlegenheitswort, eine Art Entschuldigung dafür, daß er sich selbst in so ernster, eindrucksvoller Situation zeigen muß. Seine Krankheit muß grauenvoll gewesen sein, eine allgemeine Entzündung der Nervenhaut mit nie aussetzenden, marternden Schmerzen. Aber kein Wort von diesen Schmerzen. Er fängt wohl an, seinen Zustand zu beschreiben und ironisiert ein wenig die Ärzte, aber sogleich bricht er wieder ab: „Es langweilt sogar, das alles zu wiederholen.“

Tolstoj müsse das langweilen, meint er damit. In seinem skeptischen Wissen um die Kluft zwischen Individuum und Individuum vermeidet er es, das Empfinden des Andern länger als einen Augenblick in Anspruch zu nehmen. Er weiß auch, daß es jedermann beleidigt, sein Mitgefühl und Zartgefühl in Zweifel gezogen zu sehen. Darum redet er Tolstoj an dieser Stelle nicht an, läßt das Pronomen weg und spricht im allgemeinen.

Und nun das Bekenntnis von der Hand des Todgeweihten, „wie froh ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein!“ Welch verehrungswürdige Urbanität, welche Höflichkeit des Herzens war nötig, um eine solche Wendung zu finden! Klingt sie nicht und soll sie nicht klingen, als blicke der Verlöschende auf sein Dasein zurück, überschlage die Freuden, die es ihm gewährt hat, und finde als höchste die Lektüre von „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“. Auch den Andersgesinnten und Starren mußte ein solcher Liebesgruß, aus solchem Munde, aus solcher Stunde, bewegen. Und darauf zählte Turgenjew. Sein zärtlich begeisterter Dank ist nur der Eingang zu einer Bitte: „Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück!“

1877 war die Anna Karenina erschienen. Bald darauf trat in Tolstojs Leben der Umschwung ein, er sagte seiner bisherigen Existenz, der Welt und der „parasitären“ Literatur ab, er widmete sich theologischen Studien, übersetzte das Evangelium. Kein Zweifel; es ist eine Art von erhabener List im Spiel, wenn Turgenjew so bittet. Einen Sterbenden, sagt er sich, wird der fromm gewordene Tolstoj am ehesten hören und erhören. Aber daß ihm dies wichtig ist, daß er mit seinen versagenden Kräften dieses flehentliche Verlangen niederschreibt: „Ach, wie wäre ich glücklich, könnte ich glauben, meine Bitte werde so auf Sie wirken!“ Er ist ein Ungläubiger, er weiß, daß alles für ihn zu Ende ist, wenn ihn der Erdboden deckt, aber es ist ihm nicht gleichgültig, ob dann auf dieser Erde noch das Schöne entsteht. Er tut nicht, wie es später einmal häßliche Mode geworden ist, als sei Kunst, als sei Dichtung dem Leben gegenüber ein Nichts, dessen sich der Urheber wohl gar zu schämen habe. Daß das Wahre und Bedeutende auf Erden sich mehre, bleibt die Sorge seines Herzens, welches bald nicht mehr schlagen wird, und daß Rußland diesen Schatz mehren helfe – das ist der Patriotismus dieses Kosmopoliten. „Mein Freund, großer Schriftsteller der russischen Erde!“

Zum verurteilten Sokrates tritt am Vorabend der Hinrichtung ein Freund ins Gefängnis und findet ihn eifrig bemüht, auf der Leier eine Melodie zu erlernen. Wie denn, Sokrates, ruft der Freund, morgen sollst du sterben und lernst heute noch ein neues Lied? Und Sokrates antwortet: Wann soll ich es denn lernen, du Lieber? – Dies ist Geist vom Geist unseres Briefes.

Aber nachdem der verurteilte Turgenjew den Andern gebeten hat, er möge doch seinem Genius den alten Weg wieder verstaten, fügt er eine Begründung, eine Aufmunterung hinzu: „Diese Ihre Gabe stammt doch auch daher, von wo alles andere kommt.“ Das ist etwas Unsterbliches. Man sieht den Leidenden, wie er Tolstoj an seine Verantwortung mahnen will, an die Verpflichtung, die ungemeine Talente auferlegen, man sieht, wie er fast schon im Begriffe ist, diese ehrerbietige Mahnung in eine religiöse Formel zu kleiden, man spürt, wie er zaudert, wie er, der furchtlos und glaubenlos Sterbende, es verwirft, auch zu erhabenem Zweck nur im mindesten zu heucheln und von Dingen zu reden, von denen wir nichts wissen können, – und es entsteht diese behutsame und meisterliche Wendung. Dieser große Mensch und Schriftsteller schont den Andern, der glaubt oder inbrünstig doch glauben möchte, und er selber bleibt wahr, wahr wie ein Mann und wie ein Weiser.

Humanität ist kein leeres Wort, so spricht dieser Brief, so spricht dieser Mensch, so spricht sein Werk zu uns. Wahr sein, einfach sein, milden Herzens sein, heiter und gelassen bleiben in Leiden und Gefahr, das Leben lieben und den Tod nicht fürchten, dem Geiste dienen und an Geister nicht glauben – es ist ja doch nichts Besseres gelehrt worden, seitdem diese Erde sich dreht.

Rudyard Kipling: Zehnbändige Werkausgabe, Rezension (1925)

Quelle: Das Tage-Buch, 6. Jahrgang, Heft 51, 19. Dezember 1925, Seite 1909-1910. – Rezension von Rudyard Kipling: Zehnbändige Werkausgabe. Verlag Paul List, Leipzig, um 1925. – Werkverzeichnis: Frank 1925.3.

Kipling

Von Rudyard Kipling wird erzählt, er habe sich eines Tages gewundert, daß trotz vieler kleiner Schecks, die er ausgeschrieben hatte, sein Bankkonto gar nicht geringer werden wollte. Er habe nachgeforscht, und da sei ihm von seinen Gläubigern die Antwort zuteil geworden, so töricht könne doch wohl niemand sein, ein Kipling-Autogramm für ein paar lumpige Pfunde aus der Hand zu geben. Wahr oder nicht – die kleine Geschichte ist charakteristisch für den Ruhm, den dieser Erzähler in der englisch sprechenden Welt genießt.

Bei uns ist er noch immer nicht sehr berühmt. Man kennt das unsterbliche Dschungelbuch, und damit pflegt es aus zu sein. Die Erklärung ist einfach. Zerstreut unter mehrere Verleger war bis heute sein Werk nur in mäßigen Uebertragungen und in unansehnlichen Ausgaben vorhanden. Nun erwirbt sich der Verlag *Paul List* in Leipzig das außerordentliche Verdienst, Kipling würdig in einer zehnbändigen Auswahl dem deutschen Leser darzureichen. Die vier ersten Bände liegen vor.

Sie sind schön gedruckt, schön gebunden, bequem im Format, angenehm in der Hand zu halten. Ihr Herausgeber ist kein Geringerer als *Hans Reisiger*, der mit einer Umformung von ungemeiner Gewalt ja auch Walt Whitmann zu einem deutschen Dichter gemacht hat. Sein Kipling-Essay, der die neue Ausgabe einleitet, ist beschwingt und sachlich zugleich, eine schöne Leistung. Und dann hat er, man darf sagen zum erstenmal, „Kim“ übersetzt, das Buch vom doppelgesichtigen Indien, das

Zauberwerk, darin sich uralte Frömmigkeit und imperiale Modernität gleich klar und gleich leuchtend abspiegeln, die Geschichte von Kim, dem jungen Spion der englischen Regierung, und vom Lama, seinem ehrwürdigen Freunde, der kindlich-ruhevoll den heiligen Fluß sucht. Es ist ferner der entzückende „Puck“ erschienen, von Ernst Hardt hingebend übertragen, das „Neue Dschungelbuch“, von Gerhart Hauptmanns Sohn deutsch gestaltet, und endlich Kiplings frühestes Werk, das einst den Dreiundzwanzigjährigen mit einem Schlage berühmt gemacht hat, die so vollkommen erzählten „Kleinen Geschichten aus den Bergen“ in einer ebenfalls vollkommenen Uebersetzung von Wilhelm Lehmann.

Vier weitere Bände Novellen werden folgen, ein wahrer Schatz an dichterischem Klarblick und männlicher Lebensweisheit: Dinge werden darin enthalten sein wie „Die schönste Geschichte der Welt“, so humoristisch wie aufwühlend, oder „They“, diese innigste Gestaltung weiblicher Sehnsucht. Das erste „Dschungelbuch“ wird nachkommen und endlich „The Light that failed“, der so schmerzhaft ergreifende Roman des erblindenden Kriegszeichners, umschlossen wiederum vom ungeheuern Horizont des Imperiums.

Man darf den Verlag beglückwünschen. Er verschafft einem großen Autor die gültige, die endgültige deutsche Form. Der Erfolg kann nicht ausbleiben. Denn es gibt wenige Schriftsteller von diesem hohen Rang, die ihre Leser so hinreißend unterhalten.

Bruno Frank

Die besten Bücher des Jahres 1926, Umfrage (1926)

Quelle: Das Tage-Buch, 7. Jahrgang, Heft 50, 11. Dezember 1926, Seite 1893. – Werkverzeichnis: Frank 1926.6.

Die besten Bücher des Jahres
Eine Umfrage
Bruno Frank

Fritz Strich: Klassik und Romantik. Die entscheidende Darstellung der großen Polarität. Das Werk eines ganz musisch organisierten Gelehrten, bezwingend durch die künstlerische Kraft der Anschauung und durch die Präzision und Reinheit des Vortrags.

Friedrich Gundolf: Caesar. Die Geschichte seines Ruhmes. Ein großartiges, durch ungemeines Wissen und hohe Besonnenheit der Anordnung geglücktes Unternehmen.

Rahel Sanzara: Das verlorene Kind. Ein bedeutender Roman, groß empfangen, hinreißend erzählt, völlig unabhängig von Vorbildern.

Thomes Mann: Unordnung und frühes Leid.

Arthur Schnitzler: Traumnovelle.

Alfred Polgar: Alle 5 Bände.

Klabund, Essay (1926)

Quelle: Blätter der städtischen Bühnen Frankfurt am Main, 1. Jahrgang, Heft 15/16, 1926, Seite 93-94. – Werkverzeichnis: Frank 1926.7.

Klabund
Von Bruno Frank

Einige Wochen vor seinem Tod traf ich in einer Gesellschaft zum letzten Mal mit Wedekind zusammen. Er hatte seinen galligen Tag. Als die Zeit schon vorgeschritten war, saßen wir ein wenig abseits, und da verrichtete er redend eine wahre Hensersarbeit. Das Gespräch begann bei Strindberg. Es war im letzten Kriegsjahr, damals dominierten Strindbergs Stücke auf dem deutschen Theater; Wedekind zeigte sich sehr erzürnt über

diesen Umstand. „Es ist unglaublich“, sagte er in seiner dumpfen und apodiktischen Sprechweise, „was man dem Publikum alles vormachen kann; eigentlich säßen die Leute alle lieber in dem Lustspiel ‚Goldfische‘ von Schönthan. Dabei ist dieser ganze Strindberg Schwindel. Dieser Mensch verhält sich zur Seele wie Eugène Sue zur Realität“. Ich fand das ein wenig radikal. „Nun, Herr Wedekind“, sagte ich, „eines kann man wohl nicht leugnen: dieser Strindberg hat so viel gelitten wie kaum einer, den die Literaturgeschichte kennt“. Er blickte mich an, Seine Lippen bewegten sich, ich sah, er war im Begriff, etwas Ungeheuerliches zu formulieren. Dann sagte er: „Gelitten! Gelitten sagen Sie! Dieser Mensch fühlte ja überhaupt nichts. Wenn er einen Schmerz gestalten wollte, so goß er sich rauchende Salpetersäure über die Finger, um überhaupt etwas zu empfinden“.

Und dann begann ein Strafgericht über Strindbergs literarische Wirkung, über die Ermütigung der Unfähigkeit, die von seinem zügellosen Bekenntertum ausgegangen sei. Es war damals gerade der Moment, da bei uns in Deutschland die talentlosen jungen Genialitäten garbenweise aus dem blutgedüngten Boden aufschossen. „Lauter Ekstasen“, sagte Wedekind, „nichts als Ekstasen, es gibt ja nichts Langweiligeres als die ewige Ekstase. Das sind ja lauter heulende Derwische. Das ist ja scheußlich“. – „Manches ist aber doch schön“, sagte ich schüchtern, „da existieren gewisse Verse von Werfel, und dann¹² ist da ein Mann namens Gottfried Benn mit Gedichten aus dem Krankenhaus: „Hier schwillt der Acker schon um jedes Bett“, heißt bei dem eine Zeile, Aber er wollte nichts hören. „Diese ganze Generation ist dem Vergessen geweiht“, sagte er. „Man muß diese Dinge sub specie aeterni ansehen, das heißt so, wie man sie nach zwanzig Jahren ansehen wird.

¹² Originaltext: „darin“.

Von allem, was heute jung ist und Verse macht, wird nur Einer bestehen: *Klabund*“.

An dies lapidare Wort mußte ich denken, als dieser Tage Klabunds neuer Gedichtband kam. Er nennt sich „Das heiße Herz“, und neu ist er eigentlich nicht so ganz. Es ist eine Auswahl seiner Gedichte, die in den letzten acht Jahren entstanden sind, und es ist eine gute Auswahl geworden, ein reiches und großartiges Buch. Von Klabund existieren ja eine Unzahl kleiner Publikationen (jedes Jahr erscheinen fünf oder sechs Sachen, Hefte mehr als Bücher, unendlich viel Halbfertiges, Halbgewachsenes, Halbgewolltes darunter), Verszyklen, dramatische Szenen, Erzählendes mit kurzem Atem, Produktionen einer genial lebendigen, höchst unruhigen und ungleichmäßigen, wohl auch physisch gefährdeten Natur, dazwischen einmal ein Wurf wie die quasi historischen Romane „Moreau“ und „Pjoter“, alles mit äußerster Unbekümmertheit dargeboten. Bei Eichendorff irgendwo sitzt in einer Sommerlaube ein Poet und schreibt Gedichte. Da kommt ein Windstoß und fegt die beschriebenen Blätter fort. Aber der Dichter läuft seinen Versen nicht nach, er läßt sie flattern und schreibt neue ... Von solch leichtfertigem Reichtum ist Klabund. Eine Reihe von Jahren ist es her, da war er einmal bei mir, und gesprächsweise, flüchtig nannte ich den Namen Li - tai - pe. „Li-tai-pe? Wer ist das?“ Ich holte ein Buch vom Regal und las den ‚Pavillon aus Porzellan‘. „Das ist ja unglaublich schön“, rief Klabund und sprang auf, „nur muß mans anders übersetzen. Morgen gehe ich auf die Bibliothek“. Und er ging auf die Bibliothek, und nicht viele Wochen später erschien das erste Bändchen seiner wundervollen Nachdichtungen chinesischer Lyrik.

Der Mensch Klabund sieht beinahe aus wie ein Schüler, und er trägt sich auch so, aber wenn man aufmerksamer dieses scheinbar so weiche junge Gesicht betrachtet, dann werden die Linien und Schatten sehr schwerer Schicksale sichtbar. Er hat wohl auch das Traurigste durchgemacht, private Schläge, die

genügen können, ein Herz zu töten, und zudem steht er dem Elend der Welt, dem Grauen über alle Gemeinheit und Dummheit dieser Zeit wehrlos offen. Nein, nicht wehrlos; er schlägt zurück, und sein höhrendes und verdammendes Wort hat böserartige Kraft. Und dann wieder erklingt seine Dichtung so rein, so kindhaft zart, als kämen die Töne aus der Brust eines jungen Weibes. Er hat die zynische Verachtung für die bestia triumphans, die heute höher als sonst ihr Haupt erhebt, und die letzte Hingebung an das Schöne und Dauernde, an blühendes Feld, Menschenadel und Liebe. Er ist die unbürgerlichste aller Erscheinungen. Da er in einem Werk von so seltsamer Fülle lebt, so tut es nicht not, ihn aus Daten seiner physischen Existenz erst merkwürdig zu machen, sonst ließe sich über den ewig Unbehausten, den wandernden Scholaren und Musikanten, dessen Wiege doch in einer märkischen Apotheke stand, der abenteuerlichste Simplizissimus-Roman erzählen.

Diesmal nun, da er daranging, die Auswahl aus seiner lyrischen Überfülle zu treffen, hat er sich selbst so ernst genommen, als er es verdient. Ein außerordentliches Buch ist so entstanden. Ich analysiere es nicht, ich rezensiere es nicht. Ein Urteil über Gedichte muß ja doch stets auf Treu und Glauben hingenommen werden. Nun denn: kein Dichter, der heute jung ist, hat eine schönere Ernte herzuzeigen. Überall, wo man dies Buch „Das heiße Herz“ aufblättert, ist Klang, Leben, Einfachheit und hohe Intensität. Zwischen der wilden Zeitverneinung der „Kriegsbraut“ etwa, einem Pään voller Empörung und Verachtung, und der holden süßen Trauer der Oden tönt die ganze Skala menschlicher Empfindungen: brünstige Liebe zum Dasein und tiefe Resignation, inniges Mitleiden mit der Kreatur und gräßlicher Hohn auf die Anmaßung alles ins Licht sich Drängenden, knabenhafte Ausgelassenheit und asiatische Weisheitsstille, selbstzerstörerische Wollust und heiliges Lieben.

Und hinter allem, durch-scheinend immer wieder, das tiefe Gefühl, hier nur Gast zu sein, hergeweht auf diese Erde für eine flüchtige Minute des Leidens und Singens, keinem dumpfen Genügen verhaftet, immer aufbruchsbereit.

Was arbeiten Sie? Gespräch von Klaus Mann mit Bruno Frank, Autobiographisches (1926)

Quelle: Die literarische Welt, 2. Jahrgang, Nummer 29, 16. Juli 1926, Seite 1. – Werkverzeichnis: Frank 1926.8.

Was arbeiten Sie?

Gespräch mit Bruno Frank

In Feldafing ist es so schön, wie sonst gewiß nur noch an wenig Orten auf dieser Erde. Die Landschaft ist von bezaubernder Herbheit und Sanftheit, die Wiesen dehnen sich weit und gewellt, dazwischen sind Wälder und unten, den Starnberger See entlang, gibt es Wege und schattendunkle Promenaden, wie ich sie mir liebenswerter nicht vorzustellen vermag. – Bruno Frank bewohnt in Feldafing eine kleine Villa, angenehm ausgestattet mit Büchern, einem Grammophon und vielen Pudelhunden. Es gibt Tee auf einer Veranda, aber leider ist seine Frau nicht dabei, die um so vieles schlauer, tiefblickender und gescheiter ist, als Damen im Durchschnitt und als man überhaupt erwarten könnte – sie weiß heute, daß ich ihren Mann zu fragen habe, *woran er denn arbeite*, und dabei mag sie natürlich nicht stören.

Wir sprechen zunächst leider von allem anderen, nur nicht von seinen literarischen Plänen. Ich erzähle ihm gleich zu Anfang, wie sehr ich mich über das „*Trenck*“-Buch^{*)} gefreut hätte und wie schön ich es fände. Es ist ein starkes, rührendes Buch, das ist mein Glaube und ich sage es ihm. Ich habe zweimal

*) „Trenck“, Eoman eines Günstlings, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

richtig und physisch *geweint*, bei seiner Lektüre: einmal, als nach Jahren grauenhaften Getrenntseins die Prinzessin Amalie durch die dicke Kerkertüre eine gehetzte Unterhaltung führt mit ihrem angeschmiedeten Geliebten und *er*, aufmerksam gemacht durch etwas in ihrer Stimme, als erstes mit wahrhaft erschütternder Galanterie sie fragt, *ob sie vielleicht erkälter wäre* – nachdem er doch jahrelang das Ungeheuerlichste um sie gelitten –; und das zweitemal bei dem letzten Wiedersehen zwischen Amalie und Trenck, als sie sich beide so uralte und verunzelt wiederfinden. Aber das erzählte ich Bruno Frank lieber nicht, mit dem Weinen, es wäre uns beiden ein bißchen penlich gewesen.

Er spricht, noch am Teetisch, davon, welches stilistisch-künstlerische Ideal er angestrebt hätte, im „Trenck“. „Äußerste Klarheit“, sagt er, „das scheint mir von allem das Schönste. Ein Minimum an Wertaufwand – das Komplizierteste in schlichten Worten sagen. Eigentlich sollte man schreiben können, wie Tacitus – –“ aber dazu lacht er ein wenig. – Wir gehen ins Zimmer, es zieht ein Gewitter herauf. Er nimmt von seinem Tischchen ein Buch und daraus liest er mir einige Abschnitte vor. Es sind über die Schweiz ein paar Sätze, ganz sachlich, ganz konzentriert; dabei im Unterton rhythmisch bewegt – man hört an der Intensität seines Lesens, wie sehr er ihre Ordnung und lebendige Schlichtheit bewundert. – Das Buch ist von dem Historiker Johannes von Müller.

Über ihn kommt Bruno Frank wieder auf den Großen Friedrich zurück und es wundert mich nicht zu hören, wie unwiderstehlich ihn diese Gestalt angezogen hätte, von Jugend an. *Er* stellte auf radikalste Art den Heldentypus dar, den er von jeher suchte und meinte – und nun nennt er mir einen anderen, den er beinahe als Bruder des Preußenkönigs empfindet und das erschüttert mich auf seltsame Art. Er nennt die alte Exzellenz aus dem „Grauen Haus“, eines der großartigsten Bücher von Hermann Bang, die uralte, ganz allein gelassene, vereinsamte,

hochmütige Exzellenz, die „wie aus einer anderen Zeit“ ist und strengen Hof hält in ihrem grauen Palast. Diesen Alten bewundert Frank beinahe so, wie Friedrich den Großen – das warf mir ein starkes Licht auf seine Verehrung für diesen. Was ihn anzog, war ein nicht eben sehr strahlender und triumphaler Heldentypus, das hatte man freilich schon an seiner Stilisierung des Preußen-Friedrich erkennen dürfen.

Er sprach viel von dem König, mit dessen wunderlicher Gestalt sich sein Arbeiten und Träumen nun schon so lange beschäftigt hatten, und aus jedem Wort war, wie nah er ihn kannte, zu hören. Ihn faszinierte die „böartige Diesseitigkeit“ dieses Helden, sein übermenschlich gesteigertes Pflichtbewußtsein, seine besessene, glücksfeindliche Tapferkeit, sein riesenhafter Fleiß auf dieser Erde, da er von einer anderen, jenseitigen durchaus und absolut nichts wissen wollte. Als er darauf zu sprechen kam, gingen mir Worte des Baron Trenck durch den Sinn, ich hatte sie mir gemerkt: „Es gibt keinen Himmel, Amalie, diese Erde, auf der wir leiden, ist unsere einzige Heimat. *Wäre es anders – was wäre dann Tapferkeit?*“ – In solchen Sätzen erklärte sich auf eine tiefere und bessere Art der Atheismus ihres Verfassers, der sich oft geprüchsweise oberflächlicher kundtat.

Er sprach vom Pathos der *Gerechtigkeit* und dem Pathos der *Dienens*: das Genie, dem seine Bewunderung gehören sollte, mußte das „Ich“ so völlig aufgegeben haben und auf so große Art „Diener“ geworden sein, wie König Friedrich es wurde. „Aus seinen Ketten, der Wille des Schicksals war deutlich, würde er einst, ohne je mehr zu leben, *ausgedient* in sein Grab fallen.“ – Ich erinnerte mich auch dieser Sätze, die über den König im „Trenck“ standen.

Als wir beim „Dienen“ und beim „Gerechtsein“ angekommen waren, merkte ich gleich, daß wir Punkte und Probleme berührt hatten, die mit dem innersten Wesen dieses Schriftstellers in nahem Zusammenhang standen. Das Problem der Ge-

rechtigkeit, erklärte er bald, sei durchgehend in seinem ganzen Werke. Der Kampf gegen das Unrecht, der Kampf gegen die böse Macht: das sei fast immer der Inhalt seiner Versuche gewesen. Er nannte frühere Novellen von sich: „*Der Goldene*“ und „*Das Böse*“; er nannte die „*Fürstin*“ und auch schließlich den „*Trenck*“, diesen Roman eines so fürchterlich behandelten Günstlings, in dem das Gerechtigkeits-Problem noch einmal, und auf schwierigere Weise, abgewandelt wird. Er sprach von den öffentlichen Gerichten in unserer Zeit und was er da Schlimmes mit habe ansehen müssen. Erst kürzlich hatte er mit einem Aufsatz, der durch viele Blätter ging, einem alten Mann, *dem Unrecht geschehen war*, geholfen. Den Aufsatz wies er mir vor, ich las gleich die letzten Zeilen, in großer Einfachheit lauteten sie: „Und mögen darum die Richter ihr schweres Amt tun, uns anderen geziemt allezeit Ehrfurcht, Milde und ein brüderliches Herz.“ – *Mitleid*, gestand er – und ich hatte noch nie dergleichen von ihm gehört – Mitleid mit den großen Schmerzen der Welt sei das wahre Motiv seines schlichten Werkes. Seiner Jugend Grunderlebnis, das größte geistige Erlebnis seines Lebens, war *Schopenhauer* gewesen, niemals habe er loskommen können von ihm und selbst Nietzsche. gab er mir zu, wäre ihm mehr ein Erlebnis des artistischen Geschmackes und des musikalischen Ohres gewesen. „Ich sage nicht so sehr ‚Ja‘ zu mir selber“ – auch das gestand er noch ein. Und er erinnerte mich an den Schluß seines ersten Romans, in dem der junge Held ganz seinem „Ich“ und seinem eigenen Leben entsagt, in einem Institut für Tiefseeforschung nur noch für die Pflege der geheimnisvollen Meerestiere lebt, die ihn niemals erkennen und an die er, stumm, selig im Dienen, seine Jugend verschenkt.

Hängt nun nicht alles zusammen? Jener Verzicht auf die blendende Geste, der Wille zur bescheidenen Klarheit, von dem wir zu Anfang gesprochen hatten, und das tief entsagungsvolle Aufgeben der eigenen Person, dies schmerzlichste

Glück, das in der „Fürstin“ der junge Mathias erlebt: sie haben die Wurzel gemeinsam. Ich weiß, daß Bruno Frank, als Mensch und als Autor, die großen Worte nicht mag, und ich hüte mich also zu sagen, „Dienen“ und „Gerechtigkeit“ seien die Grundzüge seines Wesens und Schaffens. Aber ich sage: *Anständigkeit* sei sein innerster Kern, eine verzichtende Anständigkeit, darum ist er bescheiden als Dichter, hilfreich als Mensch.

Tiefe Anständigkeit ist Melancholie, der Grundzug seines Wesens ist melancholisch, im Laufe de Gespräches ist es mir klar geworden, ich fühle mich sonderbar angerührt und sehe ihn mir noch einmal an. Er ist, wie ich ihn kannte: sympathisch und klug, mit einem Stich ins Behagliche und nicht mehr ganz schlank, er ist elegant, ja, mondän als Typus, wengleich jetzt bequem und ländlich gekleidet. Er wohnt reizend und am lieblichsten Ort, er wohnt nicht allein, sondern mit der zärtlich angebeteten Frau. Und trotzdem ist Melancholie der Grundzug seines Wesens, eine verzichtende Anständigkeit, die traurig ist? – Die menschlichen Dinge sind schwierig, vielleicht erscheint es ihm tapferer gerade froh zu sein, nicht im Jammer genußreich zu schwelgen, wahrscheinlich ist es für ihn am *anständigsten* so, wie er's macht.

Ich raffe mich auf, ich muß ihn ja, woran er arbeitet, fragen. Es ist schon spät, gleich wird seine Frau uns abzuholen kommen, wir wollen im „Hotel Elisabeth“ zu Abend essen. Freilich, er hat Pläne und er freut sich auf sie. „Ich will eine Komödie aus dem 18. Jahrhundert schreiben, aus *meinem* Jahrhundert“,¹³ erzählt er mit Stolz. Auch hier geschieht Unrecht, man weiß ja, was die souveränen Herren sich alles geleistet haben; aber ein Helfer ist da, ein Verschmitzter, er kommt aus dem Volk und seinen unterdrückten Brüdern hilft er, aber mittels einer Liebesgeschichte und auf unpathetische Art. – Und eine Novelle¹⁴

¹³ „Zwölftausend“ (1927) .

¹⁴ „Politische Novelle“ (1928).

plant Bruno Frank, von ihr erzählte er mir anschaulichst, beinahe erregt, ich glaube, daß sie besonders schön werden muß. Sie endet wild und abenteuerlich in der herrlichen Stadt Marseille, wohin sich einer, den es vor Europa ekelt, flüchtet. Eine Nacht wird geschildert, voll Lust und Gefahr, Bruno Frank skizzierte es mit Wohlgefallen. „es soll das erstmal sein, daß ich etwas wirklich Wildes schreibe,“ sagte er, schwelgend im voraus, „ja, passen Sie nur auf: etwas Sündiges, Tolles –“ Über diese finsternen Absichten lachten wir beide, seine Frau, als sie uns abzuholen, kam, fand uns noch lachend.

Klaus Mann.

Der alte Mann, dem Unrecht geschah, Essay (1926)

Quelle: Was arbeiten Sie? Gespräch von Klaus Mann mit Bruno Frank, 1926. Siehe Seite 134. – Werkverzeichnis: Frank 1926.9.

Klaus Mann berichtet in seinem Essay „Was arbeiten Sie?“ über ein Gespräch, das er 1926 mit Bruno Frank geführt hatte. Darin heißt es: „Er sprach von den öffentlichen Gerichten in unserer Zeit und was er da Schlimmes mit habe ansehen müssen. Erst kürzlich hatte er mit einem Aufsatz, der durch viele Blätter ging, einem alten Mann, *dem Unrecht geschehen war*, geholfen. Den Aufsatz wies er mir vor, ich las gleich die letzten Zeilen, in großer Einfachheit lauteten sie: ‚Und mögen darum die Richter ihr schweres Amt tun, uns anderen geziemt allezeit Ehrfurcht, Milde und ein brüderliches Herz.‘“

Bisher ist nichts Weiteres über den Inhalt des Aufsatzes bekannt geworden, und auch nicht, in welchen „Blättern“ der Aufsatz erschien.

Bruno Franks Eintreten für einen Menschen, der von der Justiz ungerecht behandelt wird, erinnert an seine Novelle „Sechzehntausend Francs“ von 1940. In einer Szene, die im Pariser Panthéon spielt, führt der Protagonist seinen Sohn zu den Grä-

bern von vier Franzosen und macht ihn mit deren Schicksalen vertraut. Zwei von ihnen waren berühmte Schriftsteller, Voltaire und Emile Zola, die unter hohem persönlichem Einsatz einen scheinbar aussichtslosen Kampf führten gegen Unrechtsurteile einer korrupten Justiz – und schließlich den zu Unrecht Verurteilten zu ihrem Recht verhalfen.

Trenck und die Prinzessin, Essay (1926)

Quelle: Berliner Tageblatt, 55. Jahrgang, Nr. 363, Morgenausgabe, 4. August 1926, Seite 2. – Werkverzeichnis: Frank 1926.10.

Herr Doktor Mamlock spricht in seinem fesselnden Aufsatz vom 27. Juli so überaus freundlich über meinen Roman „Trenck“, daß Widerspruch gegen seine Darlegungen eigentlich der bare Undank ist.¹⁵ Dennoch muß widersprochen werden – nicht sowohl ihm als Herrn Professor Volz, von dessen Dokumentensammlung jener Aufsatz ja hauptsächlich handelt. Unter den Schriftstücken, die Professor Volz in seinem Buch zusammenstellt, ist einiges neu und fast alles interessant. Aber mit seinen Schlußfolgerungen, so will mir scheinen, steht es nicht gut.

Die Zeitgenossen des Freiherrn v. d. Trenck, die sonst allerlei an ihm auszusetzen hatten – an seinem Liebesbund mit Amalie von Preußen zweifelten sie nicht. Und auch als 1804, zehn Jahre nur nach dem Tode Trencks, Dieudonné Thiébauld seine Erinnerungen an den Berliner Hof publizierte und die Geschichte jener Liebe in voller Breite aufrollte, widersprach ihm kein Mensch. Das tat als erster, Carlyle: Trenck war damals länger als 60 Jahre tot und Amalie länger als 70. Carlyle versuchte gar keine Begründung, sein puritanisches Empfinden

¹⁵ C. Mamlock: "Die Wahrheit über Trenck." In: "Berliner Tageblatt", 55. Jahrgang, Nr. 349, Morgenausgabe, 27. Juli 1926, Seite 2-3.

vertrug es einfach nicht, daß in der Familie seines angebeteten königlichen Helden etwas so Illegitim-Verwerfliches sollte vorgefallen sein, und er leugnete. Mit Angabe von Gründen gezweifelt hat an jenen Vorgängen bis heute noch niemand, und auch der bedeutendste lebende Kenner der Trenck-Literatur, der Trenck-Herausgeber und Trenck-Bibliograph Gustav Gugitz, ist von ihrer Realität genau so überzeugt wie ich.

Mit meinem Roman hat diese Streitfrage natürlich gar nichts zu schaffen. Der schaltet in anderen Punkten frei genug mit der historischen Wahrheit und darf sich dabei auf große Vorbilder berufen. Klärchens Egmont war in Wirklichkeit Vater von vielen Kindern, und der Prinz von Homburg hatte ein Holzbein.

Immerhin – seltsame Erfahrungen gewärtigt, wer als unabhängiger Gestalter sich einem Gegenstand der heimischen Geschichte nähert! Ein Kapitel etwa malt die Empfangsräume im Berliner Schloß, den schweren Prunk des von Friedrich Wilhelm I. aufgehäuften Silbergeräts, das weniger als Zierde denn als Kriegsschatz gedacht war und auch später genau diese Verwendung gefunden hat. Als dies zuerst gedruckt wurde, erhob ein rechtsradikales Wochenblatt jammernd die Stimme gegen den bösen Autor, der sich so etwas ausgedacht habe, um gegen die Fürstenabfindung Propaganda zu treiben. Wenig Kenntnisse bei soviel Loyalität! Eigentümliche Vorstellung vom Tun eines Schriftstellers!

Auch Herr Professor Volz, den ich im übrigen mit solchen Paladinen natürlich nicht vergleiche, empfindet bewußt oder nicht das Bedürfnis, ein lange schlummerndes Mitglied der preußischen Königsfamilie zu schützen. Es ist aber niemand gekränkt worden.

Man stelle doch einmal die Fakten nebeneinander! Die jüngste Schwester König Friedrichs, die schönste von allen, anmutig, klug, voller Geist, bleibt unvermählt, als das einzige von den sechs Mädchen. Sie wird Aebtissin des Stiftes Quedlinburg.

Von dem Zeitpunkt an, da Trenck von ihr fern gehalten wird, kränkelt sie, altert früh, siecht dahin. Den gehaßten Gefangenen ihres Bruders unterstützt sie viele Jahre lang mit Geld, mit Fürsprache, mit diplomatischer Aktion. Aus seinem Magdeburger Kerker richtet er glühende Hilferufe an sie, aus den Zinnbechern, die er mit seinen gefesselten Händen graviert, erscheint sie als die angebetete Retterin. Sie wird die Patin seines Kindes. Sobald König Friedrich tot ist, eilt Trenck zu ihr. und sie erlischt wenige Tage nach diesem Wiedersehen.

Aber Herr Professor Volz ist der Ansicht, Trenck habe gelogen. Er führt auch Gründe ins Feld. Es sind wahr und wahrhaftig die folgenden:

Erstens einmal irrt sich Trenck bei einigen Daten aus den Jahren 1744 und 1745. Seine Autobiographie erschien 1786. Zwischen Erlebnis und Publikation liegen vier Jahrzehnte. Aber Trenck gibt falsche Monate an, und also, meint Professor Volz, ist alles nicht wahr.

Sodann war die Prinzessin in Trencks Leben nicht die einzige Frau. In Rußland und Oesterreich hat er andere gekannt, zuletzt hat er sogar geheiratet. Allerdings durfte er Amalie volle vier Jahrzehnte lang nicht wiedersehen. Herrn Professor Volz aber scheinen jene anderen Beziehungen unvereinbar mit dem Bestehen des frühen Liebesbundes. Was es für Moralforderungen gibt! Und was für Beweise!

Ferner wird in dem Briefwechsel des königlichen Hauses mit keinem Worte jener illegitimen Verbindung gedacht. Dergleichen pflegt ja nun überhaupt kein Gegenstand von Familienkorrespondenzen zu sein, weder in fürstlichen noch in Bürgerhäusern; auch sollen sonst schon kompromittierende Briefe vom Empfänger vernichtet worden sein; und zudem steht es doch wohl im freien Ermessen einer regierenden Familie, was sie in ihrem Hausarchiv ans bewahrt wissen will und was nicht.

Endlich aber, als Krönung: es existiert *dennoch* ein Brief der Prinzessin an Trenck Er stammt aus dem Jahre 1771. Trenck

war damals lange schon frei, er hatte geheiratet, nach Preußen durfte er nicht zurück. Die Prinzessin schreibt ihm nun ins Ausland und erklärt sich bereit, die Patenschaft bei seiner zweiten Tochter Karoline Amalie zu übernehmen. Wie der Vertriebene dazu kam, von der Schwester seines königlichen Feindes einen solchen Freundschaftsdienst zu erbitten, darüber gibt Professor Volz keinerlei Auskunft. Wohl aber legt er Gewicht darauf, daß dieser einzige Brief in kühlem Kurialstil gehalten, und daß nichts als die Unterschrift der Prinzessin eigenhändig sei. Er zieht nur leider nicht den richtigen Schluß daraus: gerade diesem Umstand verdankt es nämlich offenbar der Brief, wenn er als einziger erhalten geblieben ist. „Wir erinnern uns,“ schreibt er vielmehr, „dabei der Worte des Dichters:

Doch eine Höhe, eine Würde,
Entfernte die Vertraulichkeit.“¹⁶

Auch ich erinnere mich bei alldem der Worte eines Dichters:

„Und er kommt zu dem Ergebnis:
Nur ein Traum wird das Erlebnis.
Weil, so schließt er messerscharf,
Nicht sein *kann*, was nicht sein *darf!*“¹⁷

Die Verse sind von Christian Morgenstern.

Aber ernsthaft: ein an sich hochachtbares Gefühl für das Schickliche, eine posthume Ritterlichkeit haben den Historiker Volz in die Irre geführt. Als ob es hier etwas zu verteidigen gäbe! Als ob die schöne, arme Amalie, die dem Geliebten lebenslang den Beistand wundervoller Treue lieb und an ihrer Liebe dahinschwand, uns nicht verehrungswürdiger wäre als eine noch so unversehrte, beliebige fürstliche Jungfrau.

¹⁶ Zitat aus: Friedrich von Schiller: Das Mädchen aus der Fremde.

¹⁷ Zitat aus: Christian Morgenstern: Die unmögliche Tatsache.

Erinnerungen an Tübingen, Autobiographisches (1927)

Quelle: 450 Jahre Universität Tübingen 1477–1927, Festgabe der Württemberger Zeitung. In: Württemberger Zeitung, 21. Jahrgang, Nummer 169, 23. Juli 1927, Seite 27. – Werkverzeichnis: Frank 1927.4.

Erinnerungen an Tübingen

Tübingen ist ganz gewiß die schönste deutsche Universitätsstadt. Dies innige Zusammenbestehen von sanfter, reicher Landschaft und uraltem Stadtzauber hat in Deutschland nicht seinesgleichen. Es ist wundervoll, daran zu denken, wie durch das Gemäuer aus Vorväterzeiten alljährlich ein frischer Quell von Jugend schäumt. So stark ist dies Empfinden für mich sonst nur noch in Oxford gewesen.

Persönliche Erinnerungen? Was soll einer da sagen? Ein Satz wäre ganz erschöpfend: Ich war glücklich, und ich war jung. Akademisch gelernt habe ich nicht viel dort, und das war meine Schuld, aber einen Glücksfundus fürs ganze Leben gesammelt, der sich nicht ganz erschöpft. Oft gehe ich noch, im Traum oder im Wachen, vom Bahnhof her über die Brücke, und zur Linken spiegeln sich die grauen, unregelmäßigen Häuser der Bursagasse im Fluß. Oder ich sitze droben im Schloß, wo ja damals noch die Bibliothek war, an einem der Fenster, und arbeite schon seit einer halben Stunde gar nichts und blicke über die buckligen Gassen hinweg in die freie Neckarflur. Oder ich gehe den Weg nach Lustnau hinaus – ein Name, der mir damals schon immer klang wie Himmels-Au oder Paradies.

Und am allerschönsten und am allerhäufigsten: ich sitze in meinem Zimmer bei der Witwe Beyermeister die Nächte durch mit meinem Freund, und wir lesen und delirieren und sprechen uns Verse vor – und die schönsten dieser Verse sind hier in Tübingen geschrieben worden, denn sie sind von Hölderlin und von Mörike. Oder wir debattieren und tasten uns in die Philo-

sophie hinein – und die stolzesten Ideen, an die wir uns wagen, sind hier in Tübingen empfangen worden, denn ihre Urheber sind Hegel und Schelling. Und dann ist es schon Morgen, aber wir sind noch nicht zu Ende, und ich begleite, bei beginnendem Vogelsang in den Gärten, meinen Freund durch das altersschiefe Gemäuer nach Haus, und neue Verse oder neue Philosopheme fallen uns ein, und wir machen den Weg noch viermal miteinander, und auf einmal ist es hell.

Zweiundzwanzig Jahre ist das her. Mein Freund hieß Walter *Reinöhl*. Wenn er diese Zeilen zu Gesicht bekommt, soll er von Herzen begrüßt sein!

Manfred Schneider: Wanderfahrten durch Spanien, Rezension (1927)

Quelle: Das Tage-Buch, 8. Jahrgang, Heft 4, 22. Januar 1927, Seite 162-163. – Werkverzeichnis: Frank 1927.5.

Tisch mit Büchern

Manfred Schneider: Wanderfahrten durch Spanien. Mit 63 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. Walter Haedeker Verlag, Stuttgart, 1926.

Ein gutes Reisebuch muß zwei Gattungen von Lesern Genüge tun. Es muß den, der das Land nicht kennt, mit einem deutlichen und haftenden Begriff beschenken; und es muß dem, der dort gewesen ist, die eigene, mit den Jahren verbleichende Erinnerung kräftigen, muß ihm ein Bild vermitteln, aufgefaßt von einem schärferen Auge, aufgezeichnet von einer festeren Hand. Manfred Schneider hat schon in seinem Italien-Buch beides geleistet, diese „Wanderfahrten durch Spanien“ leisten es, scheint mir, noch vollkommener. Sie sind das klare, schöne, wohlgefügte Werk des idealen Reisenden, eines musisch bean-

lagten Autors mit feinen Sinnen, bedeutenden Kenntnissen und ohne Vorurteile.

Die beigelegten Aufnahmen, vorzüglich ausgewählt und glänzend photographiert, bilden eine erfreuliche Dreingabe. Aber das Beste tut hier überall das Wort. Wenn Manfred Schneider mit zehn Zeilen die Caballeros porträtiert, die auf der abendlichen Calle le las Sierpes im Korbessel vor ihren Klublokalen sitzen und mit souveränem Behagen das vorbeiwandelnde Sevilla mustern, so weiß ich unversehens sehr Wesentliches über spanische Gesellschaft; und die Impression etwa, die aus den wenigen Seiten über die ungeheure Klosterburg Philipps II. und ihren unheilvollen Erbauer erwächst, ist bedeutend und unverlöschlich.

Wer diesem Führer nachfolgt, der kennt am Ende einer sehr genußreichen Wanderschaft das ganze kulturell so entrückte, halbfrikanische Südland, vom Pyrenäenriegel bis zu den „Säulen“. Landschaft, Historie, Kunstfülle und atmendes Dasein werden hier in einem fühlenden und kritischen Manne zu lebendiger Einheit.

Oskar Maria Graf: Wir sind Gefangene, Rezension (1927)

Quelle: Das Tage-Buch, 8. Jahrgang, Heft 16, 16. April 1927, Seite 625. – Werkverzeichnis: Frank 1927.6.

Das Buch, das das Tage-Buch empfiehlt

Oskar Maria Graf: „Wir sind Gefangene“. Drei Masken Verlag, München-Berlin.

Die Autobiographie des bayerischen Dichters Oskar Maria Graf, die diesen Titel führt, einen Band von 750 Seiten, habe ich binnen zwei Tagen gelesen. Es war mir unmöglich, abubrechen. Das Buch enthält eine Darstellung der Münchener Revolutionsmonate, die bereits berühmt geworden ist, sie hat

eine gewaltige Kraft. Aber nicht minder stark erschüttern frühere Teile des Werkes: die leidvollen Jahre, in denen sich der unberatene, bettelarme Junge ins Leben hineintastet. Deutsche Autobiographien sind meist unleidlich durch ihr Weltanschauungsgerede: Hier aber wird gar nicht geredet, nur ausgesagt und dargestellt, mit der ergreifenden „Kunstlosigkeit“ eines Menschen, der nicht an seinen Stil zu denken braucht, weil seine großartige Wahrhaftigkeit ihn vor jedem Fehlgriff bewahrt. Jedes Wort sitzt, einfach, weil es vollkommen aufrichtig ist, es herrscht die nackte, mächtige Tatsache. Jemand sagt hier die ganze Wahrheit über sich selbst aus: wenn er Schlechtigkeiten begangen hat, so sagt er es auch und macht nicht einmal Halt vor dem Peinlichen, dem Blamablen, das jeder „Arrivierte“ so gern vergißt. Mit russischer Zerknirschung hat das nichts zu tun. Es entsteht vielmehr der Eindruck, als mache hier der Mann grausam und methodisch Inventur in seiner Vergangenheit, damit er Ordnung bekommt in seinem inneren Haushalt.

Oskar Maria Graf ist in dieser Lebensbeschreibung ein echter Bruder des Magister Laukhard und des „Armen Mannes im Tockenburg“, aber natürlich steht uns sein Buch viel näher. Denn hier spricht ein Schriftsteller von großer Kraft, ganz ohne Menschenfurcht und ohne Götzenfurcht, ohne Eitelkeit und ohne Vorurteil von etwas ungeheuer Wichtigem, das er genau kennt: vom Leben des armen Volkes im heutigen Deutschland.

Bruno Frank

Die besten Bücher des Jahres 1927, Umfrage (1927)

Quelle: Das Tage-Buch, 8. Jahrgang, Heft 49, 3. Dezember 1927, Seite 1950. – Werkverzeichnis: Frank 1927.7.

Umfrage bei den besten Autoren über das beste Buch des
Jahres
Bruno Frank

Mit Bereicherung und Genuß habe ich *Egon Friedells* „*Kulturgeschichte der Neuzeit*“ gelesen, mit Hoffnung und Freude den Novellenband „*Tordis*“ des jungen *W. E. Süskind*, mit leidenschaftlichem Anteil *Oskar Maria Graf's* Bekenntnisbuch „*Wir sind Gefangene*“; aber als die wertvollste Gabe eines Dichters in diesem Jahr 1927 erscheint mir *Arnold Zweigs* „*Streit um den Sergeant Grischa*“, episch ein Meisterwerk, menschlich begeisternd, von hoher Wichtigkeit für unsere Gegenwart, und, wenn es eine Gerechtigkeit gibt, bleibend für lange.

Ein Brief über die neue Daumier-Ausgabe, Rezension (1927)

Quelle: Hans Rothe (Herausgeber): Almanach des Paul List Verlages auf das Jahr 1928. Leipzig [1927], Seite 30- 31. –
Werkverzeichnis: Frank 1927.8.

Bruno Frank

Ein Brief über die neue Daumier-Ausgabe

Verehrter Herr Rothe,

da ich seit Monaten herumgehe und bei jeder möglichen und weniger möglichen Gelegenheit die Daumier-Sammlung preise, die Sie herausgeben, so kann ich kaum einsehen, warum ich sie nicht auch einmal ohne Scham Ihnen ins Gesicht hinein loben soll.

Die vier Bände, die bis heute vorliegen, sind mir ein wichtiger, ein immer neu beglückender Besitz geworden. In jedem von ihnen ist er ganz, der charakterisierende Meister und der Gesellschaftskritiker, der unendlich subtile und der mächtig daherfegende Daumier, das große, reiche Herz und der uner-

bittliche Blick und Verstand. Einer hohen, feierlichen Idee vom Menschlichen ergeben sein und dabei vollkommen aufrichtig bleiben – diese seelische Synthese ist selten, selten auch in Frankreich. Ein gewaltiger Prediger sein und dabei hinreißend amüsan, zum Schreien lustig, – ich sehe wahrhaftig nicht seinesgleichen. Wo in bildender Kunst, wo in aller Literatur ist Politik so durchschaut, Theater so köstlich entblößt, eheliches Beieinanderwohnen so erbarmend verhöhnt worden, wo vor allem ist nationalistischer Wahnwitz und Krieg so unvergeßbar verworfen worden? Für die Blätter, die unterschrieben sind: Die Schlachtenlenker, Das letzte Aufgebot, Heimkehr vom Stahlbad, gibt man Makulaturberge von Menschheitshymnen hin.

Lassen Sie mich übrigens von diesen Ihren Unterschriften ein Wort sagen. Sie haben, meine ich, ganz recht getan, sich nicht sklavisch an die französischen Texte zu binden, sondern zu präzisieren, neu zu akzentuieren, zu aktualisieren. Die meisten dieser Unterschriften stammen ja gar nicht von Daumier selbst, sondern sind nach einem hingeworfenen Schlagwort von ihm redaktionell zustande gekommen. Und sie würden heute alle anders lauten, denn es beharren wohl die mit dem Stift erfaßbare menschliche Dummheit und Gemeinheit, aber die Spruchtafeln, die diesen Figuren aus dem Munde hängen, ändern alle fünfzig Jahre ihren Text. Ihr Sinn für das Wesentliche und Ihr starker Witz haben hier überall das Richtige getroffen; man erkennt die Phrasenfeindschaft, die einfache Aufrichtigkeit, die auch Ihre einleitenden Essays auszeichnet, und die Sie zum Herold dieses wahrhaftigsten Meisters deutlich legitimiert.

Ich möchte dem Verlag danken, der zu diesem unglaublich niedrigen Preis dies erzieherische und bezaubernde Lebenswerk der deutschen Öffentlichkeit hingibt, ich erwarte mit Ungeduld die Bände, die noch ausstehen, und wünsche dem Unternehmen die segensreiche Wirkung ins Weite, die es verdient und die uns nötig wäre.

Ihr
Bruno Frank

Das Problem der Todesstrafe, Essay (1928)

Quelle: Ernst Moritz Mungenast: Der Mörder und der Staat. Die Todesstrafe im Urteil hervorragender Zeitgenossen. Stuttgart 1928, Seite 68- 69. – Werkverzeichnis: Frank 1928.1.

In seinem Buch sammelt Ernst Moritz Mungenast unter der Überschrift „Querschnitt“ die Meinung prominenter Vertreter „aller Parteien, aller Klassen und Richtungen“ zur Todesstrafe.

Querschnitt

Das umstrittene Problem der Todesstrafe scheint mir minder wichtig als andere Fragen der Strafgesetzgebung. Wichtiger scheint es mir, dafür zu sorgen, daß vom kommenden Recht nicht wieder Personen betroffen werden, die keinerlei Rechtsverletzung, die rein gar nichts begangen haben. Die Strafanrohungen, die der neue Entwurf für gewisse sogenannte Sexualvergehen und politische Delikte vorsieht, lassen das befürchten.

Dies grundsätzlich vorausgeschickt, bedeutet auch mir die Todesstrafe ein unnützes und widerwärtiges Residuum überholter Kulturzustände, ein Produkt kollektiven Racheverlangens, dem ehrlich und offen heute niemand mehr das Wort zu reden wagt. Es gibt – zum mindesten heute und hier – nur Gründe gegen sie, es gibt keine für sie, denn diese Strafe erzielt nichts, was mit anderen Mitteln nicht auch zu erreichen wäre.

Eine Strafe kann (angeblich) bessern. Diese Wirkung ist bei der Todesstrafe ausgeschlossen.

Eine Strafe kann unschädlich machen. Dies leistet auch die Einschließung des Verbrechers.

Eine Strafe kann abschrecken. Diese Wirkung wird durch die Bedrohung mit lebenslangem Kerker zum mindesten ebenso erzielt wie durch die Todesdrohung.

Wenn also – hierzulande und heutzutage – für die Beibehaltung der Todesstrafe keinerlei zwingende Gründe sprechen, so sprechen zwei Gründe gegen sie, die hundertmal geltend gemacht worden und die niemals zu widerlegen sind. Es verletzt ihre Vollstreckung einmal in unleidlicher Weise die Würde des Staates und der betrauten Personen. Und – diese simple Erwägung gibt den Ausschlag – sie allein von allen heute üblichen Strafen läßt eine Wiedergutmachung nicht zu. Ein Irrtum der Justiz ist irreparabel. Die Kriminalgeschichte kennt Fälle, in denen, mehrfach beeideten Zeugenaussagen zum Trotz, sich Jahre oder Jahrzehnte später die Unschuld eines angeblich en Mörders herausgestellt hat. Die bloße Möglichkeit eines solchen verhängnisvollen Fehlgriffs spricht, beim Fehlen aller zwingenden Gegen Gründe, der Todesstrafe das Todesurteil.

Wie wir unsere erste Dichtung schrieben, Autobiographisches (1928)

Quelle: Die literarische Welt, 4. Jahrgang, Nummer 14/15, 5. April 1928, Seite 3. – Werkverzeichnis: Frank 1928.3.

Bruno Franks Elternhaus stand in der Silberburgstraße in Stuttgart, unweit vom „Silberbuckel“, dem abschüssigen Ende der Straße. Hier beobachtete er die Misshandlung der Zugpferde, die er in dem Beitrag „Lastpferde“ 1925 schon einmal beschrieben hatte (siehe Seite 116), und die sonntäglichen Ausflügler.

Wie wir unsere erste Dichtung schrieben
Der Sonntagabend
Von Bruno Frank

Frühe, bestimmende Eindrücke habe ich in der Wohnung meiner Eltern empfangen, in Stuttgart, am Fenster meines Knabenzimmers. Diese Wohnung lag am Rande der Stadt, dort wo die Straße aus den Vororten hereinkommt. Von den Zugpferden, die mit schweren Steinlasten vorbeikeuchten, habe ich einmal erzählt; die Fuhrknechte peitschten sie einen steilen Abhang hinauf. Dies sah ich an Werktagen. Am Sonntag zog dort der graue Fluß der hauptstädtischen Ausflügler, matt und freudlos am frühen Nachmittag, trüb schäumend zur Nacht bei der Heimkehr. An einem solchen Sonntagabend sind die folgenden Verszeilen entstanden, die ersten einer Dichtung wenigstens ähnlichen, die ich unter meinen Sachen finde:¹⁸

Du blickst, zum offenen Fenster hingetreten,
Ins weiße Licht der nächtigen Großstadtgassen,
Dein Ohr vernimmt ein Lärmen vieler Reden
Und grelles Lachen aus bewegten Massen.
Doch dichter noch, gleich ein er trüben Wolke,
Steigt dumpfen Daseins unbewußtes Trauern,
Das dumpfe Trauern unter allem Volke,
Und Geisterfurcht und heimliches Erschauern.

Warum werden Ihre Bücher viel gelesen? Autobiographische (1928)

Quelle: Die literarische Welt, 4. Jahrgang, Nummer 21/22, 25. Mai 1928, Seite 4. – Werkverzeichnis: Frank 1928.4.

¹⁸ Das Gedicht erschien 1907 in Bruno Franks Gedichtsammlung „Gedichte“ unter dem Titel „Die frohe Menge“.

Warum werden Ihre Bücher viel gelesen?
Das Rätsel des Publikumserfolges
Bruno Frank

„Wer nicht auf eine Million Leser rechnet, sollte keine Zeile drucken lassen“, hat Goethe gesagt. Man mag den Satz halb scherzhaft nehmen. Aber stellen eigentlich Auflagen von 25 oder selbst 40 Tausend Exemplaren einen großen Erfolg dar? Daß in einem Lande jeder zweitausendste Mensch das neue Buch eines Autors kauft, scheint mir kein Anlaß zur Überhebung. Nun, Sie attestieren mir wenigstens, daß dieser Erfolg in meinem Falle erreicht worden sei, ohne daß ich irgendeine Konzession an das Publikum gemacht habe. Eben darin, in gar nichts anderem, ist auch seine Ursache zu finden.

Was anzieht und zum Beifall bewegt, ist, wo überhaupt von Persönlichkeit gesprochen werden kann, immer nur ihr unverfälschter, redlicher Ausdruck. Auch im täglichen Dasein werden ja noch die simpelsten Leute interessant und machen aufhorchen, wenn sie unverfälscht von sich, aus ihrer persönlichsten Lebenssphäre berichten. Daß einer vollkommen wahr sich selber mitteilt, genügt, um das Gemeinsame im andern anklingen zu lassen. Trifft es sich außerdem, daß ein Gegenstand, der mich bewegt, Wichtigkeit und Wert für viele besitzt, so ist eine weitere Erfolgsquelle gegeben. Dies aber *wollen*, hieße sicherlich jeden Erfolg in Frage stellen. Millionen Deutscher werden von metaphysischen, von religiösen Fragen bewegt; mich gehen sie wenig an. Wollte ich darüber hinwegtäuschen und, einer herrschenden Geistesrichtung zuliebe, Metaphysisches zu gestalten suchen, jede Wirkung bliebe aus. Das Talent, also mit einem andern Wort: die Erlebnisfähigkeit einmal vorausgesetzt, gibt es für Erfolge nur einen Schlüssel: Wahrhaftigkeit.

Ihr zum Trotz könnten sie natürlich ausbleiben. Mancher Autor, der etwas zu sagen hat und der es gut sagt, ist aus äußeren Ursachen in einem verhältnismäßigen Dunkel geblieben. Es geht nicht ohne den Verleger. Es geht aber beim Verleger nicht

ohne Glauben und nicht ohne Leidenschaft. Man kann wahrscheinlich Motorräder oder kunstseidene Strümpfe als bloßer Geschäftsmann erfolgreich vertreiben, aber Dichtungen nicht. Vielleicht setzt sich das ganz Außerordentliche immer durch. Aber meine Bücher etwa brauchten um kein Haar schlechter zu sein und könnten doch nicht einmal den Erfolg haben, der sich eingestellt hat. Dies soll ein Dank sein! Es tut wohl, ihn auch einmal öffentlich abstaten zu können.

Um aber noch einmal von jener Redlichkeit zu sprechen, die mir die eigentliche Quelle einer geistigen Wirkung zu sein scheint: in anderen Ländern wird sie dem Autor geglaubt, in Deutschland nicht. Hier infamiert der Erfolg. Wer ihn hat, muß ihn spekulierenderweise mit unreinen Händen gesucht haben. Ein Schriftsteller konstatiert ihn am sichersten daran, daß eine gewisse Sorte von Kritik beginnt, sich an ihm die Stiefel abzuwischen. Über Hauptmann, die Brüder Mann, Arthur Schnitzler hat man Aufsätze gelesen, so infamierenden Inhalts, daß danach eigentlich jeder anständige Mensch sich scheuen müßte, diesen Gezeichneten je wieder die Hand zu reichen. Aber diese Schriftsteller haben im Grunde nichts Böses getan. Sie haben nur Erfolg gehabt. Das kann nicht verziehen, das muß verdächtig werden. Goethe meint nicht den „Occident“, er meint ganz ausschließlich Deutschland, wenn er ruft:

Gesteht's! Die Dichter des Orients
Sind größer als die des Occidents.
Worin wir sie aber ganz erreichen,
Das ist im Haß auf Unsresgleichen!

Zur Physiologie des dichterischen Schaffens, Autobiographisches (1928)

Quelle: Die literarische Welt, 4. Jahrgang, Nummer 39, 28.
September 1928, Seite 4. – Werkverzeichnis: Frank 1928.5.

Zur Physiologie des dichterischen Schaffens

Ein Fragebogen

Bruno Frank

1. Die erste Konzeption meines Romans „Die Fürstin“ geht auf ein kleines Erlebnis in Nizza zurück: ich sah irgendeinen schwarzbärtigen russischen Magnaten einen Hotelpagen mit einem Fußtritt zur Seite schleudern, mit derselben absoluten Nichtachtung, mit der man sonst eine Fliege verjagt. Das Bild des alten verwahrlosten Friedrich, wie er in meinen „Tagen des Königs“ und in „Trenck“ erscheint, konzipierte ich im Felde: ich sah einen gewissen General, alt, Reichsfürst, unsinnig reich, in einem alten Füsiliermantel, einen Knotenstock in der Hand, auf dem Kopf eine verbeulte Kappe, durch den Lehm und Regen eines flandrischen Herbsttags stampfen. Ähnliches fast in allen Fällen.

2. Der Einfall wird nicht fixiert. Ich habe noch nie ein Notizbuch besessen. Jeder Zettel mit Notizen erscheint mir als Bindung und ärgert mich. Ich denke beständig an meinen Plan und fürchte die Ablenkung.

3. Ich arbeite jeden Nachmittag, von einer bestimmten Stunde an. Ich zwingen mich zur Arbeit. Ich arbeite weiter, so lange ich vermag.

4. Einfaches, glattes Quartpapier. Sehr weiche Bleistifte, bei denen kein Druck nötig ist. Mein Arbeitszimmer ist mir der einzig angenehme Arbeitsort.

5. Kaffee und Zigarre scheinen förderlich zu sein. Ohne ordentlichen Schlaf vorher ist nichts zu machen.

6. und 7. Ich schreibe jede Arbeit dreimal nieder, diktiere dann und korrigiere die Maschinenschrift. Die erste Niederschrift entsteht sehr schnell, die zweite langsamer, die letzte im Schneckentempo.

8. In der Korrektur braucht kaum mehr etwas geändert zu werden.

9. Das fertige Buch ist auch wirklich „fertig“ für mich. Ich mag es nicht mehr ansehen, und die Idee, es noch einmal schreiben zu müssen, erschiene mir fürchterlich.

Heinrich Eduard Jacob: Jacqueline und die Japaner, Rezension (1928)

Quelle: Das Tage-Buch, 9. Jahrgang, Heft 47, 24. November 1928, Seite 1995-1996. – Werkverzeichnis: Frank 1928.6.

Bruno Frank

Jacqueline und die Japaner

Ich las dies Buch von *Heinrich Eduard Jacob*, erschienen im Ernst-Rowohlt-Verlag, auf einer Schlafwagenfahrt zwischen Wien und Berlin, und ich hätte mir den Bettpreis sparen können. Denn als es in Prag zu Ende war, fing ich in meinem Entzücken wieder von vorne an.

Es ist die Geschichte eines deutschen Musikers und seiner jungen Frau und der Freunde aus Asien, die sich in den Jahren der deutschen Geldzerstörung zu ihnen finden. Der kleine Roman eines Ehezerfalls und einer Neugesundung, fern jeder herkömmlichen Ehepathologie, mit tiefem Wissen um Gefühlsschicksale gegeben, mit einer Pinselführung so zart, daß sie selbst aus dem Osten zu stammen scheint. Die Eindringlichkeit des Vortrags ist hier viel, die Kunst des Verstummens ist mehr.

Unsere Sitte und die Japans stehen gegeneinander. Unsere Seele und die Japans reden miteinander, und erst klingt es fremd und bald klingt es vertraut. Das Ewige, Gültige, hat nur einen Laut. Es wird nicht mit Kulturkennertum geprahlt in dieser Dichtung, obwohl nur einer sie schaffen konnte, der genährt ist mit den feinsten Säften vieler Kulturen. Genannt oder nicht genannt, sind es die Geister des Matthias Claudius und Hölderlins, die sanft hinübergreifen über die Meere und sich mit Brudergeistern vermählen, mit den Meistern der dreizeiligen japa-

nischen Tanka. In Heinrich Eduard Jacobs mildem Lied ist mehr wahrhaftes Deutschtum als in den Deklamationen unserer Hundertprozentigen und mehr Menschenbrüderschaft als in humanitären Manifesten. Welch ein Gedanke, den grauenhaften Eigentumszerfall in Deutschland, der so viel Seelengut unter sich begrub, mit jenen Erdstößen gleichzusetzen, die damals Japans Hauptinsel fast zerstörten. Das Wort Schicksalsgemeinschaft wird nicht ausgesprochen, aber das Gefühl stellt sich ein, gewaltig und beseligend.

Niemand wird die adelige und große Szene vergessen können, wie die Japaner den beiden Deutschen in Heidelberg ein Sommerfest bereiten, wie auf dem Höhepunkt der leisen und köstlichen Feier die Depesche mit der grausigen Nachricht kommt, wie sie sich nichts ankennen lassen, sondern stumm, einzeln, unmerkbar vom Tische aufstehen, damit den Gästen die Freude möglichst lang nicht gestört werde, bis nur der Letzte, Beste noch bleibt und seinen Toten mit dem glimmenden Hanfflöckchen unverständlich ein Seelenopfer bringt, und wie nun plötzlich die Deutschen in seinem Asiatengesicht die Züge des leidenden, christlichen Ritters wiedersehen, vor dessen Steinbild sie gestern gestanden haben, des Bischofs Friedrich von Hohenlohe aus dem Bamberger Dom.

Eines jener kleinen japanischen Wundergedichte, eine Tanka, hat Heinrich Eduard Jacob so übertragen:

Beim Glanz der nächtlichen Schneefläche
Kann man nicht lesen, auch nicht beim Glühwurm.
Lest bei der Lampe und prahlt nicht, oh Dichter!

„Haßt den Rausch wie den Frost“, ermahnt Hölderlin die jungen Dichter, „lehrt und beschreibet nicht!“ Es ist das Gleiche. Der Dichter Heinrich Eduard Jacob hat diese west-östliche Mahnung im Blut. Sein Gedicht ist groß konzipiert, es ist meisterhaft und liebenswert gesungen. In einem Deutsch, für das mir kein preisendes Wort zu hoch scheint, einer schwingenden

Prosa voller Rhythmus und Leben, voller Süße und Kraft, voll mancher guten Tradition und doch unverwechselbar einmalig: neues vollwertiges Gut für unsre innere Schatzkammer.

Die besten Bücher des Jahres 1928, Umfrage (1928)

Quelle: Das Tage-Buch, 9. Jahrgang, Heft 49, 8. Dezember 1928, Seite 2100. – Werkverzeichnis: Frank 1928.7.

Die besten Autoren über die besten Bücher des Jahres
Bruno Frank

Das Jahr ist reich gewesen. Wenn es nichts anderes ans Licht gebracht hätte als den „Fall Maurizius“, wäre das Jahr schon reich zu nennen. Aber es ist auch sonst reich gewesen. Zum Beispiel an Gegenwartsbüchern jener entzückenden Art, die ohne die Allüre der Feierlichkeit beglückt und bereichert. Nietzsche dürfte heute der Meinung sein, daß die Deutschen nun doch das „Tanzen“ gelernt haben. Ich meine Bücher wie: *Wilhelm Speyer*: „Der Kampf der Tertia“. *Heinrich Eduard Jacob*: „Jacqueline und die Japaner“. *Kurt Tucholsky*: „Mit 5 PS“. *Max Mohr*: „Venus in den Fischen“.

Aus kulturwissenschaftlicher Region, in der nicht mehr Schulmeister, sondern musische Gelehrte herrschen, nenne ich: *Fritz Strich*: „Dichtung und Zivilisation“ und zwei Werke, die beide in das magische Zwielflicht des späten Mittelalters führen: *Paul Wiegler*: „Der Antichrist“ und *Erwin Rosenthal*: „Giotto“.

Gericht und Schicksal, Essay (1929)

Quelle: Obelisk-Almanach auf das Jahr 1929. Berlin [1929], Seite 77-81. – Werkverzeichnis: Frank 1929.3.

Bruno Frank
Gericht und Schicksal

Der Reisende Dutens erzählt, er habe irgendwo im Süden einen Engländer getroffen, der ihm dadurch merkwürdig geworden sei, daß er überall, in vielen Ländern der Erde, seine ganze freie Zeit bei den Sitzungen der Kriminalgerichte zugebracht habe. Alle übrigen Zerstreuungen, schreibt Dutens, seien völlig ohne Reiz für den Mann gewesen, nie habe er ein Theater, ein Konzert, eine Gesellschaft besucht, und durch langjährige Gewöhnung habe er eine eigentümliche Fähigkeit in sich ausgebildet gehabt, den Angeklagten schon vor Verhör und Verhandlung, beim bloßen Anblick, ihr Schicksal vom Antlitz zu lesen.

Dieser Engländer, von dem der Reisende nur in flüchtigen Worten spricht, ist mir immer als eine sonderbare, zugleich erregende und unheimliche Figur erschienen. Ich stelle ihn mir vor, wie er täglich dasitzt auf der Zuhörerbank in verbrauchter Luft, korrekt, still, grauhaarig schon, wie er auf tausendfaches Verhängnis blickt, am Tag ihrer Schicksalsoffenbarung auf Menschen, deren Sprache er meist nicht versteht, und wie er aus Gesichtern von fremder Bildung und Hautfarbe die Rune eines Lebens liest. Ein beunruhigender Gast, halb Forscher, halb Vampir, zieht er durch alle Länder, die zwischen dem Wendekreis liegen, und das Geschick der Geängsteten und Geschlagenen ist die Speise seiner schwer deutbaren Seele.

Was mich aber stets von neuem beschäftigt hat, das ist die geheimnisvolle Fähigkeit dieses Menschen, Glück und Unglück abzulesen, schon vor Verhör und Urteil. Uns allen geht es nicht anders, wenn in der Shakespeareschen Tragödie der Vorhang sich hebt und wir sehen den alten Lear, William: *König Lear* auf seinem Thronstuhl, wie er eigensinnig sein Reich verteilt, oder der blasse Hamlet, William: *Hamlet* steht da auf der Terrasse und erwartet das Gespenst seines Vaters, – da ist eigentlich schon alles geschehen, schon beim ersten Wort

oder noch vorher, und wir wissen, ganz unabhängig von dem, was sich noch abspielen wird, daß es mit diesen Fürsten nur ein dunkles Ende nehmen kann. So wie wir in dem Drama von Heinrich dem Vierten, William:*Heinrich IV.* für den jungen Prinzen nicht zittern, trotz aller seiner gefährlichen Tollheiten, ein Wehen des Glücks ist um den Knaben her, und wir bleiben getrost. Es ist in der großen Tragödie der Bühne wie in der schrecklichen Tragödie gerichtlichen Alltags, als sei alles Geschehen nur scheinbar und in der Person schon vorausbestimmt, und als könnten beide, der Dichter sowohl als auch der Richter, nichts Wesentliches mehr dazu tun. Freispruch und Verurteilung werden zu Schemen vor einer gewaltigeren, einer metaphysischen Realität.

Ich denke an erlebte Fälle, an Menschen meiner Erinnerung.

Kaum ein Monat vergeht, ohne daß man von den Erfolgen läse, die ein bekannter Autor, ein Dramatiker der jüngeren Generation mit seinen Werken erringt, in Deutschland nicht nur, sondern in vielen Hauptstädten Europas und auch überm Meer. Geehrt, umschmeichelt von der öffentlichen Meinung steht er da, ein Fürst im geistigen Leben. Und doch ist es nur wenige Jahre her, da stand dieser selbe Mann vor den Schranken eines Gerichtes, angeklagt und überführt einer Reihe von Straftaten gegen das Eigentum, die einem anderen Ehre und Existenz gekostet hätten. Ihm haben sie nicht im mindesten geschadet. Seine Verfehlungen wurden ihm, obgleich seine Verantwortlichkeit nicht im Zweifel stand, doch eigentlich nicht zugerechnet, sie galten und gelten als die unwesentliche Ausschreitung einer bedeutenden Seele, als Seltsamkeiten, die mit seinem Wesen und Wert wenig zu tun haben, er verließ den Saal als ein Verurteilter, aber nicht als ein Geschlagener, auf seiner Stirn ward das Zeichen des Unheils nicht sichtbar, kein Vorwurf trifft ihn, niemand tastet ihn an, und er vollendet glücklich seine Bahn, die noch lang sein möge!

Ich sehe einen anderen Fall. Er ist mir in frischer und schrecklicher Erinnerung. Auf der Anklagebank sitzt ein junger Kunstgelehrter, durch den eine staatliche Bibliothek um wertvollen Besitz geschädigt worden ist. Beamte des Instituts, Sachkenner von hohem Rang, weisen mit vor Entrüstung zitternder Stimme die schönen alten Bände vor, aus denen der junge Mensch kostbare Holzschnitte herausgetrennt hat. Die Verurteilung des Täters ist notwendig, ist sicher, Mitleid mit seiner krankhaft überreizten Jugend kann sie nicht hindern. Aber er ist nicht der einzige Angeklagte. Mitangeklagt ist sein Vater, ein Arzt, der in übergroßer Zärtlichkeit und liebendem Vertrauen den Sohn nicht durchschaut und im Gefühl der eigenen Unschuld nicht jeden Verdacht gegen sich selbst von vornherein entkräftet hat. Wer ihn nur sieht, weiß freilich, daß er ohne Schuld sein muß, ein Blick in dieses von Erkenntnis und Güte geformte Gesicht zeigt es an, der Gang der Verhandlung bestätigt es, und die Klarsicht der Richter spricht ihn auch frei.

Dennoch, diese Stirn trägt das tragische Zeichen. Kein Freispruch löscht es hinweg. Schreckliches Schicksal! Der leidenschaftlichste Vater zu sein und den geliebten Sohn so straukeln zu sehen. Ein Arzt von großen Fähigkeiten zu sein, ein bedeutender Helfer und Heiler, und zu erleben, wie ein langsam sich entwickelnder Strafprozeß ihm das Vertrauen von vielen nimmt, die unmöglich gleich klar sehen können. Der makelloseste, ehrenhafteste Mensch zu sein und in seiner Ehre angetastet zu werden. Ein Universitätslehrer trat auf und sprach für den Mann, mit schöner Kraft und Eindringlichkeit, die Oberin des Spitals, an dem er seit Jahrzehnten arbeitet, gab ein Zeugnis ihrer tiefen Ehrerbietung, die Menschen seines Umgangs traten hervor und zeichneten den Freund, den sie kannten. Aber er schien diesen Strom von Verehrung und Hinneigung gar nicht zu spüren. Ihm half kein Zeugnis, ihn konnte kein Freispruch mehr trösten. Und es gab eigentlich nur einen Augenblick, da er zu seinen eigenen Gunsten in die Verhandlung

eingriff, das war, als der grauhaarige Mann aufstand und schweigend auf den Richtertisch die mehr als sechzig medizinischen Werke niederlegte, die die geistige Frucht seines Lebens darstellen. Und dies war freilich ein Augenblick von dunkler Größe, in dem es jeder im Saale fühlen mußte, wie unentrinnbar, wie von Mühe, Wille und Werk unabhängig menschliches Verhängnis ist, wie das Unglück auch nach dem Besten und Reinsten (und für den hält jeder sich selbst) die Hand ausstrecken und ihn, unbewußt ihm selber noch, heimlich schon zeichnen kann.

Arthur Schopenhauer hat geschrieben: „Wir gleichen den Lämmern, die auf der Wiese spielen, während der Metzger schon das eine und das andere von ihnen mit den Augen auswählt; denn wir wissen nicht, in unseren guten Tagen, welches Unheil eben jetzt das Schicksal uns bereitet: Krankheit, Verfolgung, Verarmung, Verstümmelung, Erblindung, Wahnsinn, Tod.“

So ist es. Und mögen darum die Richter ihr schweres Amt tun, uns anderen aber, die wir zu Zeugen fremder Geschehnisse werden, geziemt allezeit Ehrfurcht, Milde und ein brüderliches Herz.

1929: Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues, Rezension

Quelle: Das Tage-Buch, 10. Jahrgang, Heft 3, 19. Januar 1929, Seite 107-108. – Werkverzeichnis: Frank 1929.4.

Bruno Frank
Erster Hinweis

Es erscheint soeben im Propyläen-Verlag ein Buch, *Im Westen nichts Neues*. Sein Urheber, *Erich Maria Remarque*, heute noch nicht dreißigjährig hat zu denen gehört, die als halbe Knaben, als letztes bejammernswertestes Aufgebot in den

Krieg geschleudert wurden. Er ist ein Schriftsteller von mächtiger Fähigkeit. Aber seine Kunst zu rühmen, erscheint beinahe als Blasphemie. Man vergißt alle Kunst vor Erschütterung und vergißt, daß sie es ist, die dem Werke seine Kraft und seine Dauer verleiht, so daß in später Zeit „Im Westen nichts Neues“ vom Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts zeugen wird wie der „Simplicissimus“ vom Krieg des siebzehnten.

Denn es ist so: wenn von aller Weltkriegs-Literatur nichts übrigbliebe als dies eine Buch, ins Große gerechnet wäre das kein Verlust. Aus diesen dreihundert Seiten kann sich der fernste Nachkomme völlig unterrichten über das Ereignis und die Schande unseres Zeitalters. Eine Stimme wird zu ihm sprechen, so schneidend klar und eindringlich, daß ihm kein Zweifel möglich bleibt.

Heute aber wird noch gezweifelt, gelogen, beschönigt und gehetzt. Darum müßte dieses Buch jetzt sogleich in gewaltiger Auflage durch die Welt gehen, in fünfzehn Sprachen. Es ist unwidersprechlich, ihm ist nicht auszuweichen. Es deklamiert nicht, es klagt nicht einmal an, es stellt nur dar, und jedes Wort blutet vor Wahrheit. Aus seinem Massengrab redet der Namenlose, der unbekante Soldat. Ich weiß kein anderes Buch, kein einziges, zwischen dessen Deckeln so viel Grauen und fürchterliches Leid eingeschlossen wäre. Nicht das Leid eines einzelnen, sondern das ineinanderheulende Leid von hundert Millionen Menschen, die von idiotischer Politik in die Hölle zusammengetrieben wurden.

Ein Glück, ein Heils Geschenk ist es, daß gerade dieser Mann, Erich Maria Remarque, aufgestanden ist, um für die Zerstampften und Vergifteten zu zeugen. Denn solch ein Buch könnte ebenso wahr und könnte doch bleich und eindrucklos sein. Diesem gewaltig beredten Menschen muß jeder zuhören. Ein gestern unbekannter Meister hat die unzerstörbare Dichtung des Grauens geschaffen. Möge sie ihren Weg über die ganze Erde nehmen!

Bücher, die ungerecht behandelt wurden, Autobiographisches (1929)

Quelle: Das Tage-Buch, 10. Jahrgang, Heft 12, 22. März 1929, Seite 462. – Werkverzeichnis: Frank 1929.5.

Der Redaktion der Zeitschrift „Das Tage-Buch“ schien es „zweckmäßig, auf wertvolle Literatur hinzuweisen, die durch den modernen Literaturbetrieb in den Hintergrund gedrängt worden ist“. Sie legte daher „einer Reihe bekannter Autoren, unter anderem Bruno Frank, die Frage vor: »Welches Ihrer Bücher wurde am ungerechtesten behandelt?«“

Bücher, die ungerecht behandelt wurden

Eine Umfrage

Bruno Frank

Ich glaube nicht an Ungerechtigkeit. Wenn die eine Arbeit ein stärkeres Echo weckt als die andere, so wird es seine guten Gründe haben: Gründe des Stoffes, der Zugänglichkeit und des Zeitpunkts. Denn es bestimmt ja in hohem Maße den Erfolg, auf welche allgemeine Disposition ein Werk gerade stößt. Ein Unterschied von Monaten kann da entscheiden. Dabei handelt es sich also nicht um Recht und Unrecht, sondern um Glück oder Mißgeschick.

Soll ich indessen einem meiner Bücher mehr deutsche Leser wünschen, als es gefunden hat, so wünsche ich sie der *Politischen Novelle*. Dies kleine Buch kann klären und nützen, und darum bin ich froh, daß es sich jetzt auch im Ausland verbreitet.¹⁹

¹⁹ 1928 war eine französische Übersetzung unter dem Titel „Le Roman de Locarno“ erschienen.

Die besten Bücher des Jahres 1929, Umfrage (1929)

Quelle: Das Tage-Buch, 10. Jahrgang, Heft 49, 7. Dezember 1929, Seite 2098. – Werkverzeichnis: Frank 1929.6.

Die besten Bücher des Jahres
Bruno Frank

1. *Heinrich Eduard Jacob*: „Blut und Zelluloid.“ Ein politischer Roman hohen Rangs. Glänzend erfunden, mitreißend erzählt, stilistisch ein Vorbild.

2. *Ilja Ehrenburg*: „Visum der Zeit.“ Ein sehr ungewöhnlicher Herr reist hier durch Europa. Er sieht Deutschland, Frankreich, Polen, die Slowakei, den nahen Orient. Ein Beobachter von ganz links her, doch überlegen und frei, ein Gestalter und Kommentator wie wenige, tief ernsthaft und dabei ungeheuer amüsant. – Die Übertragung durch Hans Ruoff eine Meisterleistung für sich.

3. *Oscar Maria Graf*: „Kalendergeschichten.“ Gar nicht genug zu preisen. Graf ist ein Erzähler von echtem Volkston, großartiger Wahrhaftigkeit und, wo er es will, vom herrlichsten Humor. Er reicht heute mit seinem Besten schon auf in die Region Hebels und Gotthelfs. Eines nahen Tages wird er neben ihnen stehen.

4. *W. E. Süskind*: „Jugend.“ Eines der Bücher aus der Nachkriegsgeneration, mir von allen das liebste. Die Geschichte ganz junger Leute, die während der Inflation in das verrücktgewordene Leben hinaustreten. Zeitkritik, aber gerecht und gelassen; persönliches Bekenntnis, aber völlig uneitel. Einfallsreich noch dazu, witzig und grundgescheit.

5. *Döblins* neuer großer Roman.²⁰ Aber das versteht sich.

²⁰ Alfred Döblin: Berlin Alexanderplatz. Roman 1929.

Bücher, die lebendig geblieben sind, Autobiographisches (1929)

Quelle: Die literarische Welt, 5. Jahrgang, Nummer 9, 1. März 1929, Seite 6. – Werkverzeichnis: Frank 1929.7.

Bücher, die lebendig geblieben sind

Daß nicht jeder lesende Deutsche, jeder Norddeutsche zumindest, Fontanes „*Wanderungen durch die Mark Brandenburg*“ Seite für Seite kennt und lieb hat, ist schwer zu begreifen. Hier wie bei Stifter, der natürlich der reinere Künstler ist, läßt sich wundervoll erkennen, daß in einem großen Herzen das Geringste groß wird. Ein älterer Herr wandert zweieinhalb tausend Seiten weit durch eine der kargsten Gegenden des Erdteils, durch Spree-, Havel- und Oderland und durch die Landschaft Ruppin, und sie wird beredt wie Toskana und Flandern. Alles ist nur ein Gleichnis; und ein klaräugiger humorgesegneter, männlich liebenswürdiger Bürger ist eine Herrlichkeit.

Unsterblich, wenn auch für den Leser von 1929 kaum mehr existent, sind die beiden Meisterwerke von *Hermann Bang*: *Das graue Haus*, worin die Einsamkeit des Alters, und: *Die Vaterlandslosen*, worin die Einsamkeit des Genies gestaltet ist wie kaum zuvor.

Bruno Frank

Welches war das Lieblingsbuch Ihrer Knabenjahre? Autobiographisches (1929)

Quelle: Die literarische Welt, 5. Jahrgang, Nummer 26, 28. Juni 1929, Seite 3. – Werkverzeichnis: Frank 1929.8.

Welches war das Lieblingsbuch Ihrer Knabenjahre?
Eine Rundfrage der „L. W.“

Kein Buch liebte ich in meinen Knabenjahren so sehr wie
Kiplings „Dschungelbuch“.

Bruno Frank

Die Tagespresse als Erlebnis, Autobiographisches (1929)

Quelle: Die literarische Welt, 5. Jahrgang, Nummer 43, 25. Oktober 1929, Seite 7. – Werkverzeichnis: Frank 1929.9.

Die Tagespresse als Erlebnis
Eine Frage an deutsche Dichter
Bruno Frank

Von Zeitungsnachrichten oder Zeitungsartikeln habe ich meines Wissens nie entscheidende Antriebe empfangen. Wohl aber von *Bildern*. So erinnere ich mich, daß ich im Jahre 1926 im „Acht-Uhr-Abendblatt“ ein Bild von Aristide Briand sah: alt, krank, überlastet und grenzenlos unelegant stand er inmitten einer Gruppe höchst korrekter spanischer und englischer Herren. In diesem Augenblick entstand meine „Politische Novelle“ .

Deutsch-französische Beziehungen, Essay (1929)

Quelle: Die literarische Welt, 5. Jahrgang, Nummer 48, 29. November 1929, Seite 4. – Werkverzeichnis: Frank 1929.10.

Fünfzehn Jahre später
Eine deutsch-französische Rundfrage
Bruno Frank

Mehrere Male habe ich in diesen letzten Jahren in Frankreich gereist, langsam mit dem Automobil, wobei der Kontakt mit Land und Menschen sich leichter herstellt. Ich habe im Volke nichts gefunden als Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, den Willen, Getanes und Erlittenes zu vergessen, freundwilliges Interesse für alles, was jenseits des Stromes geschieht, Glaube an, Hoffnung auf verständigere Zeit, Ich spreche vom Arbeiter und vom Handwerker, der Bauer ist schwer zu beurteilen. Ich habe, selbstverständlich, unter meinen literarischen Kameraden in Frankreich die gleiche Stimmung gefunden, klarer nur, entschiedener nur, wissender. Im Bürgertum leben, genau wie bei uns, starke Reste der alten Abneigung, des alten Mißtrauens, des alten Zorns. Sie nehmen ab, von Jahr zu Jahr, das ist deutlich zu spüren. Die Wunden verharschen, freundliche Stinimen dringen an jedes Ohr. Auch hier ist viel noch zu tun.

Zwei Faktoren sind wichtig. Der eine ist die Kirche. Die Kirche ist in Frankreich – trotz offizieller Scheidung zwischen ihr und dem Staat – vielfach extrem „patriotisch“, ecclesia militans im nationalistischen Sinn. Von der Kanzel aber, die eine so mächtige Stimme hat im Lande, müßten Ströme der Versöhnung und Hoffnung ausgehen.

Der wichtigere Faktor ist die Presse. Frankreich ist ein Land von Zeitungslesern. Hier wird noch immer ungeheuer gesündigt. Ein großer Teil der französischen Presse ist, genau wie bei uns, noch heute hetzerisch, man weiß nicht, ob mehr in kapitalistischem Auftrag oder mehr aus Unfähigkeit, ihre Leser anders zu unterhalten. Es ist die gleiche blinde, taube Torheit wie bei uns. Eine himmelschreiende Unwissenheit über unser Land macht sich breit, genau dasselbe grundalberne Zeug, wie es unsere Hundertprozentigen täglich über Frankreich drucken lassen. Es gibt Pariser Blätter, die reden von Deutschland, als wäre es das wilde Kurdistan. Ich setze ein Beispiel her, mit Absicht ein komisches, scheinbar harmloses. Da erzählt ein ehe-

maliger Kriegsgefangener seine Flucht aus Deutschland. Er flieht in der Nähe des Bodensees. Dort ist Gartenland, weiche liebliche Landschaft, ungefähr so wie in der Touraine. Aber der Gefangene berichtet von wilder Gegend, von teutonischem Urwald. Eines Nachts leuchten zwei gräßliche Tieraugen vor ihm auf. Er duckt sich hinter einen Felsen. „C’était un loup!“ Deutschland ist eine barbarische Wüstenei, in der die Wölfe herumlaufen... Der Fall ist lächerlich, er ist zum Totlachen. Aber er ist höchst charakteristisch. Und hat seine Absicht.

Der Vertrag von Versailles ist ein unglückseliges Instrument. Daran gibt es keinen Zweifel. Auch die verständigen Franzosen wissen das. Was trotz dieses Vertrags an Sänftigung der Beziehungen erreicht wurde, ist bewundernswert. Es muß viel sein, das beweist am besten die Wut der deutschen Rechtsjournalisten gegen den Mann, der in wahrhaft heldenhafter Leistung, trotz schwerer körperlicher Beeinträchtigung, unbeirrbar diese Straße ging. Es ist kein Spaß, deutscher Außenminister zu sein.

Das einzige ernsthafte Hindernis, es sei wiederholt, auf dem Wege zu Aussöhnung und Freundschaft ist eine hetzerisch verlogene, skrupellose Presse in beiden Ländern. Ehe die sich nicht besinnt und aufhört, tagtäglich Gift in Millionen Köpfe zu gießen, wird das große Ziel nicht erreicht.

Glückwunsch zu S. Fischers 70. Geburtstag, Glückwunsch (1929)

Quelle: Die literarische Welt, 5. Jahrgang, Nummer 51/52, 19. Dezember 1929, Seite 1. – Werkverzeichnis: Frank 1929.11.

Glückwunsch zu S. Fischers 70. Geburtstag

Ein unbeirrbarer Sinn für das Echte, die hohe Rechtschaffenheit eines vornehmen Mannes, Treue und Verantwortungsgefühl: das sind die Ursachen von S. Fischers Lebenserfolg. Nie haben Glückwünsche aufrichtiger geklungen. Er hat, mit

dem Netz seines alten Verlagssignets, den größern Teil von dem an seinen Strand gezogen, was der Zeitstrom an Dichtergut mit sich führte. Mag viel oder wenig davon unser Jahrhundert überdauern, sein guter und reiner Name wird mitdauern.

Gegen den Hochschulantisemitismus, Rede (1929)

Quelle: Central-Verein-Zeitung. Blätter für Deutschtum und Judentum, 8. Jahrgang, Nummer 31, 2. August 1929, Seite 401.
– Werkverzeichnis: Frank 1929.12.

Der Dichter Bruno Frank Gegen den Hochschulantisemitismus

Bruno Frank hielt kürzlich in einer Gegenkundgebung gegen die zunehmende judenfeindliche Agitation an den Hochschulen vor Münchener Studenten eine Ansprache, über die er uns auf unseren Wunsch folgende Notizen übermittelt:

„Ich gedachte einleitend des Todes Hugo von Hofmannsthals als eines deutschen Dichters jüdischer Abstammung, der unserer Sprache die feinsten und tiefsten Wirkungen abgewonnen und altes deutsches Sprach- und Kulturgut wie kaum ein Zweiter wieder erweckt hat. Dann bin ich auf die Ursachen eingegangen, die in unseren Tagen zur Verschärfung der Rassengegensätze geführt haben, habe von dem verlorenen Krieg, von den Kriegsfolgen gesprochen, und von dem verzweifelten Suchen nach einem Gefühlsventil, bei dem man eben zuletzt auf die Rasse gestoßen ist. Den Begriff einer deutschen Rasse unterzog ich kurz einer Kritik und erinnerte daran, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege, der ja den größten Teil der deutschen Bevölkerung ausgerottet hat, nur noch ein armseliger Bevölkerungsrest von etwa zwei Millionen übrig geblieben war, durchsetzt mit fremden Blutselementen slawischer, romanischer und sogar asiatischer Herkunft. Nur 100 Jahre liegen zwischen dem Ende des großen Krieges und der Zeit der

deutschen Klassik. In diesem kurzen Zeitraum hat es dieser armselige und gewiß nicht blutsreine Volksrest fertig gebracht, eine deutsche geistige Kultur wieder aufzubauen.

Gerade *die* großen Geister, die als durchaus deutsch gelten, waren nach ihrer Abstammung alles andere als rassenrein. So war Dürer ungarischen Bluts, Beethoven stammte von Flamen, Nietzsche von Polen ab, und Fontane, der Sänger der Mark und des Preußentums, war von Herkunft Franzose.

Ich wandte mich dann gegen den jetzt so vielfältig propagierten *numerus clausus* für jüdische Studenten und wies darauf hin, daß es vielleicht doch schade gewesen wäre, wenn man diese schöne Maßregel etwa vor vierzig oder fünfzig Jahren eingeführt hätte. Vermutlich wäre dann Albert *Einstein* nicht zum Studium gelangt, hätte *Ehrlich* nicht die Syphilis zu bekriegen vermocht, hätte *Gundolf* niemals das Kulturerbe unserer Klassik ergründen können. Ich nannte auch den gleich bedeutenden Fritz *Strich*, den wundervollen Durchleuchter der deutschesten aller Kunstperioden, der Romantik. Diesem ausgezeichneten Mann verweigerte die Universität München den Lehrstuhl, der ihm gebührte, und er kehrte schließlich dieser Stadt, der judenfeindlichen Treibereien müde, den Rücken. In der freieren und großzügigeren Schweiz ist ihm endlich sein Rang zuteil geworden. Ich hätte selbstverständlich diese Beispiele ins Unendliche vermehren können, aber meine Redezeit war gemessen. Daher schloß ich mit den Worten:

„Wenn von deutscher Rasse gesprochen wird, dann prüfen Sie kritisch diesen Begriff und bedenken Sie, daß es *ein* fruchtbareres Ideal gibt: die große deutsche Kulturgemeinschaft.“

Glückwunsch an Thomas Mann zum Nobelpreis, Glückwunsch (1929)

Quelle: Der Rotarier für Deutschland & Österreich, 1. Jahrgang, Heft 2, 1929/1930, Seite 90-90b. – Werkverzeichnis: Frank 1929.13.

Glückwunsch an Thomas Mann

Die Schwedische Akademie der Wissenschaften hat gewußt, was sie tat. Sie hat mit der Verleihung des Nobelpreises einem Schriftsteller vor der ganzen Welt den Rang zugewiesen, den er für sein Land und für die Wissenden anderer Länder längst schon besaß. Er ist nun vor aller Augen eingereiht in die kleine Schar seiner Peers. Dort schreitet Carducci neben Theodor Mommsen, Anatole France neben Hauptmann, Kipling neben Knut Hamsun. Es sind, über unsere Jahrzehnte verstreut, jene Einzelnen, die einst Kleist mit den Worten angeredet hat:

„Ihr, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erhellet!“

Was bedeutet es aber eigentlich, Thomas Mann Glück zu wünschen zu dieser sichtbarsten Ehrung? Wenig im Grunde vermag die Welt dem zu geben, der selbst eine Welt in sich trägt. Uns selber wollen wir beglückwünschen zu dem Zuwachs an Ansehen und Ehre, den er unserem Land und der deutschen Geistigkeit gebracht hat. Denn täuschen wir uns doch nicht: diese Schwedische Akademie ist nur ein Instrument, eine Art Seismograph, der auf die Erschütterungen der Erdmeinung empfindlich reagiert. Die Meinung der Besten, der Urteilsfähigsten auf der ganzen Erde hat diese Ehrung für den Deutschen Thomas Mann gewollt. Sie hat sie gewünscht und durchgesetzt so kurze Zeit nach der weltzerschneidenden Katastrophe.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, da wollte es etwas heißen in der Welt, ein deutscher Dichter zu sein. Es war die Zeit Goe-

thes und die Zeit der Romantik. Ein Strahlenbündel von Geist und Empfindung schoß damals aus unserm Lande über alle Grenzen. Die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts brachte Deutschland den äußeren Aufstieg, aber sein seelischer Einfluß sank. Er sank mit Recht. Deutsche Prosa zumal war unbekannt in der Welt. Es lebten auch damals einige große Schriftsteller bei uns, es lebte noch Schopenhauer, es lebte Stifter, aber sie blieben im Dunkel, solange sie atmeten. Im Vordergrund standen Routine, Epigontum, unterhaltsame Trivialität.

Das wurde erst anders um die Jahrhundertwende, als Nietzsches Lebenswerk allgemein sichtbar wurde. Nietzsche hat die Prosa als Kunstform für die Deutschen neu entdeckt. Er erlangte Weltgeltung. Die Besten derer, die nach ihm kamen, sind seine Jünger und rechtmäßigen Erben: Stefan George, der hymnische Meister, Thomas Mann, der Erzähler.

Seit 1901 „Buddenbrooks“ erschienen, ist das Niveau der deutschen Erzählung ein andres. Man vergleiche, wie heute die Dreißigjährigen schreiben und wie sie 1890 geschrieben haben. Es ist Thomas Manns Verdienst. Er hat einer ganzen Generation die Feder geführt, ob sie es weiß oder nicht.

Ich umschreibe nicht sein Werk; es ist für jeden von uns gekanntes und geliebtes Gut. Jeder weiß, was er mit seiner letzten, bisher bedeutendsten Dichtung, dem „Zauberberg“, gegeben hat: nicht weniger als eine großartig umfassende Inventur des europäischen Geisteszustandes vor dem Kriege. Er steht heute auf seiner Höhe, ein vollkräftiger Mann, dem Neuen und Zukünftigen offen; so früh hat ihn diese Ehrung erreicht.

Die 150000 Männer, die über alle Erdteile hin in „Rotary“ vereinigt sind, dürfen stolz darauf sein, daß dieser Dichter zu ihnen gehört. Nicht weil ihn heute der Ruhm besonders hell umstrahlt. Sondern weil es der Geist ist, der adelt und dauert. Taten vergehen, Werke bleiben. Blicken wir hundert Jahre zurück, versuchen wir, uns das Jahr 1829 vorzustellen, was

kommt uns zuerst in den Sinn? Nicht die Fürsten, die damals die Throne einnahmen, nicht die Staatsmänner, die in ihrem Namen Verträge schlossen, sondern wir sagen: 1829, damals hat Goethe noch gelebt, es war die Zeit der spätern Romantik, es waren die Jahre Balzacs. So werden auch einst Menschen auf 1929 zurückblicken und werden sich besinnen und sagen: das war die Zeit, in der Knut Hamsun und Thomas Mann geschrieben haben. Lang und glücklich und schaffend lebe unser Meister und Freund!

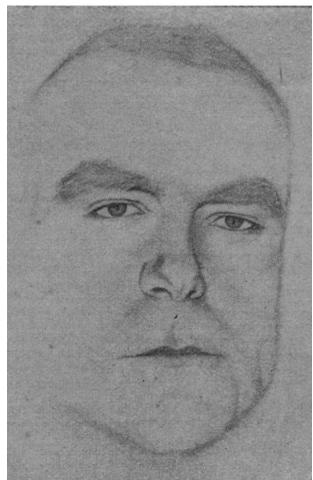
Selbstdarstellung, Autobiographisches (1930)

Quelle: Die literarische Welt, 6. Jahrgang, Nummer 40, 3. Oktober 1930, Seite 1-2. – Werkverzeichnis: Frank 1930.1.

Die Selbstdarstellung stimmt bis zum * mit der „Kleinen Autobiographie“ von 1930 (Seite 174) überein. Die abgebildete Porträtzeichnung ist von Olaf Gulbransson.

Selbstdarstellungen deutscher Dichter Bruno Frank

Er kam im Jahre 1887 zur Welt und war, wie er sich deutlich zu erinnern glaubt, ein unausgestelltes Kind. Er wurde auch, woran er gern zurückdenkt, frühzeitig wegen Unbotmäßigkeit aus seinem Gymnasium hinausgeworfen, kam auf eine Landschule nach Thüringen, maturierte aber dennoch auf Klassisch, wobei er dank einer Art von partiellem Schwachsinn leider genötigt war, in den mathematischen Fächern leere weiße Bogen abzuliefern. Er studierte dann an mehreren Universitäten Jurisprudenz, seinem wundervollen Vater zuliebe mit heiligem Eifer, aber mit äußerst geringer Begabung.



Nachdem er eines Tages in Tübingen philosophisch promoviert hatte, begann er hin und her zu reisen und verweilte mit vieler Freude besonders in Frankreich, Italien und Spanien.

Während er so im Buch der Welt studierte, hielt er an einem Prinzip fest, dem er manche Förderung verdankt: er ließ nirgendwo und unter gar keinen noch so wirren Verhältnissen einen Tag vorbeigehen, von dem er nicht drei Stunden der Lektüre gewidmet hätte.

Der Krieg brachte ihn nach Flandern und Polen. Er kam krank zurück und verlebte acht Jahre ziemlich allein auf dem Lande in Oberbayern. Sein vertrautester Umgang in dieser Zeit waren seine drei kleinen schwarzen Pudel, auf deren Verstand und Charakter er große Stücke hält. Seit dem Jahre 1924 aber hat er es doch noch viel besser. Damals hat er sich verheiratet, mit einer Frau, deren Klugheit und menschliche Herrlichkeit er leider öffentlich nicht hinreichend preisen darf, obgleich er es möchte. Er lebt jetzt in München mit ihr; sie ist die Tochter von Fritzi Massary.

Bruno Franks ethischer und literarischer Geschmack ist ziemlich altmodisch. Er ist kein Faschist und kein Chiliast, kein Macht-Fanatiker und kein Chaosgläubiger, alles steile und laute Getue in der Kunst langweilt ihn unaussprechlich, und sollte er ein Lebensideal für sich aufstellen, so wäre es der Typus des „humanen Gentleman“, wie ihn unter den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts etwa Turgenjew verkörpert. Seine privaten Hausgötter sind im übrigen Schopenhauer, Flaubert und, unter den Lebenden, Thomas Mann.

Um auch von seinen eigenen Arbeiten ein Wörtchen zu sagen, so hat er öfters versucht, die Bühne zu erobern, was ihm mehrmals mit Recht mißglückt ist. Sein bestes Stück unter den älteren war das Schauspiel „Die Schwestern und der Fremde“, sein meistgespieltes heißt „Zwölftausend“. Seine erzählenden Bücher gefallen ihm selber eigentlich besser: so der Roman „Trenck“, der Zyklus „Tage des Königs“, der das Alter Fried-

richs von Preußen gestaltet, die „Politische Novelle“ und am besten selbstverständlich das neueste Produkt, eine kleine Geschichte mit Namen „Der Magier“.

Aber auch da ist das „Gefallen“ wahrhaftig sehr relativ. Er wird mit jedem Tag demütiger, wenn er seine Arbeit mit dem Werk eines Meisters vergleicht, und jeden Tag hochmütiger, wenn er auf das eitle, dumme und neidische Gelärm der Herren Nicht-Meister hinhört. Von der Schnellvergänglichkeit seiner Produktion ist er als ein vernünftiger Mann überzeugt, kann aber darin nichts Tragisches finden. Die gelegentliche Illusion des Gelingens war schön und jedenfalls hätte er auf dieser Welt ja doch zu nichts Besserem getaugt. Wenn er das Hohe nicht hervorzubringen vermag, so hat er doch den einen oder andern Leser vielleicht an etwas Hohes denken machen. Das muß ihm genug sein.

*

Ich habe über mich nicht mehr auszusagen.

Das mag sonderbar klingen und bedarf eines kleinen Kommentars.

Mir fehlt vollkommen der autobiographische Trieb. Noch niemals, in meinem ganzen Leben noch keine Sekunde, habe ich eine Anwandlung davon gespürt. Die Schwächen meiner Produktion, die niemand so gut kennt wie ich, hängen natürlich damit eng zusammen. Ich bewundere, ja ich beneide die Schriftsteller, denen ihr Ich bedeutend und symbolkräftig erscheint, und deren ganze Arbeit nichts ist als objektivierte Selbstdarstellung. Da Phänomen Goethe ist für mich das ungreiflichste in der ganzen Geistesgeschichte.

„Ich“ sagen? Ich mag nicht Ich sagen. Ich mag mich nicht erinnern. Ich mag nichts wissen von durchlaufenen Phasen. Ich mag mich selber nicht wichtig nehmen. Auch meine literarischen Arbeiten natürlich sind voll Gewesenem und Erlebtem geformt – wovon sollten sie sonst geformt sein! Gut oder schlecht – nur dieser eine Herr B. F., geboren am 13. Juni 1887,

hat sie genau so hervorbringen können. Jeder Tonfall im Satz, jeder Klang im Vers ist bestimmt durch alles, was gewesen ist. Aber das Warum und Woher – wen soll das beschäftigen! Wen geht dieser Herr B. F. das mindeste an? Er interessiert sich selbst nicht für sich.

Und er leidet Qualen, wenn er im Gespräch mit deutschen Schriftstellern immer wieder bemerkt, daß sie sich für nichts anderes auf der Welt interessieren. Nie hat er dergleichen bei einem Engländer oder bei einem Franzosen zu spüren bekommen. Das ist kein Zufall. Es ist die lächerliche Kehrseite eines großen Phänomens. Denn keine Literatur der Welt kennt ja auch die leidenschaftliche, gewaltige Subjektivität der deutschen. Und keiner Literatur verschließt sich darum die übrige Welt so leicht wie ihr.

Kleine Autobiographie, Autobiographisches (1930)

Quelle: Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde, 32. Jahrgang, 1929/30, Seite 516-517. – Werkverzeichnis: Frank 1930.4.

Kleine Autobiographie

Bruno Frank

kam im Jahre 1887 zur Welt und war, wie er sich deutlich zu erinnern glaubt, ein unausstehliches Kind. Er wurde auch, woran er gern zurückdenkt, frühzeitig wegen Unbotmäßigkeit aus seinem Gymnasium hinausgeworfen, kam auf eine Landschule nach Thüringen, maturierte aber dennoch auf Klassisch, wobei er dank einer Art von partiellem Schwachsinn leider genötigt war, in den mathematischen Fächern leere weiße Bogen abzuliefern. Er studierte dann an mehreren Universitäten Jurisprudenz, seinem wundervollen Vater zuliebe mit heiligem Eifer, aber mit äußerst geringer Begabung.

Nachdem er eines Tages in Tübingen philosophisch promoviert hatte, begann er hin und her zu reisen und verweilte mit vieler Freude besonders in Frankreich, Italien und Spanien.

Während er so im Buch der Welt studierte, hielt er an einem Prinzip fest, dem er manche Förderung verdankt: er ließ nirgendwo und unter gar keinen noch so wirren Verhältnissen einen Tag vorbeigehen, von dem er nicht drei Stunden der Lektüre gewidmet hätte.

Der Krieg brachte ihn nach Flandern und Polen. Er kam krank zurück und verlebte acht Jahre ziemlich allein auf dem Lande in Oberbayern. Sein vertrautester Umgang in dieser Zeit waren seine drei kleinen schwarzen Pudel, auf deren Verstand und Charakter er große Stücke hält. Seit dem Jahre 1924 aber hat er es doch noch viel besser. Damals hat er sich verheiratet, mit einer Frau, deren Klugheit und menschliche Herrlichkeit er leider öffentlich nicht hinreichend preisen darf, obgleich er es möchte. Er lebt jetzt in München mit ihr; sie ist die Tochter von Fritzi Massary.

Bruno Franks ethischer und literarischer Geschmack ist ziemlich altmodisch. Er ist kein Faschist und kein Chiliast, kein Macht-Fanatiker und kein Chaosgläubiger, alles steile und laute Getue in der Kunst langweilt ihn unaussprechlich, und sollte er ein Lebensideal für sich aufstellen, so wäre es der Typus des „humanen Gentleman“, wie ihn unter den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts etwa Turgenjew verkörpert. Seine privaten Hausgötter sind im übrigen Schopenhauer, Flaubert und, unter den Lebenden, Thomas Mann.

Um auch von seinen eigenen Arbeiten ein Wörtchen zu sagen, so hat er öfters versucht, die Bühne zu erobern, was ihm mehrmals mit Recht mißglückt ist. Sein bestes Stück unter den älteren war das Schauspiel „Die Schwestern und der Fremde“, sein meistgespieltes heißt „Zwölftausend“. Seine erzählenden Bücher gefallen ihm selber eigentlich besser: so der Roman „Trenck“, der Zyklus „Tage des Königs“, der das Alter Fried-

richs von Preußen gestaltet, die „Politische Novelle“ und am besten selbstverständlich das neueste Produkt, eine kleine Geschichte mit Namen „Der Magier“.

Aber auch da ist das „Gefallen“ wahrhaftig sehr relativ. Er wird mit jedem Tag demütiger, wenn er seine Arbeit mit dem Werk eines Meisters vergleicht, und jeden Tag hochmütiger, wenn er auf das eitle, dumme und neidische Gelärm der Herren Nicht-Meisterinhört. Von der Schnellvergänglichkeit seiner Produktion ist er als ein vernünftiger Mann überzeugt, kann aber darin nichts Tragisches finden. Die gelegentliche Illusion des Gelingens war schön und jedenfalls hätte er auf dieser Welt ja doch zu nichts Besserem getaugt. Wenn er das Hohe nicht hervorzubringen vermag, so hat er doch den einen oder andern Leser vielleicht an etwas Hohes denken machen. Das muß ihm genug sein.

Legen Sie Wert auf gute Ausstattung Ihrer Bücher? Autobiographisches (1930)

Quelle: Die literarische Welt, 6. Jahrgang, Nummer 12, 21. März 1930, Seite 3. – Werkverzeichnis: Frank 1930.6.

Allerhand aktuelle bibliophile Probleme

Legen Sie Wert auf gute Ausstattung Ihrer Bücher?

Eine Frage an Dichter und Schriftsteller

Bruno Frank

Ein sauberes, einfaches Glas für den Wein, mehr will der rechte Trinker nicht. Klarer, deutlicher Druck, ein Papier, das nicht häßlich wird, ein Einband, der Form hält: darüber hinaus sind meine Wünsche nie gegangen. Ein Buch soll als Gegenstand physisch angenehm sein, aber am besten ist's, wenn dem Leser dies physisch Angenehme gar nicht ins Bewußtsein dringt.

Haben Sie von Ihren Reisen produktive Eindrücke empfangen? Autobiographisches (1930)

Quelle: Die literarische Welt, 6. Jahrgang, Nummer 26, 27. Juni 1930, Seite 3. – Werkverzeichnis: Frank 1930.7.

Haben Sie von Ihren Reisen produktive Eindrücke empfangen?

Bruno Frank

Fast jede meiner kleinen Reisen hat sich produktiv ausgewirkt. Wer sich die Mühe nimmt, meine Erzählungen durchzusehen, wird die Spuren allenthalben finden. Eine Aufzählung im Einzelnen erschiene mir anspruchsvoll. Aber wenn sich im kommenden Winter mein alter Wunsch nach einer Ostasienfahrt erfüllt, werde ich bestimmt ein paar Jahre lang innerlich davon zu leben haben.

Autofahrt durch Nordafrika, Autobiographisches (1931)

Quelle: Der Rotarier für Deutschland & Österreich, 2. Jahrgang, Heft 6, Juni 1931, Seite 211-216. – Werkverzeichnis: Frank 1931.2.

Autofahrt durch Nordafrika

Vortrag, gehalten am 7. April 1931 im Rotary Club München

Herr Präsident! Liebe Rotarier!

In den letzten drei Monaten sind wir, meine Frau und ich, mit unserem kleinen Steyr-Wagen von Tunis aus durch Tunesien, Algerien und Marokko gefahren, nicht nur der Breite nach, sondern auch mehrfach ausbiegend nach dem Süden hinunter. Wir sind dann durch Spanien zurückgekommen.

Der interessanteste Teil unserer Reise war zweifellos Marokko. Eine Fahrt dorthin, die nicht mehr als vier Wochen in Anspruch zu nehmen braucht, möchte ich allen Freunden warm

empfehlen. Dorthin zu kommen, bietet gar keine Schwierigkeiten. Marokko liegt ja recht eigentlich vor den Toren Europas. In anderthalb Stunden kann man von Algeciras oder Gibraltar hinüberfahren und steht dann mit einem Schlag mitten im Märchen. Man reist zurück durch die Zeit: es ist das elfte Jahrhundert.

Doch lassen Sie mich zuerst von unserer Route erzählen. Unser Weg führte uns von Tunis am Meer entlang und dann hinunter bis zur Grenze der Sahara. Auf dem Weg dorthin haben wir vielleicht das Schönste gesehen, was sich uns auf der ganzen Reise bot, nämlich die Ruinen einer römischen Stadt mitten in der Einöde: Timgad. In öder, starrer, steiniger Gegend, in der nichts wächst, wie übrigens im größten Teile Algeriens, wurde vor fünfzig Jahren eine vollkommen erhaltene Stadt aus dem Schutt gehoben. Tausende von Säulen, zahllose Statuen und Statuenrümpfer mit Inschriften, die wohl erhaltenen Foren und Kaufläden geben einen höchst realen und gegenwärtigen Eindruck von der Macht dieses Roms, das auch in diese Kolonialstadt sein eigentümlich großartiges Leben ausstrahlt. Der Eindruck ist gerade inmitten der arabischen Welt, die sich so vollkommen davon unterscheidet, besonders mächtig.

Diese arabische Welt ist im großen Ganzen sehr arm. Es ist bedrückend zu sehen, unter welchen Bedingungen Menschen hier leben müssen. Die Mehrzahl besitzt einfach nichts. Sie leben in Höhlen mit ihrem Vieh zusammen. Sie haben ein einziges Kleid, das zugleich Bettuch, Handtuch und Leichentuch ist. Von einem Pfennigswert bestreiten sie die Existenz eines Tages. Ihr einziger Besitz sind ihre Herden. Nun war aber die Zeit, in die wir gerieten, besonders traurig. Zehn Monate lang hatte es nicht geregnet. Unser Weg war gesäumt von den Gerippen verendeter Tiere. Öffnete man ihre Mägen, so sah man, daß sie schließlich Erde gefressen hatten, weil sonst nichts mehr da war. Ein Hammel kostete sechzig Pfennig. Frankreich hat nach

seinen Kräften in Algerien gearbeitet, aber die Lebensumstände sind im wesentlichen nicht zu ändern. Auf hygienischem Gebiet liegen noch große Aufgaben vor. Die Araber und Berber leben wie im Mittelalter: der Begriff der Ansteckung existiert noch nicht. Wird jemand angesteckt, dann sind eben alle krank. So sterben die Seuchen dort nicht aus. Während wir dort waren, brach z. B. die Pest aus, und wir mußten durch das verseuchte Gebiet hindurch. In Südalgerien herrschen schreckliche Augenkrankheiten. Es gibt da Orte, in denen sechzig Prozent der Bevölkerung blind sind. Für europäische Ärzte gäbe es hier noch ein ungeheures Feld der Betätigung.

Vor zwanzig Jahren wäre eine solche Autoreise noch kaum durchführbar, jedenfalls höchst schwierig gewesen. Inzwischen hat die „Compagnie Transatlantique“ durch den ganzen Norden von Afrika hin ausgezeichnete Touristenhotels errichtet, in denen man wirklich vorzüglich aufgehoben ist, und ich darf sagen besonders vorzüglich als Deutscher. Man hat erkannt, daß der Deutsche ein Reisender ist, um den es sich lohnt. Mein Eindruck in Spanien ist derselbe gewesen.

Trotzdem und trotz dieser guten Hotels ist auch heute eine solche Fahrt noch ein bißchen abenteuerlich. Die Straßen in Tunesien sind fürchterlich, in Algerien sehr ungleich, nur in Marokko ohne Ausnahme ausgezeichnet. Einmal sind wir in der Wüste stecken geblieben; wir waren in den Sand hineingerutscht und mußten unseren Wagen herausbuddeln. Das war ziemlich ungemütlich. Wir waren ja allein: hundert Kilometer vor uns und hundert Kilometer hinter uns keine Menschenseele. Im übrigen hat sich unser 6/30er Steyr-Wagen ganz ungewöhnlich bewährt, auf schwierigstem Terrain, über 9000 Kilometer hin, obgleich wir ihn schon das vierte Jahr fahren. Er hat auch nicht einmal versagt.

Natürlich haben wir uns gelegentlich auch verirrt, so z. B. einmal in der Steinwüste, in der Provinz Constantine. Das war damals im Pestgebiet. Erst bei sinkender Nacht haben wir uns

wieder zurechtgefunden. In Südmarokko, an den Hängen des Atlas wurden wir von Tieren aufgehalten – allerdings nicht von Löwen, sondern von einem Heuschreckenschwarm, der so dicht war, daß wir am hellen Tag die Sonne nicht mehr sahen. Es war ein eigentümlich widerliches Gefühl, wie diese Tiere, so groß wie kleine Vögel, um das Auto herumprasselten. Als wir weiterfuhren, sahen wir, daß der dortige, gerade ziemlich fruchtbare Landstrich vollkommen kahl gefressen war.

Unvergeßliche Eindrücke hat uns die südalgerische Wüste vermittelt. Man erblickt Luftspiegelungen von paradiesischer Anmut. Landschaftlich sehr ergiebig ist auch die Fahrt von Algier nach Oran. Hier fährt man fünfhundert Kilometer weit an der Küste entlang. Die Straße ist in kühnen Serpentinaen in den Felsen gehauen, ziemlich ähnlich wie an der Riviera jenseits des Meeres; nur beeinträchtigt ihr mäßiger Zustand den Genuß.

Ich muß meine Ausführungen ganz fragmentarisch halten, um noch von Marokko berichten zu können. Ich sagte zu Anfang, eine Reise dorthin bedeute eine Fahrt zurück ins elfte Jahrhundert. Aber das stimmt eigentlich nur in Bezug auf die Städte. Fährt man über Land, so umgibt einen das Zeitalter der Bibel. Auf ihren Kamelen führen hier die Leute ihr bißchen Habe hunderte und aberhunderte von Kilometern weit. Die Zeit scheint stillzustehen. Die Städte sind von ungeheuren Mauern umgeben; ihre riesenhaften Tore werden des Nachts geschlossen. Nur mit großer Mühe kann man dann den marokkanischen Torschreiber überreden, daß er einem Einlaß gewährt. Die Städte sind ohne Kanalisation, sie besitzen noch ihre Zunftstraßen für die verschiedenen Handwerke. Auch die Justiz arbeitet vollkommen mittelalterlich. Beim „Lit de Justice“, amtiert der Pascha, der Provinzgewaltige, in einer offenen Halle, die nach dem Hofe hinausgeht. Er erledigt vielleicht hundert Fälle an einem Vormittag. Die beiden streitenden Parteien kauern sich auf der Schwelle hin, schreien sich gegenseitig unter ungeheu-

rem Gestenaufwand ihre Anklagen zu, worauf der Pascha sie, nach äußerst kurzem Verhör, abführen läßt.

Das Land Marokko ist die fruchtbarste Region von den dreien. Sie war es nicht bis zum Kommen der Franzosen. Nach meiner Rückkunft habe ich ein altes Konversationslexikon aufgeschlagen; da ist Marokko noch als eine Wüste ohne jeden wirtschaftlichen Wert charakterisiert. In Wirklichkeit ist der Boden ausgezeichnet und trägt, was man von ihm verlangt. Es hatte nur an Wasser gefehlt. Durch sehr umfassende Bohrungen der Franzosen ist das anders geworden. Um die Stadt Marrakech z. B. zog sich eine endlose Einöde. Nun hat man vor zehn Jahren Wasser erbohrt, und heute findet sich dort ein Wald von Dattelpalmen, dessen Früchte jetzt schon exportiert werden. Der Wert dieses Landes ist von Frankreich auch sehr genau erkannt worden. Mit gewaltigem Aufwand von Machtmitteln wurde es pazifiziert. Ungefähr eine Viertelmillion Soldaten dürften dort stehen und zwar nicht vorwiegend Eingeborene, sondern Weiße. Ich hatte übrigens auch Gelegenheit, mit Fremdenlegionären zu sprechen. Diese Truppe besteht zu vier Fünfteln aus Deutschen. Auch die Unteroffiziere und Feldwebel sind Deutsche. Ich war sehr auf die Erzählungen der Leute gespannt. Übereinstimmend sagten sie, daß es ihnen vortrefflich gehe. Sie dürfen herumbummeln, erhalten reichliche Löhnung und ausgezeichnete Verpflegung. Ein kleiner Übelstand ist allerdings da: ihr Leben wird in keiner Weise geschont, sie sind der Prellbock gegen die Bevölkerung des Atlas. Davon reden die Leute nicht. Sie scheinen das als selbstverständlich hinzunehmen. Aber die Berichte über Mißhandlungen und Prügelstrafen scheinen nicht zu stimmen oder mindestens übertrieben zu sein.

Lassen Sie mich nun ein paar Episoden erzählen, die das Land charakterisieren. Wir haben dort drei Bekanntschaften gemacht, die interessieren könnten.

Die erste war allerdings nicht ganz persönlich: es war die mit dem Sultan von Marokko. Das Ministerium für Innere Angelegenheiten hatte uns für ein Fest Plätze in einem Zelt in seiner Nähe angewiesen.

Dieser Sultan ist kein Schattenkaiser. Die Franzosen teilen ihre Macht mit ihm. Militärisch freilich hat er nichts zu sagen; aber ihm stehen die Zölle, der größte Teil der Steuern und die Justiz zur Verfügung. Er ist in dieser Beziehung souverän, ebenso wie die Teilfürsten, die unter ihm stehen und sich manchmal sehr selbständig gebärden.

Es handelte sich um das Fest der alljährlichen Tributerstattung der Stämme. Der Sultan lebt in Rabat, einer Stadt am Meer, in einem Schloß außerhalb, das außerordentlich geschmacklos wirkt, mit seinen halb orientalischen, halb europäischen Bauten. Dazu kommt das wüste Terrain, kotig, weglos und verwahrlost. Der Orientale hat eben für das Äußere seiner Bauten und Anlagen nicht den geringsten Sinn. Aber im Innern haust der Reiche mit wahrhaft phantastischer Pracht. Davon bekamen wir einen Begriff bei dem Aufzug, mit dem der Sultan erschien. Wir saßen unterm Zelt, in ungeheurem Viereck umgeben von der Bevölkerung. Aus allen Teilen des Landes waren Leute gekommen, um das Fest zu sehen. Auch der französische Resident war da. Jedoch die Sultansburg tat sich lange nicht auf; der Sultan ließ auf sich warten. Dann auf einmal öffnete sie sich.

Voraus zog die schwarze Garde des Herrschers, bestehend aus Negern aus dem innern Afrika, die mit ihren roten Uniformröcken, grünen plissierten Pluderhosen, rotweißgrünen Turbanen und kolossalen Waffen einen seltsamen Eindruck machten. Dahinter kam eine berittene Abteilung, auf herrlichen Pferden. Klein und niedrig zu Fuß erschienen dann seine Minister. Die Garde vollführte einen ohrenbetäubenden Lärm mit silbernen Instrumenten, die nicht aufeinander abgestimmt sind. Endlich auf weißem Pferd, ganz in weiße Seide gekleidet, der

Sultan. Er ist ein junger Mann von 22 Jahren – von einer Haltung, wie ich sie nie an einem Fürsten gesehen habe, so stolz, so großartig. Er ritt unter allgemeinem Geschrei und Fanfaren- geschmetter in die Mitte des Platzes. Der Introduceur des Ambassades kündigte die einzelnen Stämme an; deren Vertreter warfen sich zu Boden und brachten ihre Geschenke dar. Der Sultan dankte nicht; das wäre unter seiner Würde. Wie eine Statue saß er auf seinem regungslosen Tier. Das dauerte vielleicht eine Viertelstunde. Dann machte er kehrt, und alles zog wieder in die Burg zurück. Nun erst begann das Fest. Auch ihm beizuwohnen, ist unter der Würde des Kaisers. Erstaunlich waren die Gaben und ihre unermeßliche Schäßigkeit. Zum großen Teil waren es Pferde. Aber so etwas von abgetriebenen Mähren wird man selten erblicken. Als aber dann die „Fantasia“ begann, kamen die Leute auf den herrlichsten Araberpferden, die mit feurigen Augen daherbrausten unterm Flintengeknatter und Hussa. Daneben standen die schinderreifen Geschöpfe, die man dem Sultan gespendet hatte.

Die zweite Bekanntschaft machten wir in Marrakech. Das ist eine von den vier Kaiserstädten: Fez, Marrakech, Rabat und Meknes. In Marrakech herrscht unbehelligt von den Franzosen und vom Sultan ein Teilfürst, der Pascha. Er ist der interessanteste Mensch, dem wir auf dieser Reise begegneten. Diesem Pascha Glaoui haben die Franzosen sehr viel Macht gelassen. Als 1914 die weißen Truppen weggezogen werden mußten, hat er mit sicherem politischem Blick die Situation erfaßt, alle Teilfürsten zusammengerufen und den Franzosen den Besitz von Marokko erhalten. Das wird ihm heute gedankt. Sein Ansehen ist außerordentlich. Ich habe gesehen, wie sein Pferd durch die Gassen geführt wurde und wie die Leute sich davor auf den Boden warfen, solche Angst herrscht vor ihm. Er tut so ziemlich, was er will. Er nimmt ein Stück Land, das ihm gefällt, oder eine Viehherde. Er läßt köpfen und fährt gleich darauf mit seinem Rolls Royce ins Hotel Mamounia, um als smarterer Ge-

schäftsman mit Pariser Geschäftsleuten zu dinieren. Am nächsten Morgen zieht er vielleicht in den Krieg gegen irgendwelche Stämme. Wir erlebten ein Beispiel für die sonderbaren wirtschaftlichen Mischformen, die sich in diesem Lande ergeben: es kam ein Pariser Juwelier an mit einem Koffer von Edelsteinen für ihn. Fast unglaublich, daß dergleichen noch existiert. Der Pariser kaufte ihm Land im Süden des Atlas ab, das bisher als wertlos galt. Seit Neuestem aber war dort Kupfer entdeckt worden. Der Fürst war darüber vollkommen orientiert, war aber der Meinung, er selber könne die Lager doch nicht ausbeuten und ging darum auf diesen Handel ein. Damit freilich wird noch nicht alles getan sein. Und wenn man demnächst von militärischen Operationen in jener Gegend liest, so könnten sie leicht mit jenem Juwelenkoffer in Zusammenhang stehen. – Marrakech ist eine Stadt von hundertfünfzigtausend Einwohnern. Es ist das große Vergnügungszentrum von Südmarokko. Was sich an Nomaden, ohne Möglichkeit des Genusses, im Weiten umhertreibt, trifft sich hier. Es ist ein ewiger Rummelplatz. Vor der Stadt liegt ein Platz, Dschema el Fna genannt, ein riesiges Areal voller Zauberkünstler, Tänzer, Schlangenbeschwörer. Tagaus tagein herrscht dort betäubendes Gedudel von Flöten und tausendfaches Geschrei.

Im Gegensatz zu Marrakech wirkt die ungefähr gleich große Stadt Fez vollkommen still und in sich geschlossen. Sie ist das ernste religiöse Zentrum von Marokko. Dort hatten wir die dritte eindrucksvolle Begegnung. Dies war ein Scheik, das Haupt einer religiösen Gemeinschaft, zu dem wir durch eine Empfehlung gelangten. Er sprach nicht Französisch; wir bedienten uns eines Dolmetschers. Sein Palast ist ein uraltes Haus, unscheinbar von außen, im Innern aber ist es herrlich. Am Rande der Stadt gelegen bietet es einen Blick über die fast florentinische Landschaft. Die Familie des Mannes ist eine der vornehmsten im Lande und war lange Zeit hindurch geradezu Konkurrentin der Sultansfamilie. Sein Vater noch ist, wie er uns erzählte, auf

Befehl des Sultans mit der Bastonnade zu Tode geprügelt worden, weil der Sultan Angst vor ihm hatte. Etwa tausend seiner Anhänger wurden Arme und Beine abgehauen. Wir konnten noch einige von den armen Menschen in Fez herumkriechen sehen. Seitdem hat sich der Sohn begreiflicherweise von der innermarokkanischen Politik etwas zurückgezogen.

Merkwürdig waren seine Fragen. Er erkundigte sich nach dem Zustande Deutschlands; besonders über Hitler wollte er genaue Informationen haben. Mit auffallender Hartnäckigkeit frug er immer wieder nach dem Kaiser. Wir begriffen zunächst nicht, warum diese Persönlichkeit, die doch heute eher ausgeschaltet erscheint, für ihn von so ungeheurer aktueller Wichtigkeit ist. Schließlich erkannten wir, daß er noch von seiner alten Rolle von Agadir träumt und die Hoffnung nicht aufgegeben hat, der Kaiser werde eines Tages das Schwert für den Islam ergreifen. Im Laufe unserer Unterhaltung wurde der Scheik sehr offener und wir fühlten aus seinen Worten heraus, daß er so etwas wie ein Zentrum der panarabischen Bewegung bedeutet. Er steht in weitläufigen Korrespondenzen mit seinen Freunden in Mesopotamien, Ägypten, ja bis nach Indien hin. Täglich kommen Leute von weither zu ihm. Die Zeit spielt ja für den Orientalen keine Rolle. Er setzt ruhig ein halbes Jahr an eine Reise. Wir gewannen den Eindruck, daß da unter der Oberfläche allerlei spielt.

Unser Gespräch kam dann auf harmlosere Dinge, nämlich auf literarische. Der Scheik ist ein Schriftsteller von Namen und von großer Fruchtbarkeit; die Zahl seiner Bücher gab er selbst auf zweihundert an. Eines davon schenkte er mir, mit eingeschriebener Widmung. Dann ließ er durch einen Diener aus seiner Bibliothek ein deutsches Buch holen. Es war das einzige, das er besaß: eine Prachtausgabe des Faust. Nun war es an mir, zu erzählen und auszudeuten. Schließlich reichte er mir eine Feder – ein zugespitztes Holzstäbchen – und ich mußte ihm auf die letzte Seite Goethes Biographie und den Inhalt

des Faust schreiben, und zwar auf Französisch. Ich glaube, das ist die primitivste Goethe-Biographie, die je geschrieben worden ist. Endlich führte er uns in seine Bibliothek, die ein riesiger schwarzer Diener bewacht. Er zeigte uns früh-arabische Manuskripte auf Gazellenhaut, wundervoll illuminiert. Und als ich meiner Bewunderung Ausdruck gab, deutete er auf einen dieser Codices und sagte: „Nicht so teuer wie dieser da.“ Und er nannte eine Millionenziffer.

Meine lieben Rotarier, was ich heute habe geben können, das sind verstreute Bemerkungen, ganz primitive Andeutungen, nicht mehr. Aber für jeden von Ihnen, der eine Fahrt in dieses Zauberland plant, möchte ich mich als Reisebureau bestens empfohlen halten.

Hans Friedrich: Die Verwandlungen des Sing Lo, und Oskar Maria Graf: Bolwieser. Roman eines Ehemannes, Rezension (1931)

Quelle: Süddeutsche Sonntagspost, 5. Jahrgang, Nummer 38, 20. September 1931. Beilage Münchner Sonntags-Anzeiger, Seite 6. – Werkverzeichnis: Frank 1931.3.

Dichtung aus München
Von Bruno Frank

Kein Wunder, daß diese Stadt noch immer guter Acker ist, Nährboden der Dichtung. Sie ist ja selbst entstanden, wie echte Dichtung entsteht. Sie hat ihr altes, sich selber treues Volkstum und um sich eine Landschaft, in der seit anderthalb Jahrtausenden, wenig berührt vom Zeitenlauf, die gleichen Menschen siedeln. Dabei aber ist sie als Stadtgebilde bewußt zum Kunstwerk gestaltet worden von einem regierenden Willen.

Dichtung wird und wächst nicht anders. Sein Eigentliches ist ihrem Urheber überkommen, ist Erbgut seines Blutes und seiner Landschaft. Aber es bliebe unlebendige Masse, formte

nicht ein wissender Kunstwille das Überkommene zum wirksamen und dauernden Gebild.

„Herausgegeben unter Förderung der Stadt München“ lautet der Druckvermerk eines im *Horen-Verlag* erschienenen Versbuchs, das mir vor einigen Wochen in die Hand gekommen ist. Seither liegt der schmale, schön gedruckte Band auf meinem Tisch, und es gibt keines seiner Stücke, das ich nicht mehr als einmal genossen hätte. Der Magistrat dieser Stadt hat sich selbst durch diese Förderung geehrt. Es sind „*Die Verwandlungen des Sing Lo*“ von dem in München lebenden *Hans Friedrich*.

Art und Wert eines Gedichtwerks läßt sich nicht wiedergeben, läßt sich immer nur behaupten. Ja es bestimmt beinahe den Wert einer Lyrik, wie wenig sich von ihr reproduzieren läßt. Je einmaliger, je unvertauschbarer ihr Ausdruck ist, desto höher ist sie legitimiert. Erzähle „Über allen Gipfeln ist Ruh“, und du hast den Staub in der Hand.

Über Hans Friedrichs lyrisches Werk, das eine völlige Einheit darstellt, läßt sich nur das Allgemeinste aussagen: es ist eine große Auseinandersetzung des Dichters mit sich, seinem Schicksal und der anbrandenden Welt. Eine Lied gewordene Selbstinventur des duldenden, schaffenden, liebenden Ich – das leicht nur verkleidet ist und zwar, nach goetheschem Vorgang, in die Gestalt eines Sängers aus asiatischem Hochland.

Es ist ein Zyklus von etwa vierzig Stücken, jedes in sich geschlossen, jedes ein der Vollkommenheit angenähertes rhythmisches Gebilde. Nur wer selbst einmal nach solchen Kränzen gestrebt hat, kann vielleicht ganz ermessen, welches Maß von Hingabe nötig war, um so schlackenlose Formungen entstehen zu lassen. Rhythmus und Reim werden zur sinnlichen Wohltat, wo sie so bezwingend erklingen. Diese Dichtung ist genährt mit den feinsten Säften deutscher lyrischer Tradition; aber der hier von sich singt, bleibt dennoch unverwechselbar er selbst, ein liebenswerter Mensch von heutiger und hoher Art.

*

Das andere in München entstandene Buch, von dem die Rede sein soll, ist ein Roman.

Es existiert eine Anekdote, die den Amerikaner Abraham Lincoln zum Gegenstand hat. Als der zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden sollte, dauerte die entscheidende Sitzung bis tief in die Nacht. Beim großen Festakt am andern Morgen erschien er, unter allgemeinem Erstaunen, in der zerdrückten Alltagskleidung des Vortags... Der neue Präsident der Vereinigten Staaten hatte sich nicht nach Hause gewagt, aus Angst vor seiner Frau.

„Abraham Lincoln wir grüßen dich!“ wollte *Oskar Maria Graf* sein Buch anfänglich nennen. Unter dem sachlichen Namen „*Bolwieser*, Roman eines Ehemannes“ ist es jetzt im Drei-Masken-Verlag erschienen. Der ursprüngliche Titel erschien dem Dichter schließlich wohl zu irreführend heiter. Denn was hier entstanden ist, das ist bei allem zuckenden Wetterleuchten grimmigen Humors ein echt tragisches Werk: die wahrhafte und packende Geschichte eines Abhängigen aus Liebe, einer „sexuellen Hörigkeit“. Sie begibt sich unter altbayerischen Menschen, in einer Kleinstadt nicht weit von München, in einer Umwelt also, deren Leben und Laut Oskar Maria Graf beherrscht wie kaum ein Zweiter. Sein Pantoffelheld Bolwieser ist ein Kleinbürger, Bahnhofsvorstand in seinem Städtchen, ein biederer, tüchtiger Durchschnittsmann, auf dessen Herz ein schweres Schicksal gelegt ist. Der aus sinnlichem Gebundensein an ein hübsches, leichtfertiges, aber keineswegs böses, keineswegs „dämonisches“ Weib Menschenwürde und Lebensgeltung verliert, zum halbwissenden Komplizen ihrer Abenteuer wird, zum Meineidigen, zum Zuchthäusler, und der sich zuletzt – in einem so großartigen wie organisch erwachsenen Schlußteil – in die anonyme Naturnähe einer Existenz als Fährknecht rettet.

Um ihn die kleine Stadt, die man gaßauf gaßab zu kennen meint, jede ihrer Figuren mit sachlich gelassener Meisterschaft hingesetzt, jede so aus eigenem Rechte lebendig, als wäre sie nicht um der tragischen Schürzung willen erfunden. Eine scheinbare Sorg- und Mühelosigkeit des Erzählens läßt vergessen, mit welcher zielsicherer Ökonomie dieser Epiker sein Werk tut. Meisterschaft kann sich nicht anspruchsloser, nicht unfeierlicher darbieten. Ihr eigentlicher Adelsbrief aber ist eine hohe Gerechtigkeit: jede Figur dieses echtbürtigen Erzählers handelt aus ihrem Gesetz, vor allem die Hanni Bolwieser selbst, diese Lulu im Krähwinkel, die ihrem Gatten so gefährlich überlegen ist und doch eine arme Instinktbeute ganz so wie er.

Dieser Roman ist eine Dichtung durchaus, das überzeugende Werk eines wirklichen Lebens- und Seelenkenners, tragisch ganz ohne Pathos, mitleidsvoll ganz ohne Weichmut, einfach, redlich und stark.

Die besten Bücher des Jahres 1931, Umfrage (1931)

Quelle: Das Tage-Buch, 12. Jahrgang, Heft 51, 19. Dezember 1931, Seite 1978. – Werkverzeichnis: Frank 1931.4.

Die besten Bücher des Jahres

Bruno Frank

Sforza: „Europäische Diktaturen“ (S. Fischer Verlag).

Fallada: „Bauern, Bonzen und Bomben“ (Ernst Rowohlt Verlag).

Strachey: „Geist und Abenteuer“ (S. Fischer Verlag).

Ortega y Gasset: „Der Aufstand der Massen“ (Deutsche Verlagsanstalt).

Graf: „Bolwieser“ (Drei Masken Verlag).

Einige Bemerkungen über das Theater von heute, Essay (1932)

Quelle: Der Rotarier für Deutschland & Österreich, 3. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1932, Seite 331-335. – Werkverzeichnis: Frank 1932.2.

Einige Bemerkungen über das Theater von heute
Vortrag, gehalten am 23. Februar 1932 im Rotary Club
München

Herr Präsident! Liebe Rotarier!

Vor ein paar Tagen bin ich in Wien gewesen und habe dort in der Staatsoper „Aida“ gehört. Die Aufführung war ersten Ranges, das Haus voll besetzt, aber dennoch lag über dem Ganzen jene Melancholie, die man dort jetzt immer empfindet. Einst wohl die schönste Oper Europas, der repräsentative Kunstort eines Großreiches, ist sie heute das Theater einer zusammenschrumpfenden, armen Stadt, eines Landes, dem man alles genommen hat. Wir waren in eine der Logen eingeladen und konnten unten im Orchester die Musiker beobachten. Es waren viele wundervoll ausgearbeitete Gesichter darunter, die Köpfe wahrer Künstler. In der Pause sah ich einen von ihnen, schon einen alten Mann, aufstehen und dem Ausgang zustreben. Da bemerkte ich, daß an seinem schwarzen Rock der eine Ärmel zerrissen war. Diese Kleinigkeit nahm in meiner Vorstellung gewaltige Dimensionen an. Sie wurde mir zum Symbol des heroischen Kampfes, den die deutsche Theaterkunst heute um ihre Existenz führt.

Denn wer heute vom Theater spricht, muß von der Krise des Theaters sprechen. Sie ist natürlich vor allem eine Funktion des allgemeinen wirtschaftlichen Zustandes, aber sie hat auch noch andere Gründe.

Wir müssen uns klar machen, daß in Europa Deutschland das Theaterland par excellence ist. Wir haben 350 bis 400

Städte mit ernsthaften Bühnen, denn selbst kleinere deutsche Mittelstädte setzen oder setzten ihren Ehrgeiz darein, ihren Bürgern die Schöpfungen der Opernkunst und der dramatischen Literatur würdig zu vermitteln. Man vergleiche das mit anderen Ländern. Eine Stadt wie London hat, genau genommen, überhaupt keine ständige Oper, zum mindesten keine in unserem Sinn. Die englische und französische Provinz kommen überhaupt nicht in Frage. Städte wie Liverpool oder Lyon können in diesem Punkt mit Regensburg oder Dessau nicht rivalisieren! Daß Deutschland auf diesem Gebiet so völlig anders dasteht, ist natürlich eine Folge des Föderalismus, der unsere ganze Vergangenheit beherrscht. Diese Zerspalteneheit ist, wie wir ja alle wissen, die Quelle großer politischer Übel gewesen, sie ist aber zugleich eine unendlich strömende Quelle kultureller Bereicherung.

Mit den leider so bitter notwendig gewordenen wirtschaftlichen Einschränkungen geht uns köstlicher kultureller Besitz verloren. Ich brauche gerade in München und gerade in diesen Tagen hiervon nicht ausführlich zu sprechen. Diejenigen, die gezwungen sind, diese Einschränkungen vorzunehmen, leiden sicher am meisten darunter. Hier gibt es nur eines: Hoffen!

Die Krisis des heutigen Theaters, genauer gesagt: der Sprechbühne, hat aber noch andere Gründe. Es gibt, grob formuliert, einfach keine dramatische Produktion mehr. Vor einigen Monaten hatte ich den Besuch eines amerikanischen Journalisten, der mich über den Stand der heutigen deutschen Literatur interviewen wollte. Ich vermochte ihm auf epischem Gebiet eine ganze Reihe glänzender Namen und hervorragender Werke zu nennen. Als er nach dem Drama fragte, verstummte ich.

Es ist natürlich nicht so, daß nicht auch heute bei uns hier und da einmal ein gutes, brauchbares Theaterstück geschrieben würde. Ich brauche nur etwa an die Namen Karl Zuckmayer

und Ferdinand Bruckner zu erinnern. Aber es fehlt eine einheitliche dramatische Phalanx.

Jede Kunst, nicht etwa nur die des Theaters, kennt ja Zeiten des Aufstiegs und des Niederganges, kennt Wellental und Wellenberg. Aus geheimnisvollen Gründen gelangt eine Kunst plötzlich auf ihren Gipfel und stürzt ebenso plötzlich nieder. Beispiele bieten sich vielfach dar. Man denke etwa an die holländische Malerei im 17. Jahrhundert. Wie durch einen Zauberschlag erstanden hier zahllose Künstler von höchstem Range. Wie durch einen Zauberschlag endete diese Periode nach einem Jahrhundert. Und seither hat Holland der europäischen Malerei nichts Wesentliches mehr gegeben. Nehmen Sie als zweites Beispiel die europäische Architektur. Mit dem Empire, eigentlich schon mit dem Rokoko, war ihre produktive Kraft erschöpft. Das ganze 19. Jahrhundert lebte eklektisch vom Erbe der Vergangenheit. Erst jetzt, seit etwa 30 Jahren, regt sich hier ein neuer schöpferischer Geist, dem aber durch die eingetretene Katastrophe auch wieder rauh die Flügel beschnitten worden sind.

Was nun die dramatische Literatur angeht, so fallen hier in besonders deutlicher Weise künstlerische und staatliche Höhepunkte zusammen. Gespanntheit, Kraftgefühl, der Mut zum Konflikt und zur Entscheidung, gehören zum Wesen der dramatischen Dichtung. Diese Eigenschaften treten aber vornehmlich in Perioden auf, in denen ein Volk sich seiner Bedeutung mit Freuden bewußt wird. Es ist kein Zufall, daß das europäische Drama gerade im Athen des Perikles und in dem zur Weltmacht aufblühenden England der Elisabeth seine beiden höchsten Gipfel erreicht hat.

Die Dramenform unserer Zeit ist das bürgerliche Schauspiel. Aber auch innerhalb dieser begrenzten Gattung sind wir auffällig arm geworden. Noch vor 50, noch vor 30 Jahren war das anders. Die Namen Ibsen, Hauptmann und Wedekind bedeuten Werte, um die zu kämpfen sich für einen Theaterdirektor und

für ein Publikum lohnte. Diese Autoren fanden noch eine relativ einheitliche soziale Struktur vor. Noch war das Individuum in ganz anderer Weise gesellschaftlich gebunden als heute, und ihr Kampf galt eben diesen Bindungen, soweit sie sie als ungerecht und schädigend erkannten.

Heute haben Katastrophen politischer und wirtschaftlicher Natur fast alle noch bestehenden Zusammenhänge zerrissen; keiner weiß mehr wo er steht. Man nehme etwa die Probleme aus Ibsens Dramen, die Befreiungskämpfe seiner Gestalten und erzähle einem Zwanzigjährigen von heute davon. Er wird, im allgemeinen, gar nicht mehr verstehen, um was es sich da handelt.

Ein Zustand des Chaos ist aber niemals dauernd. Eine Konsolidierung muß kommen. Die Menschen werden wieder eine soziale Gemeinschaft kennen, die ihnen selbstverständlich ist. Sie werden wieder eine gemeinsame Sprache reden, und diese Sprache, nur um einige Oktaven höher, wird auch die des neuen dramatischen Dichters sein.

Das alles klingt für den Augenblick einigermaßen hoffnungslos. Aber gar so pessimistisch denke ich im Grunde doch nicht über das Theater von heute. Das Theater ist ja, viel mehr noch als eine Sache der Literatur, eine Sache des Schauspielers. Und wenn ich skeptisch von der augenblicklichen Produktion gesprochen habe, so möchte ich vom heutigen Niveau der Darstellung genau das Gegenteil sagen: wir sind überreich an den wundervollsten schauspielerischen Kräften. Der Fall ist nicht neu. Nehmen Sie eine der Glanzperioden deutscher Bühnenkunst: ich meine die große Zeit des alten Wiener Burgtheaters. Was sehen Sie da? Eine unvergleichliche Schar außerordentlicher Darsteller: Mitterwurzer, Lewinsky, Krastel, die Wolter, Sonnenthal – und einen gleichzeitigen Tiefstand der dramatischen Literatur. Das hat diese Schauspieler nicht gehindert, ihr Wesen voll zu entfalten. Das hat den beispiellosen Enthusiasmus der Österreicher für ihr Burgtheater nicht gehindert und

nicht den tiefen Einfluß, den diese Menschendarsteller auf das Leben ihrer Zeit gewonnen haben.

Der Schauspieler ist eben viel mehr als ein Instrument für den dramatischen Autor. Er bedeutet vor allem die erhöhte Verkörperung nationaler Eigenschaften. In ihm sieht die Menge sich selbst, wie sie sein möchte.

Erlauben Sie mir, ein Doppelbeispiel für München zu geben. Nehmen Sie einen Volksschauspieler köstlichster Art wie Karl Valentin. Er repräsentiert den südbayerischen Menschen in seiner Knurrigkeit, mit seiner Raunzerei, seiner Abneigung gegen laute Tüchtigkeit, hinter der doch Erkenntnisse liegen, die tiefer blicken als der Verstand der Verständigen. Die Leute freuen sich nicht nur darum an Valentin, „weil er halt so lustig ist“, sondern weil sie sich selbst in ihm gern haben und bejahen.

Eine ganz andere, eine sehr hohe Schicht einheimischen Wesens verkörpert ein Schauspieler wie unser Gustav Waldau. Gütige Überlegenheit, milde skeptische Weisheit, die Gelassenheit eines wahrhaft vornehmen Menschen sind seine Signatur – und zwar hat dieser so höchst liebenswerte Aristokratismus wiederum eine völlig süddeutsche Prägung. Man konfrontiere die Gestalten Gustav Waldaus mit aristokratischen Figuren aus nördlicheren Bezirken, und man wird sofort wissen, was ich meine. Wenn er auf die Bühne tritt, so vereinigt bei seinem ersten Satz ein (unbewußtes) Gefühl die ganze Zuhörerschaft: der dort ist Wesen von unserem Wesen, nur freilich in einer unendlich höheren, reineren, gütigeren Ausprägung.

Liebe Rotarier, zum Schlusse möchte ich doch noch einmal auf unsere dramatische Literatur zurückkommen und von zwei Punkten reden, in denen es meiner Meinung nach die Autoren häufig fehlen lassen.

Vor allem: es wird auf der Bühne zu viel psychologisiert, haargespalten und motiviert. Der Dramatiker soll zupacken, einigermassen unbekümmert sein und sich vor den Fragen der Zuschauer nicht allzusehr für fürchten. Ich muß da immer an

Goethe denken, der erzählt, wie er eines Tages in der Entstehungszeit des „Tell“ zu Schiller hinübergekommen sei. Schiller habe ihm da die Apfelschußszene vorgelesen. Er, Goethe, sei ganz entsetzt gewesen, denn bei Schiller habe Geßler dem Tell jenen Blutbefehl ohne das mindeste erkennbare Motiv erteilt. Er habe einfach gesagt: „Leg’ einen Apfel auf das Haupt deines Knaben und schieß’ ihn herunter!“ Aber Bester, habe er – Goethe – ausgerufen, es muß doch ein Grund dazu vorliegen, Tell muß ihn gereizt haben oder dergleichen! Darauf habe ihn Schiller völlig verständnislos angesehen und habe auf Schwäbisch geantwortet: „Warum denn –? Er ist doch ein Wüterich!“

Nicht allzuviel Motivierung! wäre also ein erster Rat, den man erteilen darf. Ein zweiter Rat an die Schriftsteller dürfte lauten: Dünkt Euch nicht zu gut, Euer Publikum zu unterhalten I Unterhaltsam sein ist keine Schande. Calderon, Shakespeare, Molière sind es im höchsten Maße gewesen. Shakespeare war ein Theaterdirektor, der möglichst bunte, unterhaltsame Stücke schrieb, um das Publikum in sein Haus zu ziehen. Daß er nebenbei der genialste Dichter war, den die Erde ge tragen hat, und daß darum seine Stücke zu so unsterblicher Herrlichkeit gediehen sind, das hat mit dem Ausgangspunkt gar nichts zu tun. Ist einer bedeutend, so wird man es nachher schon merken. Es hat gar keinen Wert, sich auf die Zehen zu stellen, davon wird man nicht größer. Es ist auch nicht einzusehen, was schmachvoll daran sein soll, ein Publikum gewinnen zu wollen. Heimlich will es ja doch jeder. Und, wie das Beispiel Shakespeares zeigt, man ist nicht in schlechter Gesellschaft dabei. Es gibt hierüber ein ergötzliches Verschen von Theodor Fontane; lassen Sie mich damit schließen, liebe Rotarier:

„Das Publikum ist eine einfache Frau,
Bourgeoischaft, eitel und wichtig,
Und hört man, was sie spricht, genau,
So spricht sie nicht mal richtig.

Eine einfache Frau, aber rosig und frisch,
Und ihre Brillanten blitzen,
Und sie lacht und führt einen guten Tisch –
Und es möchte sie jeder besitzen!“

Die schönste Situation in meinen Büchern, Autobiographisches (1932)

Quelle: Die literarische Welt, 8. Jahrgang, Nummer 27, 1. Juli 1932, Seite 3. – Werkverzeichnis: Frank 1932.3.

Die schönste Situation in meinen Büchern Bruno Frank

Mir gefällt wenig von dem, was ich gemacht habe, und immer bilde ich mir erst nachträglich ein zu wissen, wie es hätte gut werden können. So gibt es denn auch keine „schönsten Stellen“ für mich – oder jedenfalls nur in geplanten Arbeiten, nicht in solchen, die zurückliegen. Soll ich aber doch eine erzählte Situation nennen und herausheben – dann vielleicht eine aus den „Tagen des Königs“: – wie Friedrich zum ersten Male vom gräßlichen und bejammernswerten Geheimnis seines Daseins spricht, wie er endlich einmal sich öffnen kann und sich die Brust erleichtert und wie er, endend, wahrnimmt, daß sein Freund, der uralte Lordmarschall Keith, darüber entschlummert ist, ungewiß noch, ob zu kurzer Ruhe oder zum Tode – so daß der König nicht einer lebenden Seele gebeichtet hat, sondern in ein offenes Grab hinein.

München als Arbeitsort und Lebenslandschaft, Autobiographisches (1932)

Quelle: Der Querschnitt, 12. Jahrgang, Heft 9, September 1932, Seite 636-637. – Werkverzeichnis: Frank 1932.4.

Bruno Frank wohnte seit 1916 in Feldafing am Starnberger See in der Nähe von München und ab 1926 direkt in München. Die Zeitschrift „Der Querschnitt“ hatte Bruno Frank gebeten, sich über „München als Arbeitsort und Lebenslandschaft“ zu äußern.

Der Zug nach München

Von Bruno Frank

Meine verehrten Herren, lassen Sie mich Ihre Frage* ganz kurz und ganz subjektiv beantworten.

Ich bin als sehr junger Student nach München gekommen und wußte nach der ersten Woche: hier ist die Heimat meines Lebens. So viel anderes Pflaster ich auch unter den Füßen gespürt habe, ganz von selbst sind sie immer nach dieser Stadt und zur oberbayrischen Landschaft zurückgekehrt.

Warum ist es mir so ergangen und vielen? Gewiß ist München eine wundervolle Stadt, mit Paris und Venedig gehört es zu den drei Städten Europas, darin es sich am herrlichsten spaziert. Gewiß vermag man in seiner gleichmütigen Atmosphäre, in der „die Welt einen sein läßt“, besonders unangefochten zu arbeiten. Aber das allein ist es nicht. Der Hauptgrund ist ganz sicher, daß diese Stadt und ihr Umland noch ein *Volk* besitzt – und zwar eines, das jeder lieben muß, der es kennt.

Der sogenannte „geistige Mensch“ ist eigentlich nirgends daheim. Nicht der Deutsche nur. Oder glaubt jemand, Shelley sei in seinem England daheim gewesen oder Flaubert unter den

* München als Arbeitsort und Lebenslandschaft.

Bürgern von Rouen? „I stood among them but not of them“,²¹ steht über jedem solchen Leben – und darin wenigstens unterscheiden wir Geringen uns nicht von den Göttern. Die Sehnsucht aber nach dem Dazugehören ist jedem von uns dennoch eingeboren, und inmitten einer alten, realen Volksgemeinschaft ist eine Illusion davon möglich und schön.

Seit 1500 Jahren oder noch länger sitzen die Altbayern auf ihrem Grund. Nicht einmal die Völkerwanderung hat sie richtig geschüttelt, und auch der Dreißigjährige Krieg hat hier sein Ärgstes nicht getan. Wer dies Volk kennt, der spürt, daß es ist wie es war. Er wird es lieben müssen in der Eigenwilligkeit seiner Miene und Tracht, in der ungebrochenen Kraft seiner Rede, in seinem Schmuck- und Kunstgefühl, aus dem die schönsten Dörfer des Reiches entstanden sind.

Dies Land ist grundkonservativ. Sich bewahren, das war sein Ziel in aller deutschen Geschichte. Das ist unter Maximilian so gewesen und schon nicht anders unter Tassilo. Ein ungeheures Beharrungsvermögen steckt in diesem eingesessenen Stamm. Und niemand soll sich, verführt durch seine politische Konstellation, plötzlich einbilden, Bayern marschiere mit einemal an der Spitze der Zivilisation. Das ist nicht sein Ehrgeiz. Dies Bayern ist ein ruhendes Bauernland, das seine Ruhe verteidigt – es ist ihm beinahe gleich, gegen wen und was.

München also, dieses geliebteste München, wird niemals ein „Zentrum“ sein, sondern – wie herrlich immer geschmückt unter seinem festlichen Himmel – ein großer Markt mit der Gelassenheit und unbeirrbarer Traditionalität einer Stammeshauptstadt. So begeht es die Jahreszeiten, so feiert es seine Feste – so bietet es dem Umgetriebenen, vom geistigen Abenteuer Erschütterten, eine freundliche und eine köstliche Heimat.

Fast zehn Jahre baut Thomas Mann an seiner dreigliederten Joseph-Dichtung, deren erstes, in sich abgeschlossenes

²¹ Zitat von Lord Byron.

Buch, „Die Geschichten Jaakobs“ in diesem Augenblick vor uns hingestellt wird. Es wird immer eine grossartige Tatsache bleiben, dass Einer vermocht hat, in diesem zerstörten und zerstörenden Jahrzehnt einem solchen Werk solche Treue zu halten. Unsere Enkel werden einmal die Zeittafeln der politischen und der Geistesgeschichte vergleichen und soviel Hingabe, Disziplin und Trotz staunenswert finden.

Die Gemeinschaft der geistig Schaffenden Deutschlands, Umfrage (1933)

Quelle: Die literarische Welt, 9. Jahrgang, Nummer 11/12, 17. März 1933, Seite 3. – Werkverzeichnis: Frank 1933.3.

Die Gemeinschaft der geistig Schaffenden Deutschlands
Eine Rundfrage zum „Tag des Buches“
Bruno Frank:

Wir waren viel zu unduldsam und ausschließend, wir Arbeiter im Geiste. Einer Stilnuance wegen rannten wir einander die Feder in den Leib. Ich wenigstens bin immer nur von solchen verwundet worden, die meine Brüder hätten sein sollen. Heute, da sich die gewaltige Scheidung vollzogen hat, sollten wir endlich wissen, daß alle zueinander gehören, denen die Trias Geist, Wort und Menschlichkeit den Lebensinhalt bedeutet.

Thomas Mann: Die Geschichten Jaakobs, Rezension (1933)

Quelle: Das Neue Tage-Buch, 1. Jahrgang, Heft 21, 18. November 1933, Seite 503-504. – Werkverzeichnis: Frank 1933.4.

Zu Thomas Manns neuem Werk
Von Bruno Frank

Fast zehn Jahre baut Thomas Mann an seiner dreigliederten Joseph-Dichtung, deren erstes, in sich abgeschlossenes

Buch, „Die Geschichten Jaakobs“ in diesem Augenblick vor uns hingestellt wird. Es wird immer eine grossartige Tatsache bleiben, dass Einer vermocht hat, in diesem zerstörten und zerstörenden Jahrzehnt einem solchen Werk solche Treue zu halten. Unsere Enkel werden einmal die Zeittafeln der politischen und der Geistesgeschichte vergleichen und soviel Hingabe, Disziplin und Trotz staunenswert finden.

Dabei hat dieser Schriftsteller seine Arbeit keineswegs im elfenbeinernen Turme getan. Er hat sein Wort zu den Ereignissen gesagt, mit offener Entschiedenheit. Als es schon physisch gefährlich war in Deutschland, die aufschwellende völkische Flut beschwören zu wollen, ja erst recht, unmittelbar vor dem Zusammenbruch noch, hat Thomas Mann weithin hörbar gemahnt und gewarnt. Das völkische Regime zahlt ihm die tapfere Gegnerschaft jetzt mit gewohnter Ritterlichkeit: Mit Schmähung, Verfehmung und Konfiskationen. Wie denn auch anders!

Nicht einfach und leicht wird es Thomas Mann heute haben. Bei allem übernationalen Ruhm ist er kein „Internationaler“, vielmehr mit seinen hohen Gaben und seiner ganzen Problematik wirklich ein deutscher Dichter. Der Deutsche schleppe an sich und an seinem Deutschtum, hat Nietzsche gemeint. Wer einmal jene leidensvollen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ mit Einsicht aufgenommen hat, weiss, wie sehr das Wort für Thomas Mann gilt. In keiner anderen Lebensluft als in der deutschen konnte sein Lebenswerk erwachsen, echte geistige Ahnen hat es nur unter Deutschen. Wenn Einer so beschaffen ist, geht Haut und Fleisch mit bei der Loslösung von dem unbewohnbar gewordenen Lande.

Es schwer zu haben, es sich schwer zu machen, ist auch in der Kunst immer ein deutscher Ehrgeiz gewesen. Was für ein Unternehmen, dies neue Werk, an das der Autor zehn Jahre seiner Lebenshöhe gerückt hat! Dass er beflissen war, seinen Ruhm in kleine Münze auszuprägen, kann niemand behaupten. Er folgte seinem Gesetz.

Der „Zauberberg“ war eine Zeitinventur. Das neue Werk wird einfach eine Inventur des Menschen. Es nimmt ihn und sein dauerndes Dasein, ewige Lust und ewiges Leiden, auf früher, urtümlicher Stufe. Es ist Josephs Geschichte, von der Bibel in wenigen, geliebten Worten berichtet, nun aber erzählt aufs Genaueste, mit allen Umständen und Greifbarkeiten, so wie sie, nach den Gesichtern des Dichters und seiner Forschung, sich wirklich zugetragen haben mag. Um dies so zu erzählen, hat es für ihn keinen anderen Weg gegeben als den durch dieses ganze Werk.

Ich nenne gleich offen die Sorge, ja Beängstigung, von der ich ergriffen wurde, wie sie Manchen ergreifen wird. Ist hier nicht des Guten zuviel getan? Unserer Aufnahmefähigkeit nicht zuviel zugemutet mit all dem gelehrten Material, dem religions- und mythengeschichtlichen Wissensstoff, der in manchem Kapitel sich überreich vor uns aufschichtet? Wird nicht der Bezirk des Epischen mitunter gefährlich verlassen, gesammelt anstatt gedichtet?

Ich erinnere mich, dass es mir im Falle des „Zauberbergs“ ganz ähnlich ergangen ist. Ich erschrak vor Naphtas und Settembrinis Disputationen, vor der nackten und rücksichtslosen Art, mit der auf hundert Seiten die Probleme Europas vom Beginn des Jahrhunderts sich ausbreiteten. Und ich flüchtete zu den „gestalteten Partien“, zu Gesellschaft und Landschaft. Heute ist es ganz anders. Gerade jene Gespräche locken zurück, zu immer neuer Erregung und Spannung. Und seltsam: da erscheint nichts mehr allzu ausführlich, nichts mehr unproportioniert, die Verhältnisse haben sich hergestellt, ja die aufs Feinste und Sicherste ausgewogene Relation zwischen Erzählung und Dialektik ist zum Genuss geworden.

Machen wir es wie bei dem „Zauberberg“! Halten wir uns an den „Roman“. Wir werden später schon sehen.

Wir werden kostbar beschenkt. Da sind nirgends Altersspuren, nur eine schwer überbietbare Meisterschaft. Die alte Step-

pen- und Zeltwelt ersteht zu farbiger, plastischer Wahrheit, voller Lebensatem, wie kaum zuvor, erwärmt und beglückt. Man schlage doch auf, wo man will, schau Jaakobs Ringen mit dem Engel, die Himmelsleiter, den Kampf um den Segen, das Entsetzen von Schekem. Man spüre Wüsten und Weiden, Weinlese und Fest. Man kenne Jaakob, den schwersinnenden Patriarchen, Joseph den Holden und Klugen, und die Brüder alle, von denen jeder lebt in wunderbar individueller Bestimmtheit.

Mehr und mehr im Ablauf der Erzählung wird das Strombett frei. Es sind Jaakobs Dienst-, Liebes- und Ehejahre. Hier ist Thomas Mann in der Rahel-Figur das erschütterndste Wunder gelungen. Sie ist gewiss das schönste und holdeste Frauenwesen in seinem ganzen Werk. Wenn es sonst Klage der Dichter ist, dass ihre Kunst Schönheit und Liebreiz nur immer behaupten könne, nicht aber ausformen und fühlbar machen, hier werden sie unmittelbares Erlebnis von einer fast schauerlichen Gewalt und Süsse.

Vortrag und Stil des Romans erscheinen als eine Mischung ganz ohne Vorbild. Was wirkt hier an Farben und Klängen nicht ineinander: Urmusik wie aus dem „Gilgamesch“ und helle Töne einer späten wissenden Epik, fromme Dämmerung gläubiger Rede, analytische Blitze heutiger Mythenkritik und das Flimmern persönlichster Humore und Ironien. Da ist viel gewagt und viel gelungen. Diese erstaunliche Stilsynthese überzeugt alsbald und erscheint ganz natürlich. Aber sie war vor dem nicht in der Welt.

In den Tagen, da dieses Buch ans Licht tritt, feiert das offizielle Deutschland Feste der Selbstverzückung. Ehre, Ehre, deutsche Ehre! gröhlen hundert Gurgeln aus Eisenblech. Die so toben, wissen nicht, was sie meinen, wahrscheinlich meinen sie gar nichts. Oh ja, es gibt eine deutsche Ehre, so hoch als irgend eine in der Welt! Ihr Sockel sind die unvergänglichen Leistungen an Gedanken, Forschung und Kunst, die allein dieses le-

bensunbegabte Volk zum Pair der eigentlichen Weltvölker machen. Auch Thomas Manns Lebenswerk bleibt, nach Platens Worten, „ein sicheres Eigentum der deutschen Ehre“.

Lion Feuchtwanger fünfzig Jahre, Glückwunsch (1934)

Quelle: Die Sammlung. Literarische Monatsschrift, 1. Jahrgang, Heft 11, Juli 1934, Seite 567-568. – Werkverzeichnis: Frank 1934.3.

Lion Feuchtwanger fünfzig Jahre, 7. Juli 1934

Lieber Lion Feuchtwanger,

Kraft des Hervorbringens, Gelassenheit vor dem Geschick, Ruhm über alle Sprachgrenzen hin: Du hast, hast was man dem literarischen Freunde nur wünschen kann. Vollende jetzt in Glück Dein begonnenes Hauptwerk, das Rom und die antike Judenwelt mit so grossartiger Gerechtigkeit in ein blutnahes Leben ruft!

Dass Du zum Vorkämpfer gegen die heute unser Land regierenden Volksverderber geworden bist, ist eigentlich eine biographische Ausbiegung. Denn wenn man den Sinn Deines Lebenswerks auf die kürzeste Formel bringen wollte, so müsste sie heissen: Vorrang der Betrachtung und Weisheit vor der Tat. Aber das hindert nicht, dass Du zur Tat aufgerufen, Dich höchst männlich bewährt hast. Deine „Geschwister Oppenheim“ werden den Spuk dort hinten solid überdauern. Und da ihr „Drittes Reich“, nach der Weissagung eines ihrer Klügsten, rund zwanzigtausend Jahre dauern wird, so ergibt das allein schon eine ganz hübsche Unsterblichkeit.

Dein Bruno Frank

Alfred Polgar zum 60. Geburtstag, Essay (1935)

Quelle: Das Neue Tage-Buch, 3. Jahrgang, Heft 41, 12. Oktober 1935, Seite 978-979. – Werkverzeichnis: Frank 1935.2.

Polgar

Von Bruno Frank

Da stehen sie vor mir in einer langen, farbig schimmernden Reihe, die geliebten Bände: „An den Rand geschrieben“, „Bei dieser Gelegenheit“, „Orchester von oben“, und wie nun zurückhaltende Klugheit sie alle benannt hat, bis zu jenem neuesten, eben veröffentlichten, der so gelassen „In der Zwischenzeit“ heisst. Mitten unter ihnen die vier Bücher „Ja und Nein“, darin die Menschen- und Welterkenntnis dieses Schriftstellers sich an Theater und Theaterspielern manifestiert. Ein Gesamtwerk, aus kurzen und kürzesten Arbeiten zu einheitlicher Lebensleistung emporgeschichtet. Erzählungen und Studien, knappe Betrachtungen, gedrängte Szenen, aphoristisch Geprägtes. „Meister der kleinen Form“ – der Name war ihm aufgeheftet, als in Deutschland noch jemand las, urteilte und formulierte. Aber das war allzu bequem und eigentlich Unsinn. Es gibt keine kleine und keine grosse Form. Es gibt nur Meister und Nichtmeister. Der Trieb zur Konzentration ist ein Geistes- und Charakterbedürfnis. Und für Unzerstörbarkeit ist er kein Hindernis. La Rochefoucauld und Chamfort, Lichtenberg und der Schlegel der „Fragmente“ werden nicht früher untergehen als die Sprache, in der sie schrieben.

Das Werk Alfred Polgars redet in jeder Zeile vom Menschen und von seinem Recht auf Glück. Nie hat sich dieser Autor betrügen lassen. Keine der Narrheiten, die heute als stinkender Nebel über ganzen Völkern hängen, hat den weiten hellen Himmel dieses Geistes jemals auf eine Minute verfinstert. Kein Fetisch, kein modischer Obskurantismus hat ihm je den freien Blick verstellt. Er redet für keine Doktrin, keine Gruppe. Er steht so allein und so hoch als einer steigen kann ohne ver-

stiegen zu sein. Er ist durch jedes Dickicht pessimistischer Skepsis gegangen, und jenseits davon zeugt sein Wort für Güte und für das Mitleiden mit der Kreatur.

Er redet mit Scham davon und umso eindrucksvoller gerade deshalb. Nie war ein glänzender Autor weniger prahlerisch. Nie hat einer Geist, Witz, Ironie vornehmer gebraucht. Nie einer die Kunst des „Parler sans accent“ selbstverständlicher geübt. Nie war einer von der deutschen Gefahr der Bildungsphilisterei weiter entfernt. Und dass wirklich Beides deutsche Sprache sein soll, die kräftig und mild strahlende Diktion dieser Prosa und der Knechtslärm prügelnder und geprügelter Sklaven, der heute von „Parteitag der Freiheit“ herüberschallt, wer wollte es glauben!

Einer der Bände, „Hinterland“ heisst er, vereinigt Geschichten und Glossen, die in den Jahren 1916 bis 1923 entstanden sind, Reaktionen also eines unbeirrbar schauenden, tief leidenden Mannes auf das Grauen der Blutjahre und auf den Jammer der Jahre, die folgten. Nichts kann heute aktueller sein als dieses ergreifende Buch, darin die Ironie aus einem geborstenen Herzen blutrot sickert. Was damals erlebt wurde, wiederholt sich jetzt, nur trostloser, finsterer, giftiger, von einem Verführergezücht noch elenderen Formats nachgeäfft. „Das Dämonische und das Gewaltige verführen, und auch der Schrecken, ins Grossartige gesteigert, hat seine Anziehungskraft. Vielleicht ist es besser, von der Erbärmlichkeit, der erstickenden Dummheit und Dumpfheit, der grenzenlosen, infernalischen Lächerlichkeit jener rüdigen Zeit zu sprechen als von ihren Greueln. Vielleicht noch wichtiger, als die Menschen das Gruseln vor dem Krieg zu lehren, wäre es, sie dahin zu bringen, dass sie des teuflischen Schwachsinn, der jenen grosszieht, stützt, hegt und begleitet, inne werden. Und sich seiner furchtbar schämen.“

So spricht keiner, der leichthin hofft und sich Illusionen macht. So spricht einer, der seine Pflicht tut trotz Erkenntnis und Verzweiflung. Ihn wird es wenig erstaunen, wenn heute

die Wortführer einer ganzen Nation zu eben jener Erbärmlichkeit, Dummheit und Dumpfheit, zu jener infernalischen, räudigen Lächerlichkeit sich mit Stolz bekennen. Wenn sie zu solchen Qualitäten nicht ihr Volk allein, sondern auch jene anderen Völker hinzuzwängen begierig sind, in denen noch ein Kraftrest von Seelenwürde und Menschenrecht lebt.

Von geistig-sinnlicher Freude auch, von Kunst, von spielender Buntheit. Wann ist eigentlich das letzte von Polgars Büchern über das deutsche Theater erschienen? Ein paar Jahre nur ist das her. Wahrhaftig, das gab es damals noch, eine deutsche Schaubühne, von der zu reden sich lohnte, ihrer selbst nicht sehr sicher vielleicht, dem Experiment allzu willig ausgeliefert, aber überquellend von Mut und Gaben. Von all dem ist nichts übrig geblieben als Alfred Kerrs geniale Improvisationen und diese vier Bände Polgar. Aber das Wort ist gross.

So kann auch jene Welt nicht völlig untergehen. Ein überaus anspruchsvoller, zweifelsüchtiger Schriftsteller hat hier aus der kritischen Arbeit mehrerer Jahrzehnte sein Bestes herausgehoben. Es sind wundervolle Bücher geworden. Geistig rein und doch ohne einen Schatten von Pedanterie. Menschlich warm und reich und doch nirgends weichlich, auch nirgends rhetorisch. Voll von Einfällen, voller Witz, und doch überall nobel, beglückend gerecht. Nichts Schöneres für den Leser, als wenn er zu gleicher Zeit lieben und bewundern kann. Hier muss er Beides.

Was für Formulierungen auf jeder Seite! Und ohne dass irgendwo eine Anspannung, ein Anlauf zu spüren wäre. Dieser Polgar ist geistvoll, wie andere Leute brünett oder weitsichtig sind.

„Erfahrung lehrt, dass es beim Dichten wie beim Pistolen-schiessen immer ein wenig die Hand verreisst. Meist nach unten. Man muss höher zielen als man treffen will.“ –

„Das Genie geht glatt durch Mauern und stösst sich wund an der Luft.“ – Oder über ein Lustspiel Shakespeares: „Ein Strauss,

gepflückt im Paradiese, noch leuchtend vom Abglanz des göttlichen Lächelns, das dort über aller Landschaft ruht.“

Es ist Schuld der Epoche, wenn man beim Sprachlichen eines Autors unwillkürlich verweilt. Denn auch unsere Sprache, dies überaus feine, präzise, geschmeidige Geistesinstrument, „der einzige wirkliche Vorzug“, nach Schopenhauer, „den die deutsche vor den übrigen europäischen Nationen hat“, ist heute ganz ernstlich bedroht, ihr Schicksal ist in die Hand Weniger gelegt.

„Man gebe Acht auf die Kommandorufe, von denen die deutschen Städte förmlich umbrüllt werden, jetzt wo man vor allen Toren exerziert: welche Anmassung, welches wütende Autoritätsgefühl, welch höhnische Kälte klingt aus diesem Gebrüll heraus. Sollten die Deutschen wirklich ein musikalisches Volk sein? – Sicher ist, dass die Deutschen sich jetzt im Klang ihrer Sprache militarisieren; wahrscheinlich ist, dass sie, eingeübt militärisch zu sprechen, endlich auch militärisch schreiben werden.“

Das steht in der „Fröhlichen Wissenschaft“ und wurde 1882 gedruckt. Aber damals lehrten und schrieben noch Mommsen, Ranke, Gregorovius, und Chef des Grossen Generalstabs war der sublime Stilist Hellmuth von Moltke! Was würde Nietzsche, Schutz- und Ehrenpatron der Nazis, zu dem halbtierischen Kreischen und Blöken äussern, das die öffentliche Redeweise des Deutschland von heute ist. Woher würde er sich Hilfe erwarten? Von den 88 deutschen Schriftstellern wahrscheinlich, die dem Verfasser von „Mein Kampf“, gleich als er zur Macht kam, in zitternder Erbötigkeit mit ihrer Demutsadresse nachgekrochen sind!

Ich sehe Alfred Polgar vor mir: das zart und klar gezeichnete Haupt mit den adelig eingebetteten Augen, das für sich ganz allein alles Rassengewäsch des zu kurz gekommenen Gesindels zunichte macht; und ich weiss, dass die wenigen Seinesgleichen berufen sind, Sprache und geistigen Anstand über das

Kot- und Eitermeer dieser deutschen Gegenwart hinüberzureten.

Klaus Mann: Symphonie Pathétique, Rezension (1936)

Quelle: Das Neue Tage-Buch, 4. Jahrgang, Heft 13, 28. März 1936, Seite 309. – Werkverzeichnis: Frank 1936.2.

Symphonie Pathétique Von Bruno Frank

Wen der weltbedrohende deutsche Bestialismus am Leben lässt, dem verhilft er zu einem gesteigerten, bewussteren Dasein. Wenigstens gilt das für viele der Künstler, die seinen Fängen entgangen sind und nun draussen, in bedrohter Existenz, mit erhöhtem Verantwortungsgefühl ihre Arbeit tun. Diese schweren drei Jahre haben manchem zu einer geistigen und künstlerischen Reife verholfen, die er in ruhigen Zeiten nicht so bald, vielleicht niemals erlangt hätte.

Der junge *Klaus Mann* hat seiner „Flucht in den Norden“, dem bewegenden Buch von Heimatlosigkeit und Liebe, einen Roman „*Symphonie Pathétique*“ folgen lassen (Querido-Verlag), der um die Figur *Peter Tschaikowskys* kreist, des belasteten Meisters, in dessen Musik slawische und westliche Elemente sich zu so betörender Einheit verbinden – zur Einheit wenigstens in den Augenblicken seiner Vollendung. Es ist ein außerordentlich schönes Buch geworden, so dichterisch wie interessant, von einer bemerkenswerten Kraft der Architektur und des Ausdrucks, denn es gehört Stärke dazu, das Vieldeutige und Entgleitende zur Form zu zwingen. Nur die letzten drei oder vier Jahre einer abseitigen Musikerexistenz werden erzählt, aber durch eine Kunst, die den Anschein des Absichts- und Mühelosen zu erwecken weiss, ersteht in Reminiszenz und Spiegelung ein ganzes Leben.

Wir sind im letzten Fünftel des vergangenen Jahrhunderts, und in dem Blick, den hier ein kluger Dichter auf diese Epoche zurückrichtet, mischt sich seltsam der Ausdruck von Bewunderung, Sehnsucht und Zweifel. Auch Ironie ist in diesem Blick. Denn bei allem geistigen Glanz, aller Sensitivität, allem Ueberreichtum an genialischen Naturen ist der Zeitabschnitt nicht ohne Unbehagen und Dumpfheit. Die Jahre, da Nietzsche der Alleszermalmer sein gedrücktes Erdendasein in 6 Francs-Pensionaten zwischen ältlichen Damen verbrachte, sind eben vorbei. Eine Ahnung von fürchterlich kommenden Dingen, eine Witterung wie von Brand- und Blutgeruch, lagert in der eingeschlossenen Luft der Gelehrten- und Künstlerstuben. Die spätbürgerliche Epoche lebt ihrem Ende zu, mit nicht mehr gutem Gewissen.

Der Meister Tschaikowsky so wie er war und wie Klaus Mann ihn liebend geformt hat, ist einer ihrer charakteristischen Künstler. Misstrauisch gegen die Welt, aber mehr noch gegen die eigene Sendung und Leistung, bis zur Selbstlähmung offen gegen fremdes Verdienst, ewig angefochten, widerspruchsvoll, hat er nichts von der selbstverständlichen Freiheit, mit der eine ältere Generation sich aussang. Er war von Geistes wegen heimatlos. Russland empfand ihn nie völlig als einen der Seinen. Die slawischen Blut und Boden-Musikanten, ein Cäsar Cui, ein Borodin, hatten es da leichter als er. Dafür aber witterte man in Berlin, in Leipzig und weiter westlich die asiatische Steppe in ihm. Es wiederholte sich in gewisser Weise der Fall des kurz zuvor verstorbenen grossen Turgenjew. Aus Skepsis und Anfechtung, aus Müdigkeit, Verzweiflung und Sichaufraffen, erstand ein bedeutendes Lebenswerk, nicht einheitlich, ungleich an Wert, aber auf lange hinaus lockend, befeuernd und schön.

Legt man diese biographische Dichtung aus der Hand, so kennt man ihn ganz, den hochgewachsenen Graukopf mit der mächtig gekuppelten, zerfurchten Stirn, dem hängenden Schnurrbart, kennt seine Zornanfälle und Melancholien, seinen

Ehrgeiz und seine Demut, kennt den Schöpfer und den umgetriebenen Virtuosen, sein kindlich schwankendes Verhältnis zum Geld und zum Ruhm, kennt den Freund und den Liebenden.

Mit Klarheit und Zartheit ist eine abseitige Erotik zum Dasein erweckt, die todbewusste Beziehung des endenden Tschaikowsky zu seinem jungen Neffen Wladimir. Wir sind in jenem Bezirk, aus dem Herman Bangs Michael herkam und der Tazio des „Tod in Venedig“. Nicht von Abhängigkeit ist dabei die Rede, sondern von einer geheimnisvollen Identität, einem dreifachen Gesicht des gleichen Eros Psychopompos.

Ein unabhängiges, wahrhaftiges Buch. Man braucht sich nicht zu verwundern, wenn es bereits in viele Sprachen übersetzt wird. Der deutschen Poeten-S.A., all den 88 Unterzeichnern der unvergesslichen Ergebnhaltsadresse an den Hitler, geschieht dergleichen nicht.

Zum dritten Jahrestag der Bücherverbrennung, Essay (1936)

Quelle: Pariser Tageblatt, 4. Jahrgang, Nummer 887, Sonntags-Beilage, 17. Mai 1936, Seite 3. – Werkverzeichnis: Frank 1936.3.

Zum dritten Jahrestag der Bücherverbrennung

Der Tag der deutschen Bücherverbrennung jährt sich zum dritten Mal.

Zwei Brände flammen am Eingang der Nazierrschaft: das Reichstagsfeuer und dieser Scheiterhaufen. Was verkünden sie? „Welt blicke auf! Hier kommt nicht ein Regime wie andere auch. Hier kommt das Halbtier, das stolz darauf ist, es zu sein, dem Recht, Gesittung, Kunst, menschlicher Anstand, lauter Greuel sind. Es möchte zurück in die Zeit, da man sich mit Steinbeilen die Schädel einschlug.“

Und weiter verkündete das Autodafé: „Nur vom Geist her droht uns Gefahr. Fort mit ihm! Mundtot müssen sie werden, die denken, urteilen, gestalten, beschwören können, die eine Erinnerung sind an alles, was vor unserer Steinbeilherrschaft da war. Verbrennt sie! Verbrennt sie!“

Gleichzeitig jährt sich zum zweiten Mal der Gründungstag der Deutschen Freiheitsbibliothek. Hier wird in Vollständigkeit aufbewahrt, was damals brannte und was im geschändeten Deutschland verfermt ist. So wurden einst die Manuskripte der Antike in die Klöster gerettet, als vor anderthalb Jahrtausenden die Barbaren die Säulenstädte zerstampften. Es ist ewig der gleiche dumpfbrüllende Feind. Alles was deutsche Literatur, siegend über Entbehrung und Gram des Exils hervorbringt, findet in der Deutschen Freiheitsbibliothek seinen Platz. Und die Archive, die ihr angegliedert sind, vereinigen das gewaltig anwachsende Material zum Kampf gegen den weltbedrohenden Faschismus. Hier ist unsere Waffenkammer. Das Steinbeil wird zuletzt nicht triumphieren.

Bruno Frank.

Bruno Frank erst 49, Essay (1936)

Quelle: Pariser Tageszeitung, 1. Jahrgang, Nummer 10, Sonntags-Beilage,

21. Juni 1936, Seite 3. – Werkverzeichnis: Frank 1936.4.

Bruno Frank erst 49

Lieber Klaus Mann,

Sie haben mir mit einem so klugen, schönen Briefe zum 50. Geburtstag gratuliert, haben aus meiner Arbeit ein so tröstliches positives Fazit gezogen, dass ich gerührt und dankbar davorstehe – und gleichzeitig auf eine etwas kuriose Art beschämt. Aehnliches behaupten zwar „Jubilare“ immer, aber mein Fall liegt insoweit besonders, als ich eigentlich noch gar

kein Jubilar bin. Sie haben sich um ein Jahr geirrt, lieber Klaus Mann, ich bin erst 49 geworden.

Man erzählt mir, dass Sie auf einer Ferienfahrt weit im Süden sind: von irgendeiner spanischen Insel, wo man sich nicht vergewissern konnte, haben Sie den wunderschönen Glückwunsch abgesandt. Nun, mir kann die Vorausdatierung wahrhaftig recht sein. Sie haben mir, ein bisschen früher als „verdient“, innig wohlgetan. Und kein Neunundvierziger weiss doch, zumal in diesen wilden Zeiten, ob er seinen fünfzigsten auch wirklich erlebt.

Ihr alter
Bruno Frank.

Kleine Autobiographie, Autobiographisches (1937)

Quelle: Bruno Frank: Erzählungen. Leipzig : Fikentscher, 1937, Seite 241-243. – Werkverzeichnis: Frank 1937.4.

Gleichlautend mit der „Kleinen Autobiographie“ von 1930, siehe Seite 174.

Selbst-Biobibliographie, Autobiographisches (1937)

Quelle: Das Wort, 2. Jahrgang, Heft 4/5, April/Mai 1937, Seite 164-165. – Werkverzeichnis: Frank 1937.5.

Biographien / Bibliographien

Bruno Frank

Geboren in Stuttgart am 13. Juni 1887, als Sohn eines jüdischen Kaufmanns. Erste Publikation 1905. Von Beginn an freier Schriftsteller. Juristische, soziologische, philosophische Studien. Reisejahre. Kriegsdienst. Jahre in Bayern auf dem Lande. Bis 1933 Wohnsitz in München. Seither meist in England. Verließ Deutschland am Tage nach dem Reichstagsbrand, im Be-

wußtsein, daß es mit Gesittung, geistigem Anstand und unabhängiger Arbeit hier auf längere Zeit vorbei sein werde. Aus der nachstehenden Aufstellung der Arbeiten sind eine Anzahl von Publikationen weggeblieben, die der Erwähnung nicht mehr wert erscheinen.

Romane:

„Die Fürstin“, „Die Nachtwache“, „Trenck“, Roman eines Günstlings,
„Cervantes“.

Novellen:

„Politische Novelle“, „Tage des Königs“, Cyklus von Novellen.
„Der Magier“^r. „Erzählungen“. „Ein Konzert“.

Diese Bücher, mit Ausnahme der „Fürstin“, wurden in 5, 6 Sprachen übersetzt. „Cervantes“ in fast alle europäischen Sprachen, als erstes der Bücher auch in die russische.

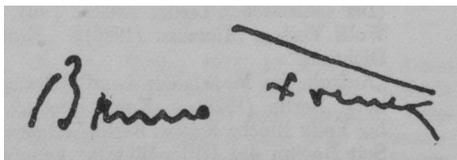
Von den zwölf oder dreizehn Bühnenstücken können erwähnt werden: „Die Schwestern und der Fremde“, Schauspiel. „Zwölftausend“, Schauspiel. „Sturm im Wasserglas“, Komödie. „Nina“, Komödie. „Der General und das Gold“, Schauspiel.

Von ihnen sind „Zwölftausend“, „Sturm im Wasserglas“ und „Nina“ mehrfach übersetzt und auch außerhalb Deutschlands viel gespielt worden.

Gedichtbücher:

„Requiem“. „Die Schatten der Dinge“. „Die Kelter“.

Es war keine Gewißheit darüber zu erlangen, ob ein generelles Verbot ergangen ist. Das Verbot steht fest für die „Politische Novelle“, „Tage des Königs“ und „Trenck“. Seit Beginn der Hitlerei wurde nur der Roman „Cervantes“ veröffentlicht, ein neuer Roman, „Der Reisepaß“, erscheint 1937.

A handwritten signature in black ink on a light background. The signature is written in a cursive, somewhat stylized script. It appears to read 'Bruno Trenck' with a long horizontal stroke extending to the right from the end of the name.

Selbstdarstellung (Auszug), Autobiographisches (1938)

Quelle: Herbert Günther: Drehbühne der Zeit. Freundschaften, Begegnungen, Schicksale, Hamburg 1957, Seite 93. – Werkverzeichnis: Frank 1938.1.

Herbert Günther schreibt in seinem Buch „Drehbühne der Zeit. Freundschaften, Begegnungen, Schicksale“: „Gleich nach dem Kriege sandte sie [Liesl Frank] mir aus Amerika Schriften, Aufsätze und Reden von Bruno Frank, die seit 1933 entstanden waren und größtenteils bis heute in Deutschland unbekannt geblieben sind.“ Dazu gehörte eine Selbstdarstellung, aus der Hans Günther zitiert. Nach dem Inhalt der Zitate muss sie nach 1937 entstanden sein. Über den Verbleib der Selbstdarstellung ist nichts bekannt.

[Auszug aus einer Selbstdarstellung]

Zu Beginn des Jahres 1933 übernahm Adolf Hitler die Macht in Deutschland. Am Tage nach dem berühmten Reichstagsbrand verließen wir es. Wir verloren, wie so viele andere, Heimat, Stellung und unseren Besitz. Meine Frau verließ das alles ohne ein Wort der Klage. Sie hat in den Jahren, die folgten, an nichts anderes gedacht, als denen zu helfen, die in schlechterer Lage waren als wir selbst. Wir wechselten dann oftmals unseren Aufenthalt, lebten in der Schweiz, in Süd-Frankreich, in London. Zwei Sommer verbrachten wir in der Nähe von Salzburg, der schönsten Landschaft Europas, im Genuß der Wunder von Musik und Schauspielkunst, die dort in den berühmten Festplätzen geboten wurden. Im Jahre 1937 erreichte mich ein Angebot aus Hollywood. Ich nahm an, und im

Herbst des Jahres übersiedelten wir nach den Vereinigten Staaten. Seitdem ich 1933 Deutschland verließ, sind zwei größere Erzählungen von mir erschienen: 1934 „Ein Mann namens Cervantes“, ein autobiographischer Roman, und 1937 der politische Roman „Der Reisepaß“.

[...]

Meine Zerstreuung sind Lektüre, Musik, der ruhige Genuß einer schönen Landschaft, ein Gespräch mit Freunden. Ich bin kein Sammler. Sport hat mich nie interessiert. Ich liebe das Gefühl der Unabhängigkeit, Reisen, alle Tiere, Hunde besonders. Ich hasse wie die Pest die Gegenwart langweiliger Menschen und jede Art von Lärm.

Duhamel und Goebbels, Essay (1938)

Quelle: Das Neue Tage-Buch, 6. Jahrgang, Heft 34, 20. August 1938, Seite 803. – Werkverzeichnis: Frank 1938.2.

Duhamel und Goebbels

Eine Umfrage

Aeusserung Bruno Franks

Das neunzehnte Jahrhundert wird einmal vor der Geschichte als eine der glänzendsten Perioden in Kunst und Geisteswissenschaft dastehen. Es hat den französischen und den russischen Roman hervorgebracht, die neue französische Malerei, sehr Hohes in italienischer und deutscher Musik, die grossen Nachfahren der deutschen Philosophie. Aber der Fundus des menschlichen Geistes scheint eine Konstante zu bilden. Im neuen Jahrhundert erschöpft er sich in Leistungen der exakten Wissenschaft und der Technik. In den Künsten sind die originalen Schöpfer des höchsten Ranges selten geworden, – in der Literatur aller Länder sehe ich noch nicht fünf Beispiele. Les Dieux s'en vont – vielmehr, sie sind schon fort.

Aber die geistige und künstlerische Erbschaft war ungeheuer, und diese Erbschaft hat das erste Drittel unseres Jahrhunderts schön verwaltet. Unter den Deutschen haben an dieser Arbeit die jüdischen Deutschen ehrenvollen Anteil gehabt. Ohne jüdische Regisseure hätte es kein deutsches Theater gegeben – nicht jenes wagemutige, brennend interessante Theater jedenfalls, das bis zum Einbruch der Hitlerei gelebt hat. Ohne die jüdische Kultur- und Kunstkritik wäre das öffentliche Wertbewusstsein in Deutschland auf einer Stufe verblieben, wenig höher als die, auf die es jetzt zurückgesunken ist. Ein Maler wie Liebermann, ein Erbe ganz zweifellos, hat die Gefühlswelt des Impressionismus für Deutschland erschlossen. Ein Dichter wie Hofmannsthal hat die sprachliche Verlässlichkeit der Meister, von der Romantik bis zu Nietzsche, mit den reinsten Künstlerhänden verwaltet. Will man ein Beispiel dafür, wie eine Sprache erhöht werden kann und wie erniedrigt, so konfrontiere man die zauberische Prosa des „Andreas“ mit den Kundgebungen der jetzigen Machthaber.

Es ist die äusserste Distanz. An diesem einen Beispiel, Hofmannsthals Wissen um den deutschen Laut (das natürlich nichts ist als ein Wissen um die deutsche „Seele“), wird der ganze Rassenunsinn albern zuschanden. Wie sollte denn auch psychisch eine Kluft bestehen zwischen Deutschen und Juden, deren Voreltern jahrhundertlang unter und mit Deutschen gelebt haben. Alle die mühsam festgestellten Merkmale sind ganz mühelos zu vertauschen. Es würde sich kein Mensch je gewundert haben, wäre Friedrich Hebbel aus Wesselburen, der Dichter zartester seelischer Verletzungen, ein Jude gewesen, und Jakob Wassermann aus Fürth, der problembeladene Autor des „Gänsemännchen“ und des „Caspar Hauser“, ein Deutscher.

Es ist alles Humbug und demagogische Ordinärheit. Man sollte sich nicht dabei aufhalten. Und es hat etwas geradezu Ergreifendes, wenn Georges Duhamel den Goebbels apostrophiert und ihn bittet, „das Problem in einem neuen Lichte zu

prüfen“. Was Sie da apostrophieren, Monsieur Duhamel, das prüft nicht, das denkt nicht nach, das kennt kein Problem, und das will kein Licht, kein neues und kein altes. Das lügt und schwatzt und geifert und hetzt und lädt seinen Kot ab – geführt von Instinkten, deren verantwortungslose Infamie sich ein Franzose Ihrer Art in seiner geistigen Rechtlichkeit auch in den Stunden des tiefsten Ekels nicht vorzustellen vermag.

Reinhardt in Hollywood, Essay (1938)

Quelle: Das Neue Tage-Buch, 6. Jahrgang, Heft 36, 3. September 1938, Seite 858-859. – Werkverzeichnis: Frank 1938.3.

Reinhardt in Hollywood Von Bruno Frank

Die Boulevards von Los Angeles sind endlos. Sie erstrecken sich vom Ozean bis hinunter zum mexikanischen und chinesischen Distrikt, dreissig, vierzig Kilometer weit. Sie ziehen durch Villensiedelungen, Geschäftsviertel, Slums. Wolkenkratzer wechseln mit Holzhütten ab, die noch völlig kolonial wirken. Dicht neben Bau- und Schuttplätzen blühen Gärten, herrlich gepflegt wie in Kent oder in der Ile de France, nur viel üppiger. Mancherorts ragt ein fahrbares Gerüst quer in die Strasse: da hat jemand sein Grundeigentum günstig verkauft, setzt sein Haus auf Räder und verfrachtet es nach einem Bezirk, wo der Boden noch billig ist. Alles ist vorläufig, unfertig, experimentell. Der Flächenraum dieser lückenhaften Stadt ist ungeheuer, er übertrifft den von London. Eineinhalb Millionen Menschen wohnen hier; jedermann ist überzeugt, dass es in naher Zukunft acht oder zehn sein werden, dass Los Angeles dazu bestimmt ist, die volkreichste Stadt der Erde zu sein.

Ungefähr auf halbem Wege, zwischen dem Meer und der mexikanischen Altstadt, am Sunset-Boulevard, steht das langgestreckte, niedrige Haus, worin Max Reinhardt seine Theater-

schule errichtet hat. Nirgends strömt Bühnentalent so reich zusammen wie in der Weltzentrale des Films. Nirgends wird es so wenig pfleglich behandelt, nirgends so unzubereitet vermahlen. Der grosse Finder und Entwickler schauspielerischer Begabung hat hier ein unvergleichliches Feld. Vom Augenblick der ersten Ankündigung an strömten ihm die Schüler zu.

Sein Lebenswerk ist ihm zerschlagen und zertrampelt worden. Sein Name schien nur noch ein Nachklang zu sein aus friedevoll musischer Zeit. Schon vor der Zerstörung erschien er vielen satt oder müde, zufrieden damit, auf die getane Lebensarbeit zurückzublicken. Aber die Stinktiere und Werwölfe, die in die Gärten des Geistes eingebrochen sind, haben manchem einen rauhen Dienst erwiesen, der im Begriff war, „sich vor die Türe zu setzen und das Leben zu geniessen“. Es ist keinem mehr vergönnt. Der europäische Theaterkaiser hat neu begonnen, im Kleinsten. Durch das Medium einer fremden Sprache formt er an den amerikanischen Mädchen und Jungen, die ihm vertrauend zueilen, und es ist heute schon ganz gewiss, dass er der Schaubühne dieses Erdteils neues wertvolles Gut zuführen wird.

„Er wird der Sache seinen berühmten Namen leihen und damit gut“, sagten die Skeptiker, ehe er begann. Es wurde ganz anders. Es ist aufregend, es ist ein Trost, Reinhardt an seiner neuen Arbeit zu sehen mit den Kräften und dem Feuer eines Jünglings. Man kann einer Sache nicht völliger dienen. Er ist immer da, immer aktiv. Er hat sich, das war das Erste, mit umschauender Klugheit einen Stab von Mitarbeitern geschaffen, deren Kompetenz auf besonderem Gebiet der seinen nahe kommt. Die Darsteller Paul Muni, Walter Huston, Basil Rathbone, Vladimir Sokoloff sind Lehrer der Schauspielkunst, Wilhelm Dieterle und William Wyler demonstrieren Regie, E.W. Korngold trägt über Bühnenmusik vor, Maurice Veber, Samuel Raphaelson über das Drama. Es herrscht vom Morgen

bis in die Nacht freudige Bewegung in dem Haus am Sunset-Boulevard.

Und es besteht keine Gefahr, dass das Unternehmen im Akademischen steckenbleiben könnte. Fast vom ersten Tag an wurde probiert. Die ganze Schule ist erst zwei Monate alt und hat schon gezeigt, was sie hervorzubringen vermag. Ihre erste Manifestation war eine Aufführung von Maeterlincks „Schwester Beatrix“.

Man kennt das Stück. Es ist die – schönere – Urform des „Mirakel“, der mystischen Schau, mit der Max Reinhardt jahrelang durch die Welt gezogen ist. Maeterlincks Dichtung ist einfacher, inniger, sehr viel wahrhaftiger. Es ist die Geschichte von der Nonne, die dem Kloster entläuft in die Welt, draussen wild ihre Jugend durchstürmt, und die enttäuscht und zerbrochen zurückkehrt um zu sterben. Als sie damals ging, ist von ihrem Sockel die Madonna herabgestiegen, all die Zeit über hat sie die demütigen Pflichten der Flüchtigen erfüllt in deren Gestalt. Alle Torheit und Weltlust hat sie zugedeckt mit verstehender Milde. Und als nun die Sünderin hingeht, entsühnt, steht sie wieder in ihrer goldenen Nische, reglos, ihr sanftes Lächeln hinstrahlend durch die Ewigkeit.

Es gab keine Bühne. In einem gewöhnlichen Zimmer von mässigen Dimensionen fand die Aufführung statt. Kein Vorhang war da. Um den Anfang des Spiels zu bezeichnen, wurden zwei Lampen in die Höhe gezogen und gelöscht. Als das vor sich ging, wandte sich Reinhardt zu mir um. „Traurige Erinnerungen an die Josephstadt“, sagte er lächelnd. Er meinte den berühmten venezianischen Lüster, der in seinem Wiener Theater²² so magisch aufschwebte zur Decke. Aber sein Lächeln dabei war gar nicht traurig, es war spöttisch, ein bisschen verächtlich und voller Mut.

²² Theater in der Josefsstadt.

Reinhardts Leistungen aus drei Jahrzehnten sind uns allen leuchtend präsent. Seine Shakespearesche Tragödie, sein Kammerstück, sein grosses Schaustück, seine musikalisch untermalte Komödie – sie bilden den Grundstock und zugleich den Massstab unserer theatralischen Erinnerung. Diese Produktionen sind sämtlich mit den Namen von Darstellern verknüpft, die von ihm selber gefunden, geformt und gereift worden waren. Was hier am Sunset-Boulevard vor sich ging, war ein ebenbürtiges Ereignis. Die jungen Mädchen, die da erschienen, – es gibt fast nur Frauen in dem Stück, – hatten niemals zuvor auf einer Bühne gestanden. Vor acht Wochen wusste noch keine von ihnen, wie man vor einem Publikum geht und sich niedersetzt.

Was wir sahen, war ein wirkliches Ensemble. Ein Zusammenspiel von leiser, unaufdringlicher Exaktheit. Ein gelassener Sinn für das Zeitmass. Ein kaum begreifliches Fehlen jeder Debütantennervosität, bei ganz ungebrochener, naiver Innigkeit des Gefühls. Die Darstellerin der Madonna besonders – ich weiss nicht einmal ihren Namen, aber eines nahen Tages wird die Welt ihn wissen – war von einer unirdischen Transparenz, einer holden Entrücktheit und Jenseitigkeit, von der die Zuschauer bis zu Tränen überzeugt wurden.

Diese Zuschauer sassen drei oder zehn Schritt entfernt. An äusserer Unterstützung war gar nichts gegeben. Reinhardt, das weiss man ja, hat in seiner langen Laufbahn „Prospekte nicht und nicht Maschinen gespart“,²³ er hat darin mitunter zu viel getan, und diese Ueberdehnung des Apparats ist ihm oft kritisch verdacht worden. Er hat eine spielerische Freude an diesen Dingen. Aber, wahrhaftig, er braucht sie nicht. Er hat die Fähigkeit, ein beliebiges Stückchen Raum zu verwandeln.

Der Schauplatz war so breit wie ein Brett. Aber er war der Dom. Ein Altar mit Kerzen, die Nische mit dem Gnadenbild,

²³ Johann Wolfgang von Goethe: Faust, Vorspiel auf dem Theater.

im Hintergrund Gitterwerk mit ein bisschen goldner Dämmerung dahinter, es war nicht mehr, und es war völlig genug. Als die zwei Lampen wieder entzündet wurden, fuhr man sich wie erwachend über die Augen, zurückkehrend aus einer gotischen, nein, einer zeitlosen Verzauberung.

Es war nur ein Anfang, der bescheidene Anfang. Reinhardts amerikanisches Werk wird wachsen, es hat Zukunft. Der „Faust“ ist in Vorbereitung. Er wird ihn nicht in jenem Zimmerchen geben, sondern als Festspiel in einem Theater unter den kalifornischen Sternen. Die brüllenden Horden „daheim“ haben ihm seine Salzburger Schöpfung gestohlen, weiss Gott, was sie jetzt treiben in seinem Festspielhaus und in seiner Fauststadt. Sie werden die hohe Manifestation deutschen Geistes schon zurechtlügen, bis sie den rechten, echten Philisterruff ausströmt. Aber sechstausend Meilen entfernt wird das unsterbliche Lied aufklingen, weitab von aller umgebenden Tradition, in einer fremden Sprache, dennoch rein.

Lüge als Staatsprinzip, Essay (1939)

Quelle: Unveröffentlichtes Manuskript im Literaturarchiv der Stadtbibliothek München (Monacensia). – Werkverzeichnis: Frank 1939.1.

Lüge als Staatsprinzip

I.

Am Abend des 27. Februar 1933 hatte ich mich in unserer Wohnung in München früh schlafen gelegt. Aufregende Tage waren vorausgegangen, und ich hatte ein schweres Schlafmittel genommen, mehrere starke Tabletten, um gründlich auszuruhen. Aber ich wurde geweckt. Meine Frau stand neben dem Bett. Sie war bleich. Sie sagte: „Ich mußte Dich wecken. Eben ist telefoniert worden – die Kommunisten haben den Reichstag in Brand gesteckt.“

Mein narkotisierter Schlaf hatte gerade zwei Stunden gedauert. Auf meinem Bewußtsein lastete es wie ein Berg. Aber ich antwortete: „Die Kommunisten? Die Nazis selbst doch natürlich. Morgen verlassen wir Deutschland.“

So klar also, so selbstverständlich, war selbst einem schwerbetäubten Gehirn im gleichen Augenblick, daß es sich bei dieser Brandstiftung um einen Betrug handelte, dazu bestimmt, den Widerstand und die Opposition zu ersticken. Ich hätte es auf die Wand meines Schlafzimmers malen können, was morgen geschehen würde: Verhaftung der oppositionellen Führer, Verbot der hitlerfeindlichen Presse, Ächtung aller Sozialisten.

Um das zu erkennen, brauchte man nicht besonders informiert zu sein, man brauchte nicht besonders denkfähig, man brauchte, wie gesagt, nicht einmal völlig wach zu sein. Die ganze vorausgegangene Geschichte der Hitler-Partei und ihres Häuptlings hatte gelehrt, dass es dort – neben viehischer Brutalität – überhaupt kein anderes Mittel des politischen Kampfes gab als Betrug, Fälschung, Wort- und Eidbruch.

Es begann mit dem Namen. „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei“ nannte sich diese Organisation. Sie war anti-sozialistisch, und sie war arbeiterfeindlich. Ganz eindeutig war sie das Kind eines großkapitalistischen Klüngels, der Rüstungsindustrie, deren Fabriken elend gingen und deren Aktien seit dem Krieg tiefer und tiefer sanken. Nur eine neue Gefährdung des Weltfriedens konnte da helfen.

Der Name war ein Betrug. Jede Parole war ein Betrug. Wie die Partei vom Geld jener Clique lebte, so lebte sie „geistig“ von erschwindelten Gefahren.

Da war der Schwindel vom „roten Terror“, die Bolschewikengefahr. Nichts dergleichen gab es in Deutschland. Schon garnicht unter den Kanzlern, die der Katastrophe vorangingen, Brüning, Papen, Schleicher. Nirgends existierte unter der deutschen Republik eine politische Opposition, mit der nicht, in je-

dem Augenblick, Armee und Polizei spielend fertig geworden wären.

Da war die Gefahr der Verelendung, des ökonomischen Zusammenbruchs. Mit unahnbarer Geschwindigkeit hatte sich Deutschland von den Schäden der Niederlage wieder befreit und hatte gewaltigen Aufschwung genommen. In der Mitte des Jahres 1929 setzte eine internationale Wirtschaftskrise ein. Sie traf auch das Reich. Aber sie traf es nicht schwerer als andere hoch industrialisierte Länder. Nur wurde die Krise hier fühlbarer ins Bewußtsein gerückt durch gleichzeitige politische Erschütterungen.

Diese Erschütterungen waren in gar keiner Weise mehr eine Folge des Vertrags von Versailles, und am allerwenigsten waren sie eine Folge des demokratischen Systems. Sie waren im Gegenteil die Folge einer wütenden Hetzkampagne gegen eben dieses System. Hitler selbst und seine Helfer schufen den Zustand, aus dem sie brüllend den Ausweg in ihr Drittes Reich anboten. Es war alles Lüge, die Gefahr und die Rettung.

Und nichts anderes war der Begriff, auf dem sie dieses Dritte Reich aufzubauen verhiessen. Ein Reich der „arischen Rasse“ sollte es sein. Die Wortkopplung war völlig sinnlos. „Arisch“ ist eine sprachliche Definition, sie bezeichnet die Menschen, die eine bestimmte Gruppe von Sprachen sprechen. Die zuverlässigste Autorität auf dem Gebiet, Max Müller, hat dargelegt, daß es „ebenso absurd ist von einer arischen Rasse zu reden wie etwa von einem kurzschädelligen Wörterbuch“. Allein der gebrandmarkte Unsinn eignete sich vorzüglich zum Volksbetrug – vorgetragen von wem auch immer. Hitlers oberster Parteidenker, einer Namens Alfred Rosenberg, der ihn kodifizierte, war sogar ein besonders bunter Bastard. Von deutschem Blut hatte er nicht einen Tropfen in den Adern, wohl aber ein Gemisch von französischem, jüdischem, slawischem und mongolischem Blut. So wandelte dieser Rassenphilosoph

einher, als Lüge auf zwei Beinen, ein unübertreffliches Partei-symbol.

Der antisemitische Feldzug, auf den es bei all dem abgesehen war, wurde auf bewußter und sorgfältiger Fälschung aufgebaut. Nicht einer dieser Agitatoren glaubte an eine einzige der Ziffern, die sie da dem deutschen Volk um die Ohren schlugen.

Deutschland, erklärten sie, werde seit dem Krieg von Ostjuden überflutet, Millionen von ihnen seien eingebürgert worden. In Wirklichkeit betrug die jüdische Einwanderung aus dem Osten noch nicht ein Zehntausendstel der Bevölkerung. Zwischen 1919 und 1933 wurden alljährlich im Durchschnitt 385 Ostjuden eingebürgert – in einem Reich von 65 Millionen. Dies war die Überflutung.

Juden verwalten das Land, erklärten die Agitatoren, 60 Prozent aller Beamtenstellen halten Juden besetzt. In Wirklichkeit machten unter den höheren Beamten die Juden nicht ganz 1/3 Prozent aus, unter den mittleren und unteren Beamten nicht ganz 1/5.

Am schlimmsten, erklärten die Agitatoren, sei es ganz oben, sämtliche Reichsregierungen seit 1918 seien völlig verjudet gewesen. In Wirklichkeit gab es in den 19 Reichsregierungen seit dem Krieg mit ihren 250 Ministern alles in allem sechs jüdische.

Und wie sich die Partei ihre Feinde zusammenlog, so log sie sich auch ihre Helden zusammen. In der Beziehung tat man das Äußerste. Man hätte sich Heroen und Märtyrer zurechtschnitzen können aus jedem beliebigen Rowdy, dem in einem politischen Disput der Schädel eingeschlagen worden war. Aber damit war die Gier der Parteihäupter nach Volksbetrug nicht zu stillen. So holten sie sich von der untersten Sprosse der moralischen Leiter die ekelregendste Figur, einen notorischen Zuhälter, und setzten dem die Strahlenkrone auf. Einen schmutzigen Strizzi, Horst Wessel, den ein Kollege niederschoss, weil

er seine Mädchen in einem Stadtbezirk laufen ließ, den der andere als seinen Jagdgrund betrachtete. Den, gerade den, machten sie zum Heiligen der Nation, und ein Lied, das seinen Namen trug, zum deutschen Feiergesang. Der Tag war schon nahe, an dem die Botschafter der europäischen Mächte sich bei den Klängen der Zuhälterhymne von ihren Sitzen zu erheben haben würden.

Aber was hatten wir tote Heilige nötig, um das Verhältnis dieser Partei zur Wahrheit zu ergründen. In der Stadt, in der wir lebten, waren wir ja in bevorzugter Lage, um ihren lebendigen Messias selbst zu studieren. Hier wandelte er im Fleisch. Durch Münchens schöne Straßen, die er seither verhunzt hat, kam er daher in seinem feschen Gurtmantel. Hier fiel er mit Vorliebe in Trance, zu Brüllkrämpfen hingerissen von seiner „Mission“, ein verzückter Seher, der im rechten Moment, wenn ihm glücklich der Schaum vor dem Mund stand, unten am Rednerpult auf den Schaltknopf drückte, um die Scheinwerfer auf sich zu dirigieren. Wir kannten alles an ihm, jedes erschwindelte Detail, bis zum Eisernen Kreuz, mit dem er herumlief.

„Meldegänger“, schrie er, sei er im Kriege gewesen. Das stimmte sogar, aber selbst was stimmte, wurde Lüge in diesem Mund. Meldegänger, das klang nach etwas, und es war gar nichts. Meldegänger, das war so ungefähr der geschützte Posten im Feld, eine Art Lebensversicherung. Meldegänger – während des langen Krieges, bei zwei Millionen deutscher Toter, ist nur ein einziger Meldegänger gefallen. Ganz einerlei, er stilisierte sich als „Meldegänger des deutschen Volkes“.

Freilich, es kommt auf die Leistung an. Nicht für Geringes wird ein Gefreiter mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse geschmückt. Ihm, ließ er verbreiten, war es für die selbständige Gefangennahme einer ganzen Abteilung Franzosen verliehen worden. Die Angaben schwankten ein bißchen. Bald hatte er zwölf Franzosen gefangen, bald zwanzig. Nun, dergleichen

kam vor. Die Geschichte des Regiments, dem Hitler zugeteilt war, gibt Namen und Datum für zwei ganz ähnliche Fakten. Nur seine Kriegstat ist nicht erwähnt.

Jedoch auf Vergangenes waren wir keineswegs angewiesen. Wir selbst konnten Zeugnis ablegen dafür, wie der Meldegänger des deutschen Volkes sich im Moment der Gefahr betrug. 1923, bei seinem berühmten Putsch – einem mit verhältnismäßiger Wahrheitsliebe vorbereiteten Putsch, da er dabei nur zwei Ehrenwörter brach – marschierte er mit hundert bewaffneten Anhängern gegen das Münchener Polizeiaufgebot. Die Polizei schoss. Vierzehn von Hitlers Leuten lagen am Boden. In diesem Augenblick, ohne sich zu besinnen, sprang der Meldegänger in ein Auto und fuhr ab. Er bleibe dann für eine Weile verschwunden. Ein paar Jahre später brachte er in eine seiner Versammlungen einen jungen Menschen mit – um den zu retten, erklärte er, sei er damals davongefahren. Aber das war keine durchgearbeitete Geschichte, mehr wohl ein spontaner Einfall des Meisters, eher dilettantisch. Er ließ die Sache fallen. Des Jungen wurde nicht weiter gedacht.

Schwindel die ganze nationalsozialistische Firma, Schwindel die ganze „Mission“, Schwindel ihre Parolen, Schwindel ihr Heldenpersonal, Schwindel von der Odinslocke bis zum Ehrenkreuz, ihr Oberherr, der aus seinem ganzen Leben nicht einen Tag hätte redlich erzählen können, ohne dem Gelächter anheimzufallen. Nie war in aller Geschichte von einer öffentlichen Gruppe so absolut, so unersättlich, so giftig, so ganz ohne Scham gelogen worden wie seit länger als einem Jahrzehnt von dieser Partei. Es brauchte wahrhaftig kein erleuchtetes Gehirn, mein narkotisiertes genügte vollkommen, um das Lumpenspiel zu deuten, das da am 27. Februar 1933 von den Betrügern gefingert wurde.

Und genau wie ihre begründende Tat, so sah dann ihr Staat aus.

II.

Im sechzehnten Jahrhundert hat der Italiener Machiavelli den Wortbruch als politisches Mittel zu legitimieren versucht.

„Ein kluger Herrscher kann und soll sein Wort nur halten, wenn es ohne Schaden für ihn selbst möglich ist, oder wenn die Verhältnisse, unter denen er es gab, noch immer fort dauern. Ich würde mich hüten, solch ein Prinzip aufzustellen, wenn alle Menschen gut wären, aber da sie alle miteinander schlecht sind und immer bereit, ihr Wort zu brechen, sollte ein Herrscher sich nicht darauf versteifen, das seine unbedingt zu halten – es ist auch immer leicht, einen Treubruch zu rechtfertigen. Die Menschen sind töricht und schwach, man beschwindelt sie leicht.“

Machiavelli fand und riet da nichts Neues, er schrieb lediglich auf, was seit jeher in der politischen Praxis vorkam. Dennoch löste seine zynische Offenheit einen lang nachwirkenden Schock aus. Zweihundert Jahre später schrieb Friedrich der Zweite von Preussen einen „Anti-Machiavell“, und noch heute ist der Name jedem Schulbuben geläufig, als eine Art Synonym für den Teufel.

Denn so reich die Staatengeschichte an Vertragsbruch, Fälschung und Lüge ist, nie sind diese Mittel von Mitwelt und Nachwelt als das Normale, Unvermeidliche hingenommen worden. Das Wort „Verrat“, an eine historische Figur geheftet, zerstört ihren Ruhm. Ein Fall von bewußter Entstellung genügt, um einen sonst großen Namen zu beflecken. Bismarcks Umredigierung der Emser Depesche durch die er die deutsche Öffentlichkeit krieglerisch stimmte, ist von seinem Ruf nicht abzuwaschen. Und was für ein schüchterner Trick war es dabei, die Depesche des Königs Wilhelm, unter Bewahrung ihres Sinns, so zusammenzustreichen, dass sie energischer klang – gemessen an dem, was seither erlebt worden ist.

In Hitlers Buch gibt es eine Stelle über die Lüge. Sie ist oft zitiert worden. Zu oft zitiert werden kann sie nicht. Denn sie

bietet den Schlüssel zum ganzen Trachten und Tun dieses Menschen. Sie ist die Quintessenz aller Einsichten, die er je im Leben gehabt hat. Sie ist sein Beitrag – sein einziger – zur Entwicklung des menschlichen Geistes.

Er schreibt da, in dem eiterig gedunsenen Deutsch, das sein Geheimnis ist:

„In der Größe einer Lüge liegt immer ein gewisser Faktor des Geglaubtwerdens, da die breite Masse eines Volkes bei der primitiven Einfalt ihres Gemüts einer großen Lüge leichter zum Opfer fällt, als einer kleinen, da sie selber ja wohl manchmal im Kleinen lügt, jedoch vor zu großen Lügen sich schämen würde. ... Sie wird an die Möglichkeit einer so ungeheuren Frechheit der infamsten Verdrehung auch bei anderen nicht glauben können. ... Daher denn auch von der frechtesten Lüge immer noch etwas übrig und hängen bleiben wird – eine Tatsache, die alle großen Lügenkünstler und Lügenvereine dieser Welt nur zu genau kennen und deshalb auch niederträchtig zur Anwendung bringen.“

Man sieht, er salviert sich in seinem Abgesang und schiebt die Erkenntnis, die er gewonnen, die reife Frucht seines ganzen Daseins, irgendwelchen imaginären Dritten zu. Den einzigen Gedanken, der je neu und echt bei ihm war, schenkt er großzügig fort.

Nein, es hat die „Künstler und Vereine“, hinter die er sich duckt, nie und nirgends gegeben. Als welcher Ethiker erscheint neben ihm der florentinische Diplomat, der unter Umständen eine Unwahrheit für erlaubt und empfehlenswert hielt. Hitlers Originalität ist vollkommen. Es ist ganz allein sein eigenes Hirn und Gemüt, das er entblößt. Er und sein Klüngel allein in aller Geschichte haben bewußt und konsequent den Grundsätzen nachgelebt, die er da in dem Gauner-Rotwelsch, das er für eine Sprache hält, der Welt hinbreitet.

Freilich, der Entschluß zur „ungeheuren Frechheit der infamsten Verdrehung“ mußte ihm leichter fallen, als irgendwem

sonst. Keinerlei Hemmnisse sittlicher oder konventioneller Natur waren in diesem Organismus zu überwinden. Der arbeits-scheue, zu jeder nützlichen Tätigkeit unfähige Tramp, der in den sterilen Qualen seines Nichts sich nährt und fristet vom Haß auf alle, die von der Natur besser ausgestattet sind als er selbst, der giftige Pennbruder, durch Feigheit und physische Unzulänglichkeit vom Verbrechen zurückgehalten – er rächt sich durch maulvolles Entstellen und Verdrehen an einer Welt, mit deren Realität er nicht fertig zu werden vermag. Die Lüge ist seine Waffe gegen eine Wirklichkeit, die ihn ausstößt. Hysterischer Komödiant der er ist, hat er von der Natur eine einzige Gabe mitbekommen: sich durch Brüll-, Kreisch- und Heulkrämpfe in Aufregungszustände hinaufzulügen, deren Überspringen auf die Zuhörer er eiskalt kontrolliert. Er hat einen einzigen Lust- und Ehrgeiztraum: durch die Lüge sich eine Gefolgschaft zu gewinnen, ein ganzes Volk, am Ende die Völker.

„Größe der Lüge“. Er ließ es nicht fehlen. Nehmen wir aus fünftausend ein einziges Beispiel. Als im Jahre 1936 einer seiner Büttel im Ausland, mit Namen Gustloff, niedergeknallt worden war, hielt ihm Hitler die Grabrede und sagte dabei:

„Ich muß hier feierlich feststellen, auf dem Wege unserer Bewegung liegt nicht ein einziger von uns ermordeter Gegner, nicht ein Attentat. Nie kämpften wir mit diesen Waffen.“

Das sagt der Mensch dem deutschen Volk ins Gesicht, und der Welt, deren Gedächtnis die nie abreißende Reihe seiner Bluttaten frisch bewahrt. Das sagt er, nachdem seine Banden in den Jahren 1930 und 31 sechzig sozialistische Arbeiter hingemordet haben und im folgenden Jahr die doppelte Zahl. Das sagt er nach der viehischen Tat von Potempa, bei der fünf seiner Nazis – fünf – einen Arbeiter zu Tode gemartert haben in stundenlanger Arbeit, worauf er den fünf Bestien in ihrer Zelle sein Gelöbnis „unbegrenzter Treue“ telegraphiert. Das sagt er, nachdem im ersten Jahr seiner Herrschaft sechshundert Morde durch ihn geschehen sind, in dem einzigen Konzentrationslager

Oranienburg allein hundertdreißig. Das sagt er, nachdem seine Partei den Mördern Erzbergers und Rathenaus offiziell triumphale Ehrungen hat zuteil werden lassen, dem Separatistenmörder Hannes Miebach desgleichen, dem Mörder Theodor Lessings desgleichen, dem Mörder des Ingenieurs Formis desgleichen. Das sagt er nach seinem Würge- und Schlachtfest vom 30. Juni 34, mit den zwölfhundert Toten.²⁴ Das sagt er, nachdem seine Meuchler den Kanzler Dollfuß auf dem Sofa in der Wiener Bundeskanzlei langsam haben verbluten lassen.

„Die große Masse wird an die Möglichkeit einer so ungeheuren Frechheit nicht glauben können.“

Aber so sicher ist das nicht. Es muß dafür gesorgt werden, daß kein Zweifel an die Gehirne herangetragen wird. Eine hermetische Mauer wird um ein ganzes Volk gezogen. Hitlers Hauptministerium, das Zentralamt für Erdrosselung der Wahrheit, wird aus gestohlenem und erpreßtem Geld mit unbegrenzten Mitteln ausgestattet; kein Ziel, nicht einmal das der totalen Bewaffnung, kann so wichtig sein wie die totale Belügung der Nation. Es gibt nichts Presseähnliches mehr im Land, nur die von Goebbels kommandierten Druckfetzen. Stimmen aufzufangen, die durch die Luft aus ungeknechteten Ländern herüberdringen, bedeutet den Kerker. Über jedem Kopf, der denken könnte, hängt der Eisenknüppel, um ihn einzuschlagen. Nur die Stimme des Pennbruders ist noch zu hören.

Eine Atmosphäre zum Ersticken zieht mit seinem Atem über das Land. Selbsterhaltungstrieb bringt anständige Instinkte zum Schweigen. Das Netz der Behorchung und Angeberei wird immer dichter. Kein Ausweg scheint mehr zu sein, Viele geben sich auf. Wenn gemeiner Betrug durch Jahre hindurch unangefochten das Feld hält, so ist das ein Schicksal, man muß es hinnehmen. Das Einzige, was man noch kann, ist Ohr und Nase zuhalten, aber kaum das ist möglich ohne Gefahr. Er scheint

²⁴ Röhmputsch.

seinem Ziele nah – dem, ein ganzes Volk im Abgrund seiner eigenen sittlichen Verkommenheit zu begraben.

Giftgas kennt keine Grenzen. Der Stank überzieht die Länder Europas. Wo, ach wo ist das schöne Jahrhundert hin, da Machiavelli den Herrschenden riet, sie sollten sich nicht darauf versteifen, unbedingt ihr Wort zu halten. Der nationalsozialistische Staat schließt Verträge überhaupt nur in der Absicht, sie zu brechen. Sie sind Betrugsmittel, nackt und ausschließlich.

Hitler schließt mit dem Vatikan ein Konkordat und verletzt seine Bestimmungen vom ersten Tag an. Er schließt mit England ein Flottenabkommen und erklärt es für nichtig im ersten Moment, der ihm paßt. Er schließt mit Polen auf zehn Jahre einen Freundschaftspakt und zerbricht ihn, sobald ihm die Zeit gekommen scheint, Danzig und Pommerellen einzusacken. Einer Welt gegenüber, die an Rechtssatzungen noch glaubt, hat der es leicht, der vollkommen ehrlos ist.

Sie hört ihm zu, wie er 1935 erklärt, er werde jeden Vertrag „auch wenn seine Unterzeichnung vor seinem Regierungs- und Machtantritt stattfand, peinlich innehalten.“

Darauf remilitarisiert er, 1936, das Rheinland.

Am gleichen Tage, dem 7. März, erklärt er, und die Welt hört ihm zu: „Der Kampf um unsere Gleichberechtigung ist abgeschlossen. Wir haben in Europa keine territorialen Forderungen zu stellen.“

Er schließt seinen Vertrag mit Österreich. Er wird, verspricht er da feierlich, „die in Österreich bestehende politische Gestaltung, einschließlich der Frage der österreichischen Nationalsozialisten, als eine innere Angelegenheit Österreichs betrachten, auf die er weder unmittelbar noch mittelbar Einwirkung nehmen wird.“

Aber er unterbricht die mit strömenden Millionen finanzierte Unterwühlung Österreichs auch nicht für eine Stunde. Wie-

der und wieder schlägt er sich an die Brust, und die Welt hört ihm zu:

„Die Behauptung, dass das Deutsche Reich beabsichtige, den österreichischen Staat zu vergewaltigen, ist absurd.“

„Deutschland hat weder die Absicht noch den Willen, sich in die österreichischen Verhältnisse einzumischen, Österreich etwa zu annektieren oder anzuschließen.“

„Wieder verbreitet man Lügen, Deutschland werde morgen oder übermorgen in Österreich einfallen.“

„Die Behauptung, dass von seiten des Reichs aus irgend ein Angriff gegen den österreichischen Staat unternommen werde oder auch nur geplant sei, muß ich schärfstens zurückweisen.“

Wieder und wieder, beharrlich und noch einmal, immer im feinsten Pennbruderstil. Die Welt hört ihm zu.

Dann überfällt er das kleine Land, Österreich wird eingeschickt. :

Am Tag, an dem das geschieht, dem 13. März 1938, erklärt er der Tschechoslowakei, er betrachte sich ihr gegenüber an alle Verträge gebunden. Und er bietet dem Land einen Nichtangriffspakt an.

Und genau gleichzeitig – selbstverständlich eigentlich schon – beginnt, als Vorbereitung für den Angriff, das Jammerschreien über die Leiden der sudetendeutschen Brüder.

Als diese Krise dann reif ist, als dem Erpresser das Sudetengebiet zufällt, erklärt er vor seiner Meute im Sportpalast, dies sei „das letzte seiner territorialen Ehrgeize in Europa, er habe nicht den Wunsch, dem Reich Menschen anderer Rasse einzuverleiben.“ Und zwei Tage darauf dem englischen Premier: „Wir wollen gar keine Tschechen. Dem tschechischen Staat wird seine Sicherheit garantiert.“

Ja, die wurde ihm garantiert. Am 15. März 1939 überfällt er die wehrlose, zum blutenden Rumpf geschlagene, von Allen verlassene Republik und sackt sie ein.

Er schien es erreicht zu haben. Nicht nur die entsetzliche sittliche Schädigung des deutschen Volkes, auch die Demoralisierung Europas. Lähmung hatte die Völker befallen und noch mehr die, die sie führten. Kein Arm erhob sich, um dem Zerstörer unserer Rechts- und Moralordnung Einhalt zu tun.

Die Verschweigung der Welt durch den Burschen schien vollendet. Sie war es nicht. Hier endete sein Traum.

III.

Denn man sollte sein Handwerk nicht leichtsinnig wechseln. Wer als Fälscher und meineidiger Betrüger solch ausgezeichnete Geschäfte gemacht hat, sollte sich nicht plötzlich als Straßenräuber etablieren. Von der Lüge als Staatsprinzip hätte Hitler niemals abgehen dürfen. Der eine Schritt vom Wege erwies sich als katastrophal. Der ganze Schwindel, mit dem er sechs Jahre lang die Welt teils benebelt, teils, soweit sie sein Spiel spielen wollte, mit Vorwänden für Duldung und Beihilfe versorgt hatte, war mit einem Mal zergangen und zerstört, nichts war von ihm übrig.

Denn durch Prag, seit Prag, ist nichts mehr zu machen mit „Versailles“, nichts mit der Gleichberechtigung, dem antibolschewistischen Kreuzzug, den gequälten deutschen Brüdern, dem großgermanischen Reich, dem ganzen Humbug. Ein macht- und frechheitsbesoffener Strauchdieb, dem die Widerstandslosigkeit traditionsgebundener Staatsmänner vollends das armselige Hirn verfinstert hat, steckt sich grinsend in den Sack, was ihm begehrenswert vorkommt. Der Tag ist da, an dem endlich auch die sehen müssen, die sich am eifrigsten verblenden ließen.

Es mag langsam mit ihm zu Ende gehen oder rasch, blutig oder, wie wir es inbrünstig wünschen, ohne neue Hekatomben von europäischem Blut – geschichtlich ist sein Ende da seit dem Prager Tag. Das Schicksal der Tschechen ist ein grauenvolles Warnungssignal für die Völker. Ein „Staatsoberhaupt“,

über das so gesprochen werden kann wie über den Hitler im englischen Unterhaus, hat ausgespielt. Alfred Duff-Cooper, historischer Schriftsteller von Weltruf, Kriegsminister in einem englischen Kabinett, dann erster Lord der Admiralität, in nicht ferner Zukunft sicherlich wieder an führendem Platz, hat dort geäußert:

„Ich bezweifle stark, daß es sehr vorteilhaft ist, irgend einen Vertrag mit Deutschland zu haben. Und jetzt, wo dieser dreimal eidbrüchige Verräter und Verletzer von Schwüren an der Spitze des deutschen Staates steht, bin ich der Ansicht, daß jedes Abkommen, das er unterzeichnet, nicht das Papier wert ist, auf dem es geschrieben ist. Es gibt kein Mitglied dieser Versammlung, das eine andere Meinung haben kann.“

Nicht nur in dieser Versammlung! Es gibt trotz aller Langsamkeit, aller Klassenbeschränktheit, aller tiefwurzelnden Neigung zum Kompromiß, nicht einen Staatsmann auf Erden mehr, der anders dächte.

Und nicht einen, der nicht wüßte, wie die berühmte Einigkeit des deutschen Volkes beschaffen ist, jene Geschlossenheit, mit der es hinter seinem Führer steht. Wie stürmisch sein Angriffsgeist ist, wie brennend sein Wunsch, dem rasend gewordenen Schwindler in die Katastrophe zu folgen. „Versehen mit Vorräten für drei Monate, mit moralischer Rückhaltskraft für drei Wochen“, wie ein in Berlin amtierender Diplomat den Zustand charakterisiert hat. Man ist hellhörig geworden in diesen Zirkeln, hellhörig sogar für das Schweigen. Für das eisige Schweigen zum Beispiel, mit dem am vergangenen 27. September die Panzerwagendivision begrüßt wurde, die da durch Berlin zog, um am nächsten Morgen an die tschechische Grenze zu gehen. Ja, nun wissen es sogar die, die sich jahrelang Augen und Ohren zugehalten haben, daß er es trotz Gewalt und Betrug mit dem deutschen Volk nicht geschafft hat. Jenes Wort des großen Lincoln ist zuletzt doch wahr geworden:

„Man kann Einige auf die Dauer belügen oder alle auf einige Zeit, aber nicht alle auf die Dauer.“

Keine chinesische Mauer hat geholfen, nicht die allstündlich hämmernde Propaganda durchs Mikrophon, nicht die Berge von schmutzigem Schwindelpapier, die seit zweitausend Tagen die Pressen des Goebbels morgens und abends ausspeien. Kein Denunziantensystem, keine Drohung, kein Schrecken. Es wird nichts mehr geglaubt. Der Umstand, daß eine Behauptung von diesem „Führer“ oder seinen Kreaturen kommt, genügt, damit sie verlacht wird. Jede heimlich verbreitete Aufklärungsschrift geht durch Ketten von Händen, jede Nachricht der Freiheitssender wird gierig abgelauscht.

Freilich, wie es im Nächsten, im Täglichen, Physischen steht, das braucht keinem erzählt zu werden. Jede Schlange vor einem Fleisch- oder Milchladen ist da Aufklärung genug. Und es braucht auch längst kein geschultes Denken mehr, um zu erkennen, was diese „Regierung“ vom Volk als Preis für Entbehren und Wirtschaftsverwüstung eingehandelt hat.

Eine „Machtstellung“ hat sie eingehandelt, die keine ist, weil sie gleichbedeutend ist mit universaler Feindschaft. Der Handlanger der internationalen Rüstungsindustrie hat die Aufgabe vollführt, für die er eingesetzt war. Deutschland hat aufgerüstet, alle anderen Länder mußten folgen. Die Waffenschmieden rund um die Erde arbeiten zu voller Kapazität, die Aktien stehen hoch. Mit solcher Weisheit hat dieser profunde Politiker für sein Land gewirkt, daß er das leidenschaftliche, zu ungeheuren Opfern bereite Friedensbedürfnis der Welt besiegt und Deutschland vor einen Abgrund geführt hat, aus dem es kein Wiederaufklettern gäbe.

Aber es ist nicht die physische Verelendung, es ist nicht einmal die weltpolitische Todesgefahr, die von den Deutschen am tiefsten empfunden wird. Das alles, so grauenvoll es sein mag, bleibt sekundär. Was völlig unerträglich ist, worunter ein ganzes Volk sich bäumt wie im Sterbekampf, das ist die

Stickatmosphäre von gemeiner Verleumdung, Erpressung, giftiger Spitzelei. Dem Volk geht der Lebensatem aus in diesem Stank.

Auch das weiß die Welt. Nach der Erfahrung dieser sechs Jahre, nach ungezählten Gesprächen mit den Angehörigen vieler Nationen, aus den Äußerungen von Männern der Staatsverwaltung und Wirtschaft, der Wissenschaften und Künste, aller Gewerbe und Stände, steht Eines mir fest: nirgends wird das deutsche Volk verwechselt mit dem tollwütigen Fälscher, der versucht, es in den Abgrund zu führen, oder mit seinen Brotgängern, die für ihn stehlen und foltern. Man weiß, daß es immer dasselbe Gesindel ist, das ihm allerorten sein „Heil“ ins Gesicht brüllt, die gleichen paar Hunderttausend, die wie die Statisten auf einer Schmierbühne links abgehen und rechts wieder hereinkommen.

Ein Volk, so ist die Meinung der Welt, darf nicht beurteilt werden nach den Schlammexistenzen, die eine wilde Epoche aus Grundwässern heraufwirbelt. Ein Volk, so ist die Meinung der Welt, wird gewürdigt nach dem Hohen, das es hervorgebracht hat, nach seinem Beitrag zur Versittlichung und Kultur.

Die Deutschen sind für die Welt nicht das Volk eines Hitler. Sie sind das Volk ihrer Philosophen und Forscher – mit ihnen begriffen auf dem weiten Weg nach der Erkenntnis. Sie sind Beethovens Volk, Holbeins und Grünewalds – all der dauernden Geister, denen Eines gemeinsam ist: leidenschaftlicher Trieb zur Wahrhaftigkeit. Sie sind das Volk ihrer großen Literatur, von Goethe zu Thomas Mann, die nichts anderes ist als unerbittliche Selbstergründung, nicht zu stillender Durst nach der im eigenen Herzen verborgenen Wahrheit.

Der Tag wird kommen, er ist nahe, an dem das deutsche Volk, befreit von jener Spottgeburt aus Lüge und Rachebrunst, seinen ehrenvollen Platz wieder einnehmen wird im Ring der Nationen.

Juli 1939.

IV.

Oktober 1939.

Nach drei Monaten nehme ich diese Blätter wieder zur Hand, in der Erwartung, ihren Inhalt banal, völlig überholt zu finden. Denn was hier festgestellt ist, das hat Hitler inzwischen der Welt mit voller Lungenkraft in die Ohren gerufen: „An mir ist alles Lüge, ich glaube an nichts, stehe für nichts, kenne keine Idee, keinen Standpunkt, kein anderes Ziel als das eine, mich an der Macht und meinen Raub fest zu halten.“

Aber die Welt war erstaunt. Den Staatsmännern in drei Erdteilen blieb der Atem weg, als der Mensch da am 22. August 1939 plötzlich umarmte, was er am Vortage ausgespieden hatte, und seinen Nichtangriffspakt mit der Sowjet-Union abschloss. Sie vermochten an die „Größe der Lüge“, an jene „ungeheuerste Frechheit der infamsten Verdrehung“ kaum zu glauben. Sollte es am Ende noch immer ganz nützlich sein, nachzuweisen, daß dieser Marktschreier, seine Partei und sein „Staat“ von allem Anfang an und in jedem Moment von diesem selben Prinzip der nackten nihilistischen Zwecklüge gelebt haben?

Hatte man das nicht erkannt oder schloß man die Augen vor der Tatsache, so mochte man an jenem 22. August freilich erstaunt sein. Hatte nicht der Aufstieg des Burschen mit einem Verbrechen begonnen, das er Moskau zur Last legte? War nicht „Kampf gegen Moskau“ das A und O seiner ganzen sogenannten Politik, hielt er sich damit nicht allen auf Erhaltung bedachten Mächten der Erde empfohlen? Mit diesem Haß-Schrei gegen Moskau, mit ihm ganz allein, lockte und drohte er diese Mächte in ihre Widerstandslosigkeit hinein, mit „Moskau“ im geifernden Maul, bestahl, marterte, mordete er die arbeitenden Menschen in Deutschland.

„Die heutigen Machthaber Rußlands denken garnicht daran, in ehrlicher Weise einen Bund einzugehen oder gar ihn zu halten. Man vergesse doch nie, daß sie blutbefleckte gemeine Verbrecher sind, daß es sich hier um den Abschaum der

Menschheit handelt ... Man schließt keinen Vertrag mit einem Partner, dessen einziges Interessen die Vernichtung des Andern ist. Man schließt ihn vor allem nicht mit Subjekten, denen kein Vertrag heilig sein würde ... Wie dem deutschen Arbeiter den Bolschewismus als fluchwürdiges Menschheitsverbrechen klarmachen, wenn man sich selbst mit den Organisationen dieser Ausgeburt der Hölle verbindet?“

Wie, ja wie? Da steht er nun mitten im Krieg, dem die äußerste Langmut, der leidenschaftlichste Friedenswillen der Andern nicht länger hat ausweichen können – da steht er, völlig allein mit dem kommunistischen Rußland als einzigem Garanten. Einem rätselhaften und stummen Garanten, dem all sein Winseln bis heute das ersehnte Wort „Allianz“ nicht hat ablocken können, einem Garanten, dem er zunächst einmal mit dem Blute der Deutschen Ost-Polen zurückgeholt hat, dem er Stück um Stück seine Ziele aufopfern muß, die Ukraine, Rumänien, den ganzen Süd-Osten, einem Garanten, der heute schon die Ostsee zu einem russischen Teich gemacht hat. Der „Soldat gegen den Weltbolschewismus“ hat Asien weit das Tor nach Europa aufgetan.

Es ist Krieg. Ein langsamer, zögernder, zuwartender Krieg, von den Andern mit schwerstem Herzen unternommen, ohne jedes Gefühl der Feindschaft und Bitterkeit gegen das deutsche Volk, ein Krieg ganz allein gegen die Aussauger und Totengräber dieses Volkes. Sein zögernder Charakter erklärt sich daraus, daß der Moment erwartet wird, da die deutsche Nation sich ihrer Schänder entledigt und so sich und der Welt die letzten fürchterlichsten Opfer erspart.

Wehe, wenn dieser Augenblick zu lange auf sich warten läßt. Fließt erst, zum zweiten Mal in einem Vierteljahrhundert, durch deutsche Schuld stromweise das Blut der europäischen Generation, so werden die jetzt klarblickenden Augen sich in Leid und Haß verschleiern, die Unterscheidungen werden nicht Stand halten. Es ist jeder Tag kostbar. Möge der furchtbare

nicht kommen, an dem für die Welt das Antlitz des deutschen Volkes mit der ehrlosen Fratze seines Henkers zusammenfließt!

So etwas darf nicht vorkommen!, Brief (1939)

Quelle: Neue Volkszeitung, 8. Jahrgang, Nummer 51, 23. Dezember 1939, Seite 7. – Werkverzeichnis: Frank 1939.2.

Offener Brief von Bruno Frank über das literarische Preis-ausschreiben der American Guild for German Cultural Freedom. Auf diesen Brief antwortete Prinz Hubertus zu Löwenstein mit einer „Richtigstellung“, die Bruno Frank wiederum zu einer Gegendarstellung veranlasste. Siehe: „Eine Berichtigung und eine Antwort“, Seite 244.

So etwas darf nicht vorkommen
Von Bruno Frank

Der Dichter *Bruno Frank* schreibt uns:

Im Oktober 1937 schrieb die "American Guild for German Cultural Freedom" (Generalsekretär Prinz Hubertus zu Löwenstein) in Verbindung mit dem amerikanischen Verlag Little Brown einen Preis für das beste Buch eines exilierten Schriftstellers aus.

Der Preis sollte 2500 Dollar betragen, die als Vorschuss auf die Buchantimen verrechnet werden sollten. Verlage in mehreren europäischen Ländern schlossen sich der Unternehmung an, so dass dem Gewinner nicht nur ein erheblicher Geldbetrag, sondern auch weitreichende Publizität gewährleistet schien. Ausserdem wurde solchen Bewerbern, deren Werke neben dem Preisroman von der Jury besonders empfohlen, die Aussicht auf Publikation in Amerika und England eröffnet.

Zu Preisrichtern wurden bestellt: Thomas Mann, Lion Feuchtwanger, Lion, Alfred Neumann, Rudolf Olden und ich.

Letzter Einsendungstermin war der 1. Oktober 1938. Da der Einlauf stark war und die Kommunikation zwischen den durch die Welt zerstreuten Preisrichtern schwierig, zog sich die Entscheidung bis zum Mai 1939 hin. Dann wurde der Preis zuerkannt, dem Gewinner Mitteilung gemacht und eine Anzahl weiterer Werke den Verlegern zur Veröffentlichung empfohlen.

Plötzlich teilte die Guild den Preisrichtern mit, ihre Entscheidung sei nichtig. Dem Verlag Little Brown stehe ein *Einspruchsrecht* gegen das Urteil der Jury zu, und von diesem Recht habe der Verlag jetzt Gebrauch gemacht.

Ob irgendeinem der Preisrichter von dieser Klausel zuvor etwas mitgeteilt worden war, weiss ich nicht. Ich jedenfalls habe keine Ahnung von ihr gehabt, ich hätte mich sonst gehütet, die Verantwortung gegenüber den Einsendern und die mühevollen Prüfarbeit zu übernehmen.

Aber nicht dieser Mangel an Rücksicht ist das Gravierende. Unentschuldigbar erscheint mir das Verhalten der Guild gegen die konkurrierenden Kollegen.

Viele von ihnen haben ohne Zweifel jede andere Arbeit hintangestellt, um das einzusendende Werk rechtzeitig abzuschliessen. Alle waren über einen langen Zeitraum hin verhindert, ihr Buch zu verwerthen. Für nicht wenige muss, so wie die Verhältnisse liegen, schon die Herstellung des verlangten Manuskripts ein Opfer bedeutet haben. Zu alledem wurden 170 Autoren veranlasst, ohne dass eine klar umrissene Chance für einen von ihnen bestand.

Nach der Ablehnung durch Little Brown wurde, von der Guild und Verlag gemeinsam, in der Person eines bekannten amerikanischen Kritikers ein Schiedsrichter bestellt. Sein Urteil war dem von uns gekrönten Buch ungünstig. Aber in einwandfreier Weise schlug er vor, dass nun aus den übrigen von uns empfohlenen Werken eine neue Wahl getroffen werden solle, mit der der Verlag sich einverstanden erklären könne.

Allein als der Verlag Little Brown, der der Sache offenbar überdrüssig war, auf diesen Vorschlag lau und ausweichend antwortete, da bestand die Guild nicht auf ihrem Recht – dem Recht der 170 Einsender! – sondern sie schloss, am 10. Oktober 1939, die ganze Angelegenheit mit einem glatten Verzicht ab.

Ich habe geglaubt, diese Tatsachen bekannt machen zu sollen, da ich mir das Mass der erregten Enttäuschung und Verbitterung vorstellen kann. Aus dem "European Council" der American Guild for German Cultural Freedom bin ich ausgeschieden. Das Gleiche hat, unter schärfstem Protest, Thomas Mann getan. Und ich zweifle keinen Augenblick daran, dass die anderen Mitglieder des missbrauchten Gremiums folgen werden.

Eine Berichtigung und eine Antwort, Brief (1940)

Quelle: Neue Volkszeitung, 9. Jahrgang, Nummer 7, 17. Februar 1940, Seite 7. – Werkverzeichnis: Frank 1940.3.

„Richtigstellung“ von Prinz Hubertus zu Löwenstein zu Bruno Franks Offenem Brief vom 23. Dezember 1939 (siehe „So etwas darf nicht vorkommen“, Seite 224) und Gegendarstellung von Bruno Frank.

Eine Berichtigung und eine Antwort

Die "Neue Volkszeitung" veröffentlichte am 23. Dezember eine Zuschrift des Dichters *Bruno Frank*, zu der uns die *American Guild for German Cultural Freedom* folgende Berichtigung einsandte:

"Bruno Frank hat in der "Neuen Volkszeitung" vom 23. Dezember einen Brief über den Literarischen Wettbewerb für American Guild for German Cultural Freedom veröffentlicht. Da der Vorsitzende des Guild-Komitee für die Abwicklung des

Bewerbs, Arnold Höllriegel, nicht mehr am Leben ist, habe ich die Richtigstellung übernommen.

Es ist unrichtig, dass die Guild den Preisrichtern plötzlich mitgeteilt habe, ihre Entscheidung sei nichtig. Richtig ist vielmehr, dass das von der Mehrheit der Preisrichter gewählte Manuskript von Arnold *Bender*, "*Es ist später denn Ihr wisst*", als Sieger aus dem Bewerb hervorging. Der Gesamtbetrag des Preises, der sich aus Vorschüssen der sieben beteiligten europäischen Verlage zusammensetzt, übersteigt \$2000. Der polnische Verleger ist infolge der politischen Ereignisse ausgeschieden.

Der beteiligte amerikanische Verlag hatte, wegen der von den europäischen durchaus verschiedenen Bedingungen des amerikanischen Buchmarktes, nach einer besonderen Klausel seines Verlags die Möglichkeit zu dem Einwand, dass das Manuskript in Amerika auf eine weitere Verbreitung nicht rechnen könne. Der Verlag, gestützt auf die Gutachten amerikanischer Lektoren, erhob diesen Einwand. Die American Guild holte daraufhin das Gutachten eines amerikanischen Lektors ein, der nach einer Umfrage als der beste für deutsche Manuskripte bezeichnet worden war. Das Gutachten bestätigte den Einwand des Verlages. Nunmehr rief die Guild den im Vertrage vorgesehenen Schiedsrichter an, den hervorragenden Literaturkritiker *Dr. Henry Seidel Canby*, ein Mitglied unseres eigenen Board of Directors. Das Urteil fiel zugunsten des Verlages aus. Dieser schied damit aus dem Wettbewerb aus.

Es ist ferner unrichtig, dass 170 Autoren von dem Ausscheiden des amerikanischen Verlages betroffen worden seien. Richtig ist vielmehr, dass ein einziger davon betroffen wurde. Von den 170 ursprünglich eingesandten Manuskripten schieden 30 sofort aus, da sie den technischen Bedingungen des Bewerbs nicht entsprachen. Die übrigen wurden den Einsendern unverzüglich zurückgeschickt, nachdem die Preisrichter zu einer Entscheidung gelangt waren. Nicht zurückgeschickt wurde

eine Anzahl von Manuskripten, die von einem oder mehreren der Preisrichter zur Veröffentlichung empfohlen waren; die betreffenden Autoren wurden benachrichtigt, dass ihre Manuskripte, wie vorgesehen, allen beteiligten Verlagen mit der Empfehlung zur Veröffentlichung unterbreitet würden.

Die Guild ist in Verhandlung mit einem südamerikanischen Verlag, der die Absicht hat, sich noch jetzt dem Bewerb anzuschliessen.

Thomas Mann ist nach wie vor Präsident des Europäischen Rates der American Guild.

Prinz Hubertus zu Löwenstein
Generalsekretär."

*

Dazu schreibt uns *Bruno Frank*:

"Der Prinz zu Löwenstein hätte besser getan, meine milde, allzu milde Erklärung schweigend zu schlucken, statt mit einer Richtigstellung hervorzutreten, in der er im Wesentlichen einfach wiederholt, was ich gesagt habe, und sich dabei die Miene gibt, als hätte ich das Gegenteil behauptet.

Er stellt fest, dass sich die Preisrichter auf einen bestimmten Roman geeinigt haben – das steht in meiner Erklärung.

Er stellt den Betrag des Preises fest – der steht in meiner Erklärung.

Er stellt fest, dass der Verlag ein Einspruchsrecht gehabt und von diesem Gebrauch gemacht hat – das steht in meiner Erklärung.

Er stellt fest, dass dann ein Schiedsrichter angerufen worden ist, dessen Entscheidung dem designierten Werk ungünstig war – das steht in meiner Erklärung.

Und nur am Hauptpunkt, dem Anklagepunkt, geht er vorbei: an der Tatsache, dass mir als einem der Preisrichter von jenem Einspruchsrecht des Verlages nie etwas mitgeteilt worden war, dass mir also die Bedeutungslosigkeit des zu fällenden Urteils

verschwiegen wurde; an meiner Feststellung, dass ich mich sonst gehütet haben würde, eine Verantwortung gegenüber den Einsendern zu übernehmen; an meiner Vermutung, dass auch den übrigen Preisrichtern gegenüber genau so verfahren wurde.

Unrichtig findet er meine Behauptung, dass alle 170 Einsender von dem Verhalten der Guild betroffen worden seien. Nur der Verfasser des erwählten Romans, meint er, sei betroffen worden. Ganz gewiss, der hat den härtesten Schlag empfangen! Durch Kabel zu erfahren, man sei mit einem Literaturpreis bedacht worden, der Weltpublizität verbürgt, und dann hinterher zu hören, das Urteil der Jury sei nichtig und alles eitel Dunst – es ist genug, um einen widerstandsfähigen Mann umzuwerfen.

Aber 170 exilierte Autoren zu Hoffnungen auf Preis oder Publikation zu verleiten, sie über zwei Jahre hin an anderweitiger Verwertung ihres Werkes zu hindern, sie zu Ausgaben veranlassen (für Maschinenmanuskript und Paketporto), die für viele unter ihnen schwer ins Gewicht fallen – zählt das garnicht?

Der Prinz Löwenstein sollte, als Generalsekretär einer Hilfsorganisation, Phantasie genug besitzen, um sich auszumalen, was es für alle diese kämpfenden Schriftsteller bedeutet haben muss, als sie post festum erfuhren, dass für keinen von ihnen eine klar umrissene Chance bestanden hatte.

Lapidar steht am Schluss dieser Richtigstellung der Satz: 'Thomas Mann ist nach wie vor Präsident des Europäischen Rates der American Guild.'

Da ich seinerzeit das Schreiben gelesen habe, mit dem Thomas Mann, auf Grund eben dieser Vorgänge beim Preisausschreiben sein Amt niedergelegt hat, habe ich mich jetzt mit der Bitte um Aufklärung an ihn gewandt. Hier ist seine Antwort, datiert vom 5. Februar 1940:

'Den Vorsitz dessen, was bis jetzt die Guild war, habe ich *niedergelegt* und habe meinen *Rücktritt* auch im Gespräch mit Löwenstein *nicht* widerrufen. Aber es ist ja jetzt von einer Re-

organisation, Fusion, neuen Grundlegung usw. die Rede, und ich habe dem Prinzen gesagt, dass ich gern auf das Gelingen dieser Wiedergeburt warte und, falls sie zustande kommt, in Anerkennung all dessen, was die Guild tatsächlich zeitweise für die deutschen Schriftsteller getan hat, gern bereit wäre, die Ehrenpräsidentschaft *wieder zu übernehmen*. Derzeit wird die Guild wohl nicht behaupten, dass sie vorhanden ist. Ich habe ja gerade niedergelegt, um ihren Entschluss zum Eingehen zu beschleunigen und dadurch vielleicht einen Neubeginn einzuleiten.

Bruno Frank."

Thomas Mann zum 65. Geburtstag, Glückwunsch (1940)

Quelle: Neue Volkszeitung, 9. Jahrgang, Nummer 22, 1. Juni 1940, Seite 5. – Werkverzeichnis: Frank 1940.4.

Glückwunschbrief

Von Bruno Frank

Liebster Thomas Mann,

der früheste Geburtstag, an dem ich Ihnen die Hand drücken durfte, war, will mir erscheinen, Ihr siebenunddreissigster. Wie oft seither am 6. Juni habe ich Ihnen Glück gewünscht – Ihnen und uns allen zu Ihnen. Erinnern Sie sich an den fünfzigsten? An die Feier in der uralten gothischen Halle in München mit all den staatlichen und literarischen Gratulanten, die mit missverstandenen Zitaten aus Ihren Büchern den "Dichter der Bürgerlichkeit" feierten als eine Art deutschen Galsworthy? Wenig ahnten die Guten von den "Gründen und Schlünden" Ihrer Natur, sie hätten Sie sonst schwerlich so hochgemut akklamiert. Ja, das war ein erhebendes Fest, und alle sprachen lange davon.

Ungegrüsst, abgetrennt, stehen Sie heute da bei der 65. Wiederkehr, giftig gehasst von denen, die ihr Volk geschändet und seine geistigen und sittlichen Werte in den Grund getram-

pelt haben. Mit Ekel und Grauen starrt eine Welt auf den mordenden, gröhrenden Haufen, der angeblich einmal das deutsche Volk gewesen ist. Aber wo einer draussen noch die Vorstellungskraft und den Mut aufbringt, von jenem "ändern Deutschland" zu reden, das vielleicht, wer weiss, doch eines Tages seinen Platz wieder einnehmen wird im Ring der Gesetzesvölker, da fällt ihm als Argument ganz gewiss und zuerst Ihr Name ein. Ihr Bild, Thomas Mann, mehr als jedes andere, hält jener unsäglichen Fratze Widerpart, deren schmutziger Schatten über die Erde fällt.

Wenn einmal, um die Jahrtausendwende vielleicht, Menschen den Blick zurücksenden auf diese Periode tiefster deutscher Erniedrigung, so werden sie sagen: damals also hat er gelebt, damals sind seine Dichtungen entstanden, die, wurzelnd im Persönlichsten und Gefährlichen, mit ihren Gipfeln hinaufreichen bis in den mythischen Aether, dies Werk, so gesegnet mit allen Reizen von Bildkraft, Musikalität und Humor, dies wissende, wahrhaftige Werk. Und mit Erstaunen werden die heute noch Ungeborenen Sie ehren und lieben.

Seien Sie von Herzen umarmt.

Ihr

Bruno Frank.

Juden müssen die deutsche Sprache bewahren, Essay (1940)

Quelle: Aufbau, 6. Jahrgang, Nummer 52, 27. Dezember 1940, Seite 9. – Werkverzeichnis: Frank 1940.5.

Juden müssen die deutsche Sprache bewahren

Von Bruno Frank

Die Angleichung der Juden war im vorhitlerischen Deutschland weit vorgeschritten. Ein Jude in Köln unterschied sich von einem Kölner, einer in München von einem Münchner so gut

wie nicht, sehr viel weniger jedenfalls als von seinen Stammesgenossen in Nordafrika oder in der Ukraine. Derselbe Zustand herrschte im ganzen eigentlichen Europa. Die jüdischen Künstler bewiesen es. Jeder repräsentierte vollkommen das Land, das seine Heimat geworden war. Mendelssohn war ganz ein deutscher Musiker, Pissarro ganz ein französischer Maler, Hofmannsthal ganz ein österreichischer Dichter.

Zu dieser Aufsaugung des jüdischen Elementes, zu dieser Fermentierung der europäischen Völker durch jüdischen Geist und jüdisches Blut habe ich immer von Herzen Ja gesagt. Ich habe mich als deutscher Schriftsteller gefühlt – als was denn auch sonst! Meine Meister heissen Lichtenberg, Schopenhauer, Grimm, Jakob Burckhardt und nicht Gabirol oder Maimonides, die ich garnicht lesen kann.

Dort hinten im „Reich“ wird jetzt nicht mehr Deutsch geschrieben, sondern ein gedunsener Botokuden-Jargon, von dem man leider keinem Ausländer einen Begriff geben kann. Unsere Aufgabe im Exil ist es, die deutsche Sprache über eine Periode der Verschmutzung und Verwüstung hinwegzutragen. Schopenhauer hat diese Sprache den einzigen wirklichen Vorzug der Deutschen genannt. Fünf oder sechs Ausnahmen abgerechnet, wird sie heute nur noch von Juden geschrieben.

Eine Sintflut von Qual, Verfolgung und Beraubung ist über Millionen jüdischer Menschen hereingebrochen. Diese Vorgänge sind zu grauenvoll ungeheuer, um mit ein paar Sätzen an sie zu streifen. Nur eines bitte ich sagen zu dürfen: dass mir noch jetzt, nach allem Geschehenen, der jüdische Gesamtstaat als künftiger Ausweg zweifelhaft erscheint. In der veränderten Welt, die aus Blut, Elend und Schande hervortauchen wird, muss das jüdische Problem seine Lösung finden: aber es wird kaum die nationalistische sein.

Sie als die einzig mögliche ansehen, heisst in Hitlers Kategorien denken, heisst auf seine Fälschertricks und Gaunerparolen hereinfliegen. Davor sollte man sich hüten.

Selbstverständlich ist freilich eines: Auch wer sich ein Leben lang als Deutscher, Tscheche, Holländer, Franzose gefühlt hat und den verdünntesten Tropfen jüdischen Blutes in seinen Adern weiss, der hat sich heute als Jude zu bekennen, wo er nur kann, und so laut er nur kann. Aber das hat mit historischen Perspektiven und Wünschen garnichts zu tun. Es ist eine simple Forderung des Anstands und der Ehre.

Ueber den „Aufbau“, Essay (1941)

Quelle: Aufbau, 7. Jahrgang, Nummer 22, 30. Mai 1941, Seite 24. – Werkverzeichnis: Frank 1941.1.

Ueber den Aufbau

... Seit mir der „Aufbau“ zum ersten Mal in die Hände kam, bin ich sein aufmerksamer Leser geblieben und habe die wertvolle Arbeit bewundert, die hier, allen wohlbekanntten Schwierigkeiten zum Trotz, allwöchentlich geleistet wird. Ihr Blatt, so tapfer und redlich in seiner Haltung und von so ausgezeichnetem Niveau, ist ein Zentrum der Information und der seelischen Stärkung für die gesamte Emigration geworden. Wann immer Sie mich glauben brauchen zu können, werde ich gerne und mit Ueberzeugung zur Stelle sein.

Bruno Frank,
Beverly Hills, Calif.

Telegramm an Präsident Roosevelt (1942)

Quelle: Thomas Mann; Erika Mann (Herausgeberin): Thomas Mann. Briefe, Band 2: 1937–1947. Frankfurt am Main 1979, Seite 236-237. – Brief von Thomas Mann an Albert Einstein vom 9. Februar 1942 mit dem Entwurf des geplanten Telegramm als Beilage. – Werkverzeichnis: Frank 1942.1.

Nach der Kriegserklärung Deutschlands und Italiens an die USA am 11. Dezember 1941 wurden alle Deutschen und Italiener im Land, die nicht die amerikanische Staatsbürgerschaft besaßen, von resident aliens (ansässigen Ausländern) zu enemy aliens (feindlichen Ausländern) erklärt. „Immer wieder sprachen Thomas Mann und Bruno Frank im Februar 1942 über die Situation, wiewohl beide nicht betroffen waren: der eine seiner tschechoslowakischen Staatsangehörigkeit, der andere seines panamesischen Diplomatenpasses wegen.“²⁵

In einem Brief vom 17. Januar 1942 schlug Giuseppe Antonio Borgese seinem Schwiegervater Thomas Mann vor, er solle sich mit seinem Prestige bei der Regierung für eine Revision dieses beklemmenden Zustandes einsetzen.²⁶ Daraufhin entwarf Bruno Frank ein Telegramm an Präsident Theodore Roosevelt, das Thomas Mann redigierte. Unterzeichner des Telegramms waren außer Thomas Mann und Bruno Frank die Deutschen Albert Einstein und Bruno Walter sowie die Italiener Giuseppe Antonio Borgese, Carlo Sforza und Arturo Toscanini. Die Anrufung des Präsidenten hatte zur Folge, dass Thomas Mann und Bruno Frank zu einer Anhörung vor dem Kongressausschuss des Tolan Committee eingeladen wurden, das am 7. März in Los Angeles tagte.

Zu Bruno Franks Rede vor dem Kongressausschuss siehe: „The Very Friends of the American People“, Seite 254.

²⁵ Kirchner 2009, Seite 309-310.

²⁶ Düsseldorfer Beiträge zur Thomas Mann-Forschung, Band 2. Düsseldorf 2013, Seite 114-115.

[Entwurf des Telegramms an Präsident Roosevelt vom 9.
Februar 1942]

Mr. President:

We beg to draw your attention to a large group of natives of Germany and Italy who by present regulations are, erroneously, characterized and treated as »Aliens of Enemy Nationality«.

We are referring to such persons who have fled their country and sought refuge in the United States because of totalitarian persecution, and who, for that very reason, have been deprived of their former citizenship.

Their situation is such as has never existed under any previous circumstances, and it cannot be deemed just to comprise them under the discrediting denomination of »Aliens of Enemy Nationality«.

Many of those people, politicians, scientists, artists, writers, have been among the earliest and most farsighted adversaries of the governments against whom the United States are now at war. Many of them have sacrificed their situation and their properties and have risked their lives by fighting and waging against those forces of evil, which at that time were minimized and compromised with by most of the governments of the world.

It is true that the »Application for a Certificate of Identification« provides such persons with an opportunity to make additional statements as for their political status. But as, so far, no official announcement to the contrary has been made, these victims of Nazi and Fascist oppression, these staunch and consistent defenders of democracy, would be subject to all the present and future restrictions meant for and directed against, possible Fifth Columnists.

We, therefore, respectfully apply to you, Mr. President, who for all of us represent the spirit of all that is loyal, honest, and

decent in a world of falsehood and chaos, to utter or to sanction a word of authoritative discrimination, to the effect that a clear and practical line should be drawn between the potential enemies of American democracy on the one hand, and the victims and sworn foes of totalitarian evil on the other.

The Very Friends of the American People, Rede (1942)

Quelle: Aufbau, 8. Jahrgang, Nummer 12, 20. März 1942, Beilage „Die Westküste“, Seite 17 und 19. – Werkverzeichnis: Frank 1942.2.

Nach der Kriegserklärung Deutschlands und Italiens an die USA am 11. Dezember 1941 wurden alle Deutschen und Italiener im Land, die nicht die amerikanische Staatsbürgerschaft besaßen, von resident aliens (ansässigen Ausländern) zu enemy aliens (feindlichen Ausländern) erklärt. „Immer wieder sprachen Thomas Mann und Bruno Frank im Februar 1942 über die Situation, wiewohl beide nicht betroffen waren: der eine seiner tschechoslowakischen Staatsangehörigkeit, der andere seines panamesischen Diplomatenpasses wegen.“²⁷

In einem Brief vom 17. Januar 1942 schlug Giuseppe Antonio Borgese seinem Schwiegervater Thomas Mann vor, er solle sich mit seinem Prestige bei der Regierung für eine Revision dieses beklemmenden Zustandes einsetzen.²⁸ Daraufhin entwarf Bruno Frank ein Telegramm an Präsident Theodore Roosevelt, das Thomas Mann redigierte (siehe „Telegramm an Präsident Roosevelt“, Seite 252). Unterzeichner des Telegramms waren außer Thomas Mann und Bruno Frank die Deutschen Albert Einstein und Bruno Walter sowie die Italiener Giuseppe Antonio Borgese, Carlo Sforza und Arturo Toscanini.

²⁷ Kirchner 2009, Seite 309-310.

²⁸ Düsseldorfer Beiträge zur Thomas Mann-Forschung, Band 2. Düsseldorf 2013, Seite 114-115.

Die Anrufung des Präsidenten hatte zur Folge, dass Thomas Mann und Bruno Frank zu einer Anhörung vor dem Kongressausschuss des Tolan Committee eingeladen wurden, das am 7. März in Los Angeles tagte. Während der Befragung gab jeder der beiden auch ein vorbereitetes Statement ab. Die im „Aufbau“ abgedruckte Rede Bruno Franks unterscheidet sich nur unwesentlich von der Wiedergabe in dem offiziellen Protokoll der Anhörung.²⁹

The Very Friends of the American People
Revised Statement before the congressional committee for
investigation of defense migration (Tolan-Committee) on
March 7, 1942, at Los Angeles, Calif.

Ever since the question of the evacuation of enemy aliens arose, there has been much consternation and fear among the German and Italian refugees out here. Many of them remember how, in a moment of frantic confusion, the Government of France treated the exiles, and they are afraid the same things might happen again. They already see their last and only hope gone.

May I frankly say that I personally could never share these dreads for a single moment. No, the victims of that hateful oppression won't be confounded with the oppressors. The bitterest and most consistent foes of Naziism and Fascism won't be treated the same way as Nazis and Fascists themselves. Not in this country. Not under the great President of this Republic; not under its Congress, which is the strongest remaining fortress of constitutional freedom in the world; not under its Department

²⁹ Testimony of Dr. Thomas Mann ... and Dr. Bruno Frank ... In: Hearings before the Select Committee Investigating National Defense Migration. ... Los Angeles and San Francisco Hearings. March 6, 7, and 12, 1942 ... Washington 1942, Seite 11725–11733. Siehe auch: <https://ia800302.us.archive.org/28/items/nationaldefensem31unit/nationaldefensem31unit.pdf>.

of Justice, whose humane and enlightened utterances we have heard, and not, certainly not, under its military men. For these are not Prussian generals shaped after the pattern of some unspeakable "Fuehrer." They are American citizens proudly wearing their uniforms in defense of the same liberties, the loss of which has driven the refugees out of their homeland.

This my confidence was greatly strengthened when I saw the registration questionnaire, which so clearly indicated the intentions of the American Government. For here the fullest opportunity was offered to each German or Italian refugee for stating whether he left his country because of racial, religious or political persecution, and for naming such trustworthy persons who could vouch for his loyalty. This, I feel sure, was not done without good reason and purpose.

And there is still stronger evidence. Before the war, about one year and a half ago, a number of refugees, then trapped in defeated France, were saved by a magnanimous action of your Government. Among them were eminent statesmen, scientists, artists, writers. Under the auspices of the "Presidential Advisory Committee" emergency visas were granted to them, and so they were, in the nick of time, snatched from immediate peril. How then could anyone imagine that these same people, who by the American Government were recognized as staunch democratic fighters against the Nazis, should now be branded as enemy aliens by the same Government?

But, Sir, I am not so much concerned about those outstanding men. When, for instance, I read that Arturo Toscanini, before going from New York to Philadelphia in order to conduct a concert for the War Relief Fund of the Red Cross, has to ask for a permit because he is technically an enemy alien—then I think this an odd story. But I am not afraid for Signor Toscanini. Not much will happen to him. A great name, or even a well-known name, shields a man from hardship.

I am concerned about the so-called average man or woman, the little fellow who, after long and terrible sufferings, having lost situation, property, and, more often than not, those dearest to him, has finally found here a haven of rest and ultimate hope.

As it is always more instructive to give a concrete and living example than to speak in generalities, let me present to you, Sir, an average case among many, nothing particularly striking, but typical for those refugees, who now live in deadly fear to be branded as enemies.

In a family I happen to know they have a housemaid. A Jewish girl, kind, honest, hardworking. She alone of her kin has escaped from Germany, and it is her only longing to save and to bring to these shores her old parents she was forced to leave behind.

She comes from a small town in northern Germany, where eighty Jewish families have been living for more than six hundred years. It was one of the oldest communities. Now the Nazis have uprooted these people, they have burnt their synagogue to the ground, trampled under foot and swinishly soiled their sacred books, and desecrated their graveyard. Of the eighty families three are left. The rest have been exterminated, dispersed, or have been "removed to Poland." What this expression means, Sir, you most certainly know. It was perfectly illustrated by those horrid pictures in last week's LIFE magazine, showing heaps of naked, emaciated corpses, piled upon one another like so much rubbish, ready to be flung into the common pit.³⁰

The two old people over there live under the constant threat of being carried away to that hell. Get the money for leaving the country—or else—they are told. Their daughter saves every penny she makes for their passage and for the bribes—for every

³⁰ *Life magazine* vom 23. Februar 1942, Seite 26: "Germans impose mass death".

single one of those Nazi gangs has to be bribed separately. But each time she offers her savings, she is told it is not enough. Transportation costs have gone up, and so have the bribes.

The girl knows what a life her parents have over there. They live in one windowless room. They are not allowed to go out in the daytime. They are not allowed to burn light at night. They are not allowed to use a phone or a radio, or to ride on the train, or to sit on a bench in the park.

Don't lose patience, writes the girl (or, rather, she wrote, because now of course she cannot write any more). Don't despair. One day my money will be enough. Then you will come here. This is Heaven. One lives among friends here. I shall work for you, and you will live peaceful years.

Well, what should she write now, if write she could. I am no longer among friends? I am branded as an enemy now, just as the beasts who are torturing you. Forget all about it. It was but a dream. Go to Poland, and die.

No, this won't happen to that Jewish girl, and not to her fellow sufferers. Not in these United States, not under Your Congress, not under President Roosevelt.

Your Government, Sir, is acutely aware of the gulf that separates the victims from the oppressors. They have already exempted different groups from being classified as enemy aliens, for instance, the Czechs and the Austrians. Nothing could be more justified, more appropriate. And though, when exempting these groups, the Attorney General most certainly realized that among the holders of Czech passports are those so-called Sudetens, who plotted with the Nazi aggressors; and that among the holders of Austrian passports are those Austrian Nazis who opened the gates of Vienna to Hitler. These facts, most fairly, were not considered a reason for impairing the rights of the enormous majority of loyal Austrians and Czechs. If any of the suspect elements were to be found in this country, the F. B. I., I am sure, would make short shrift of them.

But, Sir, the only group where even such loathsome exceptions are most unlikely to be found, are the refugees from Germany, the very victims and proven opponents of Hitler.

Nearly all of them have been deprived of their nationality, either by individual decree or by groups. This means they have been outlawed and officially robbed of all they possessed. All of them, or next to all, have, under their oath, declared that they will sever allegiance to the debased land of their origin as soon as the American law will allow them to do so. There is absolutely no relationship left between them and the Nazis, none but bitter, implacable hatred.

Never, as far as my knowledge goes, has there been one single case of a refugee conspiring with or working for the enemy. In France there have been at least twenty times more refugees than in the United States. Not a single case has occurred. And the same goes for England.

In England, as I take it from the excellent information furnished by our expert in this matter, Dr. Felix Guggenheim, examination boards were set up, who exempted all genuine refugees from restrictions. However, when the Nazis came within twenty miles of England's shores, restrictions were suddenly tightened. But, under the very bombs of the aggressors, public opinion and the House of Commons protested violently and they did not give way until the position of the refugees had been restored. Today all these exiled scientists, physicians, workers, and industrialists enthusiastically contribute to the British war effort against the common foe. And in their registration certificates, in order to identify them as allies, these words are stamped: "*Victim of Nazi oppression.*"

Now, as I pointed out, the number of refugees in this country is very much smaller. In the Los Angeles area, for instance, where accumulation is relatively dense, there are about 4,000—that is one fifth of one per cent of the population. The number of 4,000 individuals is equivalent to 1,000 or 1,200 family

units. The task of investigating this number, and so to avoid the tragic consequences of wrong classification, would not be a heavy one.

For, since the registration, which in my opinion came as a godsend, the exact data about any single one of these cases are in the hands of the F. B. I. The vast majority of them will be clarified at once. There might be a few border cases, especially among gentile refugees who left Nazi Germany out of sheer horror and disgust, and who, being gentiles, were not honored by the Hitler regime with expatriation.

An examination board, Sir, should be set up at once. I cannot presume to suggest how such a board should be composed. The only thing I feel allowed to propose is that, in an advisory capacity, one or several aliens with a sound knowledge of the matter, and enjoying the confidence of both the authorities and their fellow refugees, should be associated to it.

Pending final regulation, a licensing system could be established in the Military Zone No. 1, not in any contradiction, but in fullest accordance with General de Witt's proclamation. The spot zones, naturally, designated as such, would be excluded.

But now, Sir, here comes my plea, and most ardent it is. Please don't delay. Take the anguish off the minds of those harassed people as soon as ever possible.

The idea has been proffered, I am told, that at first the refugees should be evacuated as enemy aliens, and that later on, by and by, individual readmission might be granted. Sir, that would never do. Such a procedure would spell disaster. Once removed, these people would be lost. The frail roots they have taken in this soil would be cut off. They would lose their jobs, their small businesses, and, most important of all, the friendly contact they have established with their American neighbors. Should they ever come back, perhaps after many months, they would be unwelcome strangers again, looked at with suspicion

as people who once have been stigmatized and taken away as potential enemies.

Not all of them, Sir, would have the strength for starting afresh, not many of them. They have been through too much. I don't want to dramatize, but I know that, if such steps were taken, there would be suicides before long.

May I add one final word, Sir. I could imagine some people saying: All this may be true, but this is a world war. Our country faces the gravest crisis in her history. We are sending our husbands and sons to distant shores to fight and, maybe, to die. Why should we care for a handful of foreigners?

I don't know whether anybody in this country speaks like that. I'd rather think not. But, if so, this would be the answer:

These foreigners have fought against the same hideous foe as your boys. They still bear the scars on their bodies and souls. There is hardly anyone among them who has not lost relatives and friends by the same brutish hands. No group, by its hatred of evil and its love of freedom, could be closer united in spirit to the American soldier than these very people.

Aussprache über die Bewegung „Freies Deutschland“, Essay (1942)

Quelle: Freies Deutschland, 1. Jahrgang, Nummer 7, 15. Mai 1942, Seite 5. – Werkverzeichnis: Frank 1942.3.

Im Januar 1942 gründete eine Gruppe von Emigranten in Mexiko die „Bewegung Freies Deutschland“. Als Sprachrohr gaben sie die Zeitschrift „Freies Deutschland“ heraus. In einem Brief vom 14. März 1942 forderten sie prominente Emigranten zu einer Stellungnahme zu ihrer Bewegung auf, der von den folgenden Personen beantwortet wurde: Thomas Mann, Albert Bassermann, Lion Feuchtwanger, Bruno Frank, Ferdinand Bruckner, William Dieterle und Oskar Maria Graf.

Die Redaktion schickte dem Abdruck der Antworten die folgende Bemerkung voraus: „Die Gruendung der Bewegung „Freies Deutschland“ in Mexico und ihre ersten Schritte in der Oeffentlichkeit haben unter den auf diesem Kontinent lebenden deutschen Schriftstellern und Kuenstlern, die sich um die Zukunft Deutschlands Sorge machen, eine Aussprache herbeigefuehrt, die sich in den folgenden Aeusserungen spiegelt.“

Aussprache über die Bewegung „Freies Deutschland“
Bruno Frank

Als ich Ihr Schreiben vom 14. Maerz erhielt, war mein erster Impuls, Ihnen meine Zustimmung und meinen Beitritt zu kabeln. Aber es geht heute nicht an, solchen „ersten Impulsen“ zu folgen, wenn in einem Programm auch nur ein Punkt enthalten ist, dem gegendueber man Zweifel hegt.

Das Programm der Bewegung „Freies Deutschland“ setzt einen klaren Unterschied voraus zwischen dem Hitler-Regime – und dem eigentlichen, wahren, von den Nazi-Verbrechern zeitweilig missleiteten Deutschland, das nach Austilgung der fuehrenden Mordbrennerschicht seinen ehrenvollen Platz in der Voelkerfamilie ohne weiteres wieder einnehmen kann.

Ich sage nicht, dass ich das besser weiss. Ich meine nur, dass die Geschichte der letzten 75 Jahre keinen genuegenden Anhalt dafuer gibt, dass ein solches Deutschland des sozialen Fortschritts und des internationalen Anstands eine Realitaet darstellt, mit der gerechnet werden kann.

Die Gestaltung Deutschlands wird von den Maechten bestimmt werden, die es besiegen, naemlich den englischsprechenden Nationen und der Sowjetunion. Und die von deutschen Heeren ueberfallenen, verwuesteten, ausgeraueberten Laender werden bei dieser Gestaltung ihr Wort mitzureden haben.

Stefan Zweig zum Gedächtnis, Nachruf (1942)

Quelle: Aufbau, 8. Jahrgang, Nummer 9, 27. Februar 1942, Seite 15. – Werkverzeichnis: Frank 1942.6.

Stefan Zweig zum Gedächtnis

Ein scheinbar hochbegünstigter Mann, ein Autor von ungewöhnlichen Gaben und allgemeinem Ruhm, exiliert in einem Land, das er lieben gelernt hatte, hat den Tod gewählt. Man verstummt vor der majestätischen Endgültigkeit einer solchen Tat, deren Beweggründe selten völlig erkennbar sind. Und man wendet seine Gedanken jenen Kameraden zu, die unter äusserlich schwereren Umständen stündlich gegen Verzweiflung ankämpfen. Lasst uns zusammenhalten, materiell und seelisch einander beistehen, damit keiner mehr fällt, ehe wir das Licht sehen.

Leopold Jessner zum 65. Geburtstag, Glückwunsch (1943)

Quelle: Aufbau, 9. Jahrgang, Nummer 10, 5. März 1943, Beilage „Die Westküste“, Seite 13. – Werkverzeichnis: Frank 1943.6.

Hoffnung für die Zukunft

Von Bruno Frank

Talente allein sind nichts, und Gesinnung allein ist zu wenig. Es ist die Vereinigung beider – des Talents im Dienst der Gesinnung und der Gesinnung, die dem Talent sein das Daseinsrecht gibt – was dem Theatermann Jessner Bewunderung, Verehrung zugeführt hat.

Wir erinnern uns alle, wie jenes gesichtslose, verstaubte Bühneninstitut, "Preußisches Staatstheater" genannt, unter seiner Führung Umriss gewann und aufblühte, fast über Nacht. Wenn die deutsche Republik, unerfahren und ihrer selbst un-

gewiss, auf vielen Linien versagt hat – ihr Theater jedenfalls wurde durch Jessners Verdienst zum Ausdruck einer lebendigen, hoffnungskräftigen Gegenwart.

Ein Vierteljahrhundert später wird ihn sein Schicksal zum zweiten Mal vor eine ähnliche Aufgabe rufen. Aber diesmal wird sie noch schwerer sein. Aus der Blut- und Tränenflut dieser tragischen Zeit taucht, mit so vielen anderen Ruinen, auch die Ruine der europäischen Schaubühne hervor. Nur die fähigsten Baumeister werden berufen sein, die geschändeten Trümmer beiseite zu räumen und einen Bau aufzuführen, darin die Hoffnungen einer masslos gequälten und enttäuschten Menschheit auferstehen und im Fleische wandeln können. Leopold Jessners erprobte, kräftige Hand ist eine der wenigen, auf die wir vertrauen.

Zum 10. Jahrestag des „Aufbau“, Glückwunsch (1944)

Quelle: Aufbau, 10. Jahrgang, Nummer 52, 29. Dezember 1944, Seite 24. – Werkverzeichnis: Frank 1944.1.

The 10th Anniversary of „Aufbau“

Die Mission des „Aufbau“

"Sei wahr", hat einmal Ibsen dem Bjoernson zugerufen, "Du lügst wie ein Festredner!" Aber mag einem Feierlichkeit noch so sehr wider den Strich gehen, es bleibt vor der zehnjährigen Leistung des "Aufbau" noch genug Anlass zur Bewunderung und Gratulation.

Ihr Blatt, lieber Manfred Georg, hat eine Mission gehabt und hat sie unter den schwierigsten Umständen erfüllt. Jede Emigration ist von Natur aus ein Hexenkessel, ein Schlangennest. Da genügt es nicht, ein geschickter Redakteur zu sein; man muss ein Stück Hexenmeister sein, ein Stück Schlangenschwörer. Und vor allem muss man echte Leidenschaft in sich tragen für die an der Oberfläche zerspaltene, in der Tiefe

gemeinsame Sache, der man dient. Das ist Ihr Fall, und daher die starke und breite Wirkung Ihres Blattes.

Ich behaupte nicht, immer einverstanden mit ihm gewesen zu sein. Ich habe mich manchmal recht kräftig bei der Lektüre geärgert. Aber ich habe es doch nie aus der Hand gelegt, ohne etwas Positives empfangen zu haben: eine wertvolle Information zumindest, einen gut geschriebenen Bericht, ein interessant formuliertes Urteil, oder – und das war fast immer das Beste – eine redaktionelle Äusserung zur Politik, die nicht bloss klug und klarsichtig war, sondern befeuert von echten Impulsen des Mitgefühls und der Empörung.

Bruno Frank.

Egon Erwin Kisch zum 60. Geburtstag, Glückwunsch (1945)

Quelle: Freies Deutschland, 4. Jahrgang, Nummer 6, Mai 1945, Seite 19. – Werkverzeichnis: Frank 1945.1.

Schriftsteller schreiben an und ueber Kisch
Traenen und Heiterkeit

Mein lieber Kisch,

Sie wissen, wann und womit meine Liebe anfang; vor manchem Jahrzehnt bei Ihrer "Galgentoni", der hoellisch unverschaeften, anbetungswuerdig menschlichen Geschichte von der Fuenfgroschenhure, die ins Paradies eingeht. Seit damals habe ich wohl keines Ihrer Buecher versaeumt, nichts von Ihren Geschichten, und Berichten, die alle eine so herrlich unverkennbare Handschrift tragen. Nirgends wird da gefackelt und gepackelt, alles hat Farbe, Leben, Feuer, Bewegung; wo Sie ergreifen wollen, da weint jeder Ihre Traenen mit, und wo Sie Heiterkeit beabsichtigen, da sind Sie wahrhaftig komisch. Aber zu Grunde liegt alledem Ihre Solidaritaet mit denen, die elend sind, und ein Manneshass gegen Ausbeuterei und Gemeinheit.

Wenn wir in's Diskutieren kommen, lieber Kisch, koennen wir uns trotzdem nicht einigen; Sie sind der viel positivere Kopf von uns beiden, von Zweifeln viel freier, und haben es dadurch in gewisser Weise einfacher und besser. Aber Sie koennen es meiner Meinung nach ueberhaupt nicht gut genug haben auf dieser Erde, nicht "geistig" bloss, sondern ueberhaupt! Ich wuensche ihnen von Herzen Gutes, das Allerbeste.

Bruno Frank.

Inhalt nach Sachgruppen

Autobiographisches

- 1912: Lebenslauf 30
- 1925: Lastpferde 116
- 1926: Was arbeiten Sie? 134, 139
- 1927: Erinnerungen an Tübingen 144
- 1928: Warum werden Ihre Bücher viel gelesen? 152
- 1928: Wie wir unsere erste Dichtung schrieben 151
- 1928: Zur Physiologie des dichterischen Schaffens 154
- 1929: Bücher, die lebendig geblieben sind 166
- 1929: Bücher, die ungerecht behandelt wurden 164
- 1929: Die Tagespresse als Erlebnis 167
- 1929: Welches war das Lieblingsbuch Ihrer Knabenjahre?
166
- 1930: Haben Sie von Ihren Reisen produktive Eindrücke
empfangen? 180
- 1930: Kleine Autobiographie 177
- 1930: Legen Sie Wert auf gute Ausstattung Ihrer Bücher?
179
- 1930: Selbstdarstellung 174
- 1931: Autofahrt durch Nordafrika 180
- 1932: Die schönste Situation in meinen Büchern 199
- 1932: Wohnort als Arbeitsort und Lebenslandschaft 200
- 1937: Kleine Autobiographie 215
- 1937: Selbst-Biobibliographie 215
- 1938: Selbstdarstellung (Auszug) 217

Briefe

- Eine Berichtigung und eine Antwort 244
- So etwas darf nicht vorkommen! 242
- Telegramm an Präsident Roosevelt 252

Buchbeiträge

- Emma Bonn: *Die Verirrten* (Geleitwort) 92

Hölderlin, Friedrich: *Der Gott der Jugend. Gedichte*
(Nachwort) 101

Lothar, Rudolf: *Erotische Komödien* (Vorwort) 111

Turgenjew, Iwan: *Väter und Söhne* (Nachwort) 117

Essays

Bewegung „Freies Deutschland“ 261

Bruno Frank erst 49 214

Das Problem der Todesstrafe 150

Der schönste Brief (Turgenjew an Tolstoi) 104

Deutsch-französische Beziehungen 167

Die Kranzschleife 109

Duhamel und Goebbels 218

Einige Bemerkungen über das Theater von heute 193

Gericht und Schicksal 158

Gesinnungszensur 89

Hintertreppe? Hintertreppe! 98

Juden müssen die deutsche Sprache bewahren 249

Klabund 130

Lüge als Staatsprinzip 224

Modernität und Bekenntnis (Frank Wedekind) 58

Reinhardt in Hollywood 220

Trenck und die Prinzessin 140

Ueber den Aufbau 251

Zum dritten Jahrestag der Bücherverbrennung 213

Gedenktage

Aufbau: 10. Jahrestag 264

Feuchtwanger, Lion: 50. Geburtstag 206

Fischer, Samuel: 70. Geburtstag 169

Jessner, Leopold: 65. Geburtstag 263

Kisch, Egon Erwin: 60. Geburtstag 265

Mann, Thomas: 65. Geburtstag 248

Mann, Thomas: Nobelpreis 172

Polgar, Alfred: 60. Geburtstag 207

Zweig, Stefan: Nachruf 263

Reden

- Gegen den Hochschulantisemitismus 170
- The Very Friends of the American People 254
- Von der Menschenliebe 74

Rezensionen

- Balzac, Honoré de: *Cousin Pons* (Übersetzung) 100
- Beuttenmüller, Hermann: *Neue deutsche Gedichte* 29
- Blätter für die Kunst 24
- Blei, Franz von: *360 moderne deutsche Dichter* 96
- Brettauer, Clotilde: *Was mir die Tage brachten* 15
- Dallago, Carl: *Politik* 31
- Dehmel, Richard: *Schöne wilde Welt* 68
- Falke, Gustav: *Die Auswahl* 28
- Forrer, Clara: *Neue Gedichte* 17
- Frána, Šrámek: *Flammen* 55
- Friedmann, Fritz: *Deutschland, Frankreich und Wilhelm der Zweite* 33
- Friedrich, Hans: *Die Verwandlungen des Sing Lo* 189
- Graf, Oskar Maria: *Bolwieser. Roman eines Ehemannes* 189
- Graf, Oskar Maria: *Wir sind Gefangene* 146
- Jacob, Heinrich Eduard: *Jacqueline und die Japaner* 156
- Kaiser, Isabelle: *Mein Herz. Gedichte* 17
- Kipling, Rudyard: *Zehnbändige Werkausgabe* 128
- Mackay, John: *Gedichte* 25
- Mann, Klaus: *Symphonie Pathétique* 211
- Mann, Thomas: *Die Geschichten Jaakobs* 202
- Mann, Thomas: *Tod in Venedig* 36
- Martens, Kurt: *Die Deutsche Literatur unserer Zeit* 96
- Münch, Wilhelm: *Seltsame Alltagsmenschen* 26
- Olden, Balder: *Kilimandscharo* 103
- Pfauder, Gertrud: *Helldunkel. Gedichte und Bekenntnisse* 17
- Remarque, Erich Maria: *Im Westen nichts Neues* 162

Rothe, Hans: *Daumier und wir* 148
Schneider, Manfred: *Wanderfahrten durch Spanien* 145
Schur, Ernst: *Weltstimme* 14
Stona, Maria: *König Eri. Ein Lied der Liebe* 11
Vesper, Will: *Die Liebesmesse und andere Gedichte* 62
Werfel, Franz: *Wir sind. Neue Gedichte* 71

Umfragen

Die besten Bücher des Jahres 1926 129
Die besten Bücher des Jahres 1927 147
Die besten Bücher des Jahres 1928 158
Die besten Bücher des Jahres 1929 165
Die besten Bücher des Jahres 1931 192

Register

A

- Acheloos 46
- Acht-Uhr-Abendblatt 167
- Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia von 29
- Agadir
 - Panthersprung nach Agadir 35
 - Zweite Marokkokrise 35
- Albert, Eugen d'
 - Tiefland* 114
- Alexander II. (Zar) 121
- Alfred Janssen Verlag 28
- Algeciras 181
- Algerien 181, 182
 - Augenkrankheiten 182
 - Heuschrecken 183
 - Pest 182
- Algier 183
- Alte Pinakothek 75
- Amalie von Preußen 135, 136, 140
- American Guild for German Cultural Freedom
 - European Council (Europäischer Rat) 244, 246, 247
 - Generalsekretär Prinz Hubertus zu Löwenstein 242
 - Literarisches Preisausschreiben 224–44, 244–48
- Anschluss Österreichs 1938 235
- Antisemitismus 227
 - Hochschulantisemitismus 170
- Araber 182
- Architektur
 - Eklektizismus 195
 - Empire 195
 - Rokoko 195

Arier 226
Askaris 103
Atlas (Gebirge) 183, 184, 187
Aufbau. An American weekly published in New York 249,
251, 254, 263, 264
10. Jahrestag 264–65
Ausländer
England 259
Frankreich 255, 259

B

Baden bei Wien
Stadttheater 111
Bahr, Hermann 33, 56
Ballade 58
Balzac, Honoré de 40, 58, 174
Cousin Pons 100
La peau de chagrin 40
Bamberg
Dom 157
Bang, Herman
Das graue Haus 135, 166
Die Vaterlandslosen 166
Michael 213
Bassermann, Albert 261
Bauernbefreiung (Russland) 122
Bauernfeldpreis 112
Beethoven, Ludwig van 171, 239
Bender, Arnold
Es ist später denn Ihr wißt 245
Benn, Gottfried
Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke 131
Berber 182
Berlin
Pergamonmuseum 123

Preussisches Staatstheater 263
Volksbühne am Bülowplatz 87
Berliner Tageblatt 140
Bernhard Zacks Verlag 25
Beuttenmüller, Hermann
 Neue deutsche Gedichte 29
Bewegung Freies Deutschland 261
Beyermeister (Witwe) 144
Bismarck, Otto
 Emser Depesche 230
Bjelinski, Wissarion 124
Bjørnson, Bjørnstjerne 264
Blätter der städtischen Bühnen Frankfurt am Main 130
Blätter für die Kunst 24
Blei, Franz von
 360 moderne deutsche Dichter 96
Bodensee 169
Bolschewikengefahr 225
Bolschewismus 241
Bondi, Georg
 Verlag 24
Bonn, Emma
 Die Verirrten 92
 Daniel Holzer 94
 Die Tochter 94
Borodin, Alexander 212
Botokuden-Jargon 250
Bougival 104
Bräker, Ulrich
 *Lebensgeschichte und Natürliche Ebenteuer des Armen
 Mannes im Tockenburg* 147
Brettauer, Clotilde
 Was mir die Tage brachten 15
Briand, Aristide 167

Bruckner, Ferdinand 195, 261

Brüning, Heinrich 225

Bücherverbrennung 213

Burckhardt, Jakob 250

C

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 27

Caesar 130

Cagliostro, Alessandro 115

Calderón de la Barca, Pedro 198

Cana, Angelo (Pseudonym von Rudolf Lothar) 115

Canby, Henry Seidel 245

Carducci, Giosuè

Nobelpreis 172

Carlyle, Thomas 140

Central-Verein-Zeitung 170

Chamfort, Nicolas 43, 207

Cholera 48

Chopin, Frédéric 23

Christian Morgenstern

Die unmögliche Tatsache 143

Claudius, Matthias 156

Colmar 75

Colombine 113

Compagnie Générale Transatlantique 182

Conrad, Michael Georg 112

Constantine 182

Corriere della Sera 112

Croisset 124

Cui, Caesar 212

D

Dallago, Carl 31

Politik 31

Dante

Opfer des Verstandes 78

Danzig 234
Das literarische Echo 11, 14, 15, 17, 24, 25, 26, 28, 29
Das Neue Tage-Buch 202, 207, 211, 218, 220
Das Tage-Buch 96, 100, 103, 104, 109, 128, 129, 145, 146,
147, 156, 158, 162, 164, 165, 192
Das Wort 215
Daudet, Alphonse 122
Daumier, Honoré
 Das letzte Aufgebot 149
 Daumier und wir 148
 Die Schlachtenlenker 149
 Heimkehr vom Stahlbad 149
Davos 21
Dawidow, Wladimir 213
De Coster, Charles
 Uilenspiegel 48
Dehmel, Richard 22
 Aber die Liebe 70
 Der Arbeitsmann 22
 Der Mitmensch 68
 Der Schwimmer 71
 Die Hafenfeier 70
 Die Kette 70
 Die Schöpferhand 71
 Die stille Stadt 22
 Entrüstung 71
 Hochsommerlied 71
 kunsttheoretische Abhandlungen 68
 Michel Michael 68
 Musik des Mont Blanc 70
 Schöne wilde Welt 64, 68
 Weib und Welt 70
Der Brenner 31
Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift 62, 68, 71

Der Querschnitt 200
Der Rotarier für Deutschland & Österreich 172, 180, 193
Desprès, Suzanne 99
Dessau
 Theater 194
Deutsch-britisches Flottenabkommen 1935 234
Deutsche Freiheitsbibliothek 214
Deutsche Verlagsanstalt 192
Deutsches Landerziehungsheim Haubinda 30
Deutsches Volkstheater, Wien 112
Deutsch-französische Beziehungen 34, 167
Deutsch-Ostafrika 103
Deutsch-österreichisches Juliabkommen 1936 234
Deutsch-polnischer Nichtangriffspakt 1934 234
Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt 1939 240
DeWitt, John L.
 Proklamation 260
Die literarische Welt 151, 152, 154, 166, 167, 169, 174, 179,
 180, 199
Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde 177
Die neue Rundschau 36
Die Sammlung. Literarische Monatsschrift 206
Die Weltbühne 98
Dieterle, William (Wilhelm) 99, 221, 261
Döblin, Alfred
 Berlin Alexanderplatz 165
Dostojewski, Fjodor 86, 88, 96, 105, 124
Drama
 Athen des Perikles 195
 bürgerliches Schauspiel 195
 Elisabethanisches Zeitalter 195
Drei Masken Verlag 146, 191, 192
Dreißigjähriger Krieg 201
Drittes Reich 206, 226

Duff-Cooper, Alfred 237
Duhamel, Georges 218, 219
Dürer, Albrecht 171
Dutens, Louis 159

E

Eberhard-Ludwigs-Gymnasium 31
Egon Friedell
 Kulturgeschichte der Neuzeit 148
Ehrenburg, Ilja
 Visum der Zeit 165
Ehrlich, Paul 171
Eichendorff, Joseph von 26, 65
Einjährig-Freiwilligen-Examen 30
Einstein, Albert 171
Emanzipation
 Bauern 82
 Bürger 82
 Farbige 82
 Frauen 82
 Juden 82
 Kinder 82
 Vierter Stand 81
Emser Depesche 230
enemy aliens 252, 254
Erdbeben
 Honshu 157
Ernst-Rowohlt-Verlag 56, 156, 192
Eros Psychopompos 213
Erzberger, Matthias 233
Exilverlage *Siehe* Verlage
Exilzeitschriften *Siehe* Zeitschriften
Expressionismus (Malerei) 56

F

Falke, Gustav

- Die Auswahl* 28
Frohe Fracht 28
Mynheer der Tod 28
- Fallada, Hans
- Bauern, Bonzen und Bomben* 192
- Feuchtwanger, Lion 261
50. Geburtstag 206
Geschwister Oppenheim 206
Josephus-Trilogie 206
 Preisrichter bei dem Preisausschreiben der American Guild
 242
- Fez 186, 187
- Scheik 187
- Ficker, Ludwig von 31
- Fischer von Weikersthal, Philipp 30
- Fischer, Professor Dr. von 31
- Fischer, Samuel
70. Geburtstag 169
 S. Fischer Verlag 68, 192
- Flandern 166
- Flaubert, Gustave 40, 106, 122, 123, 200
- Hausgott Bruno Franks 175, 178
Madame Bovary 93
- Flottenabkommen
- Deutsch-britisches Flottenabkommen 1935 234
- Flüchtlinge *Siehe auch* enemy aliens
- Fluchtgründe 256
 Internierung 260
 Internierung in USA 255
 Los Angeles 259
 Registrierungsfragebogen 256
- Fontane, Theodor 22, 38, 69, 171
- Publikum* 198
Stechlin 94

- Wanderungen durch die Mark Brandenburg* 166
- Formis, Rudolf 233
- Forrer, Clara
Neue Gedichte 17
- Frána, Šrámek
Elis auf Gröding 56
Flammen 55, 57
Treue Liebe 57
- France, Anatole
Nobelpreis 172
- Frank, Bruno** 89–92
- Abitur 31
- Abneigungen
Langweiler 218
Lärm 218
Sammeln 218
Sport 218
- Aufenthaltsorte *Siehe auch* Studienorte
- Beverly Hills 251
- Feldafing 95, 134
- Freiburg 25, 26, 30
- Haubinda 30
- Heidelberg 13, 15
- Hof Neukastel in der Pfalz 31
- Leipzig 17
- London 217
- München 200, 215
- Nizza 155
- Oberbayern 175, 178
- Potsdam 109
- Salzburg 217
- Schweiz 217
- Stuttgart 27, 29, 30, 116, 151, 215
- Süd-Frankreich 217

Autos

Steyr 3/60 180, 182

Brief von Thomas Mann, 5. Februar 1940 247

Buchausstattung 179

Dissertation 30

Elternhaus 116, 151

Hollywood 217

humaner Gentleman 175, 178

Hunde

Pudel 134, 175, 178

Interessen

Gespräch mit Freunden 218

Hunde 218

Landschaft 218

Lektüre 218

Musik 218

Reisen 218

Tiere 218

Kaffee 155

Kindheit 152

Lieblingsbuch 167

Lektüre 175, 178

Liebe zu München 200

Metaphysik 153

Mitglied in der American Guild, European Council 244

Nietzsche, Friedrich 137

panamesischer Diplomatenpass 252, 254

Plätze

Feldafing, Hotel Elisabeth 138

Preisrichter bei dem Preisausschreiben der American Guild
242

Reisen

Algerien 180

Frankreich 175, 178

Italien 175, 178
Marokko 180
Nordafrika 180
Ostasien (geplant) 180
Spanien 175, 178
Tunesien 180
Wien nach Berlin 156
Religion 153
Rotary Club München 180, 193
Schaffensprozess 155
Schlaf 155
Schopenhauer, Arthur 137
Soldat
 Flandern 155, 175, 177, 178
 Polen 175, 178
Studienfächer
 Jura 31
 Literatur 31
 Philosophie 31
Studienorte
 Freiburg 31
 Heidelberg 31
 Leipzig 31
 München 31
 Straßburg 31
 Tübingen 31, 134–45
Tagespresse
 als Inspirationsquelle 167
Todesstrafe 150
Vater 174, 177
Verbotene Werke unter dem Nazismus 216
Wein 179
Zigarren 155

Frank, Bruno, Werke

Aus der goldnen Schale 31
Brief aus Paris 13
Cervantes 216
Das Böse 137
Der General und das Gold 216
Der Goldene 137
Der Magier 176, 179, 216
Der Reisepaß 216, 218
Die frohe Menge (Gedicht) 152
Die Fürstin 137, 138, 155, 216
Die Kelter 216
Die Nachtwache 31, 216
Die Schatten der Dinge 216
Die Schwestern und der Fremde 175, 178, 216
Ein Konzert 216
Ein Mann namens Cervantes 218
Erzählungen 215, 216
Flüchtlinge 31
Gedichte 31
Gustav Pfizers Dichtungen 30
Im dunkeln Zimmer 31
Kleine Autobiographie (1937) 215
Le Roman de Locarno 164
Lüge als Staatsprinzip 224
Nina 216
Politische Novelle 138, 164, 167, 176, 179, 216
Requiem 216
Strophen im Krieg 90
Sturm im Wasserglas 116, 216
Tage des Königs 155, 175, 178, 199, 216
Trenck 134, 135, 136, 137, 140, 155, 175, 178, 216
Von der Menschenliebe 74, 89
Zwölftausend 138, 175, 178, 216
Frank, Liesl 134, 138, 139, 217

Günther, Herbert 217
Heirat 175, 178
Nordafrikareise 180
Frankfurt am Main
 Städtische Bühnen Frankfurt am Main 130
Frankreich
 Kirche
 ecclesia militans 168
 Nationalismus 168
 Presse 168
Freies Deutschland *Siehe* Bewegung Freies Deutschland
Freies Deutschland (Zeitschrift) 261, 265
Freiheitssender 238
Fremdenlegionäre 184
Frey, Alexander Moritz 98
Freytag, Gustav
 Soll und Haben 93, 94
Friedensbewegung 32
Friedmann, Fritz
 Deutschland, Frankreich und Wilhelm der Zweite 33
Friedrich der Große 135, 136, 199
 Anti-Machiavell 230
 Gräber seiner Hunde in Sanssouci 109
 Gruft in der Potsdamer Garnisonkirche 109
 Voltaire 124
Friedrich Hölderlin
 Der Gott der Jugend. Gedichte 101
 Empedokles 102
 Griechenland 102
 Hyperion 102
Friedrich I. von Hohenlohe 157
Friedrich von Schiller
 Das Mädchen aus der Fremde 143
Friedrich Wilhelm I. 141

Friedrich Wilhelm I. von Preußen (Soldatenkönig) 110
Friedrich Wilhelm II. von Preußen (Nachfolger Friedrichs des
Großen) 109
Friedrich, Hans
 Die Verwandlungen des Sing Lo 190
Führer (Hitler) 256
Fürth 219

G

Gabirol, Solomon ibn 250
Galizien
 Hundetötung 76
 Judenpogrom 76
Galsworthy, John 248
Gautier, Théophile 106, 123
Georg Bondi Verlag 24
George, Manfred (auch
 Georg, Manfred) 264
George, Stefan 24, 29, 65, 70, 173
 George-Kreis 65
George-Kreis 65
Gericht 159
Gibraltar 181
Gilgamesch 205
Goebbels, Joseph 218, 219, 233, 238
Goethe, Johann Wolfgang von 38, 44, 63, 66, 67, 102, 112,
 121, 173, 174, 198, 239
 Egmont 141
 Faust 121, 123, 188, 223, 224
 Ostermonolog 123
 Napoleon 33, 124
 Prometheus 123
 Über allen Gipfeln ist Ruh 190
 Wahlverwandschaften 92
 West-östlicher Divan 88, 154

Zitate 153
 Gogol, Nikolai 124
 Goncourt, Edmond de 106
 La Faustin 114
 Tagebücher 122
 Goncourt, Jules de 106
 Gotthelf, Jeremias 165
 Graf, Oscar Maria
 Kalendergeschichten 165
 Graf, Oskar Maria 261
 Bolwieser. Roman eines Ehemannes 191, 192
 Wir sind Gefangene 146, 148
 Gregorovius, Ferdinand 210
 Grimm, Jakob und Wilhelm 250
 Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von
 Simplicius Simplicissimus 133, 163
 Großkapitalismus 225
 Großmann, Stefan 109
 Grünewald, Matthias 239
 Isenheimer Altar 75
 Guggenheim, Felix 259
 Gugitz, Gustav 141
 Guillotine 83
 Guizot, François 120, 123
 Gundolf, Friedrich 171
 Caesar 130
 Günther, Herbert 217
 *Drehbühne der Zeit. Freundschaften, Begegnungen,
 Schicksale* 217
 Gustloff, Wilhelm 232
 Gyldendal, Berlin (Verlag) 104
H
 Hamsun, Knut 174
 Nobelpreis 172

Hardt, Ernst 129
Haubinda 30
Hauptmann, Benvenuto 129
Hauptmann, Gerhart 59, 112, 154, 195
 Hanneles Himmelfahrt 87
 Nobelpreis 172
 Sohn Benvenuto 129
Hebbel, Friedrich 61, 219
 Elise Lensing 96
 Zitat 80
Hebek, Johann Peter 165
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 87, 121, 145
Heine, Heinrich 22
Henckell, Karl 20
Henkell, Karl 17
Hermes Psychopompos 43
Hesse, Hermann 95
Heyse, Paul
 Ibsen, Henrik 58
Hinduismus
 Tat twam asi 82
Hintertreppe, Spielfilm von Leopold Jessner 99
Hitler, Adolf 188, 225, 226, 228–29, 230–36, 250
 Eisernes Kreuz 228
 Machtübernahme 217
 Mein Kampf 210
 Über die Lüge 230
 Meldegänger 228
 Treuegelöbnis von 88 deutschen Schriftstellern 210, 213
Hitlerputsch 229
Hobbes, Thomas
 Homo homini lupus de natura 77
Hochschulantisemitismus 170
Hof Neukastel in der Pfalz 31

Höflich, Lucied 99
Hofmannsthal, Hugo von 29, 46, 66, 67, 73, 170, 219, 250
 Andreas 219
Holbein, Hans 239
Hölderlin, Friedrich 24, 65, 144, 156
 An die jungen Dichter 95, 157
holländische Malerei 195
Höllriegel, Arnold 245
Honshu 157
Horen-Verlag 190
Horst-Wessel-Lied 228
Hugo, Victor 123
 100. Todestag Voltaires 86
Humboldt, Wilhelm von 120, 121
Hunde
 Hundetötung in Galizien 76
Huston, Walter 221

I

Ibsen, Henrik 195, 196, 264
 Gesellschaftskritik 58
 Nora 58
 Seelendramen 58
Ile de France 220
Imperator (Schiff) 70
Impressionismus 219
Inflation
 in Deutschland 156
Inselverlag 101
Intellektuelle 77
Isenheimer Altar 75

J

Jacob, Eduard Heinrich
 Jacqueline und die Japaner 156, 158
Jacob, Heinrich Eduard

- Blut und Zelluloid* 165
 Jakob (Patriarch im Alten Testament) 202, 203
 Janssen, Alfred
 Verlag 28
 Japan 156
 Jean Paul 93
 Jensen, Johannes Vilhelm 104
 Jessner, Leopold 263–64
 Hintertreppe 99
 Joseph (Sohn Jakobs) 201, 202
 Josephstadt 222
 Juden
 Assimilation (Angleichung) 249
 Beamtentum 227
 Deportation nach Polen 257
 Judenfrage (jüdisches Problem) 250
 Lebensbedingungen im Dritten Reich 258
 Minister 227
 Pogrome
 Galizien 76
 Jurjew (Verleger) 124
K
 Kaiser, Isabelle
 Mein Herz. Gedichte 17
 Karamsin, Nikolai 119
 Karlsgymnasium 30
 Keith, Lordmarschall George 199
 Keller, Gottfried 38
 Kent 220
 Kerr, Alfred 209
 Keyserling, Eduard Graf von 95
 Kierkegaard, Søren 59
 Kipling, Rudyard
 Das Dschungelbuch 128, 129, 167

Das neue Dschungelbuch 129
Die schönste Geschichte der Welt 129
Kim 128
Kleine Geschichten aus den Bergen 129
Nobelpreis 172
Puck 129
The Light that failed 129
They 129
Werkausgabe 128
Zehnbändige Werkausgabe 128
Kisch, Egon Erwin 265–66
 Die Himmelfahrt der Galgentoni 265
Klabund 130–34
 Das heiße Herz 132, 133
 Li Tai-pe 132
 Moreau 132
 Pjoter 132
Klassik 102, 130, 171
Kleist, Ewald Christian von
 Der Frühling 89
Kleist, Heinrich von 59, 61
 Prinz von Homburg 141
 Zitat 172
Knabenliebe 48
Kommunismus 79
Konegen, Karl
 Verlagsbuchhandlung 11
Konkordate
 Reichskonkordat 1933 234
Konzentrationslager
 Oranienburg 233
Korngold, Erich Wolfgang 221
Kortner, Fritz 99
Krastel, Friedrich 196

Kraus, Karl 59
Krieg 76
Kriegserklärung Deutschlands und Italiens an die USA am 11.
Dezember 1941 252, 254
Kurt Wolff Verlag 100

L

La Rochefoucauld, François de 207
Lamprecht, Karl 112
Lastpferde (Zugpferde) 116, 151
Laukhard, Friedrich Christian 147
Lehmann, Else 99
Lehmann, Wilhelm 129
Leibeigenschaft (Russland) 108, 120
Lensing, Elise 96
Les Dieux s'en vont 218
Lessing, Theodor 233
Lewinsky, Joseph 196
Li Tai-pe
Pavillon aus Porzellan 132
Lichtenberg, Georg Christoph 207, 250
Liebermann, Max 219
LIFE magazine
"Germans impose mass death" 257
Liliencron, Detlev von 28, 68
Durch die Nacht 68
Lincoln, Abraham
Präsidentenwahl 191
Zitat 237
Linke
anarchistische Linke 78
List, Paul
Paul List Verlag 148
Verlag 128
Little, Brown & Co. (Verlag)

- Literarisches Preisausschreiben 244–48
Little, Brown & Co., USA (Verlag)
 Literarisches Preisausschreiben 224–44
Liverpool
 Theater 194
Lord Byron 201
Los Angeles 220
 Sunset-Boulevard 220
Lothar, Rudolf
 Casanovas Sohn 113, 115
 Cesare Borgias Ende 112
 Das deutsche Drama der Gegenwart 114
 Der Wert des Lebens 112
 Die große Gemeinde 114
 Die Schwarze Messe 113, 115
 Die Seele Spaniens 114
 Die Tantaliden 111
 Erotische Komödien 111
 Henrik Ibsen 114
 König Harlekin 112
 Libretto zu „Tiefeland“ von Eugen d’Albert 114
 Pseudonym Angelo Cana 115
 Ritter, Tod und Teufel 112
 Werwolf 115
Löwenstein, Prinz Hubertus zu 242
Lyon
 Theater 194
M
Machiavelli, Niccolò 230, 234
Mackay, John
 Gedichte 25
Maeterlinck, Maurice
 Das Mirakel 222
 Schwester Beatrix 222

Magdeburg 142
 Maimonides 250
 Mamlock, C. 140
 Mann, Heinrich 49, 59, 154
 Die Jagd nach Liebe 56
 Mann, Klaus 214
 Symphonie Pathétique 211
 Was arbeiten Sie? Gespräch mit Bruno Frank 134, 139
 Mann, Thomas 57, 59, 70, 97, 154, 239, 261
 37. Geburtstag 248
 50. Geburtstag 248
 65. Geburtstag 248–49
 Betrachtungen eines Unpolitischen 203
 Brief an Bruno Frank, 5. Februar 1940 247
 Buddenbrooks 39, 40, 42, 44, 51, 53, 55, 94, 173
 Die Geschichten Jaakobs 202
 Fiorenza 39, 54
 Hausgott Bruno Franks 175, 178
 Joseph und seine Brüder 201, 202
 Nobelpreis 172
 Präsident der American Guild, European Council 244, 246
 Präsident der American Guild, European Council
 (Europäischer Rat) 247
 Preisrichter bei dem Preisausschreiben der American Guild
 242
 Tod in Venedig 36, 213
 Tonio Kröger 54
 Tristan 39, 54
 tschechoslowakische Staatsangehörigkeit 252, 254
 Unordnung und frühes Leid 130
 Zauberberg 173, 204
 Marokko 180, 183
 Besatzung 184
 Bewässerung 184

Fantasia (Reiterspiele) 186
 Fremdenlegionäre 184
 Introduceur des Ambassades 186
 Kupfervorkommen 187
 Lit de Justice 183
 Pascha 183
 Pascha Glaoui 186
 Schwarze Garde 185
 Sultan 185
 Marokkokrise
 Zweite Marokkokrise 35
 Marrakesch 184, 186, 187
 Dschema el Fna 187
 Hotel Mamounia 186
 Marseille 139
 Martens, Kurt
 Die Deutsche Literatur unserer Zeit 96
 Literatur in Deutschland 97
 Schonungslose Lebenschronik 96, 97
 März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur 33, 55
 Massai 103
 Massary, Fritzi 175, 178
 Massenvernichtung 257
 Maupassant, Guy de 123
 Max Reinhardt Workshop (Theaterschule) 220–24
 Maximilian I. Kurfürst von Bayern 201
 May, Karl
 Winnetou 103
 Mayer, Carl (Drehbuchautor) 99
 Meiningen 30
 Meknes 186
 Mendelssohn Bartholdy, Felix 250
 Mendès, Catulle 113
 Menschenliebe 74–89

Mérimée, Prosper 123
Mexiko 261
Meyer, Conrad Ferdinand 20, 24
 Leiden eines Knaben 59
Miebach, Hannes 233
Mitgefühl
 wilde Tiere 82
Mitleid 137
 Mitleidslehre Schopenhauers 86
 Verbrecher 82
Mitterwurzer, Friedrich 196
Mohr, Max
 Venus in den Fischen 158
Molière 198
Moltke, Hellmuth von 210
Mommsen, Theodor 210
 Nobelpreis 172
Mörrike, Eduard 24, 26, 28, 65, 101, 144
Müller, Friedrich Max 226
Müller, Johannes von 135
Münch, Wilhelm
 Seltsame Alltagsmenschen 26
München
 Alte Pinakothek 75
Münchener Politischer Rat geistiger Arbeiter 74, 89
Münchener Revolution 146
Münchner Sonntags-Anzeiger 189
Mungenast, Ernst Moritz
 Der Mörder und der Staat 150
Muni, Paul 221
Musarion Verlag 74, 104
Musset, Alfred de 22

N
Napoleon 33

Goethe, Johann Wolfgang von
 Napoleon 124
 Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei 225
 Naturalismus 94
 Neue Freie Presse 112
 Neue Volkszeitung 242, 244, 248
 Neumann, Alfred
 Preisrichter bei dem Preisausschreiben der American Guild
 242
 Nietzsche, Friedrich 20, 52, 61, 63, 137, 158, 171, 173, 203,
 212, 219
 „Schutz- und Ehrenpatron der Nazis“ 210
 Die fröhliche Wissenschaft 210
 Nikolaus I. (Zar) 120
 Nizza 155
 Notvisa 256
 Nötzel, Karl
 Russische Meisterbriefe 104
 Novalis 22, 44
 Novelle 58
 numerus clausus
 für jüdische Studenten 171

O

Obelisk-Almanach 158
 Oberbayern 200
 Oberrealschule
 Preußen 30
 Olden, Balder
 Kilimandscharo 103
 Olden, Rudolf
 Preisrichter bei dem Preisausschreiben der American Guild
 242
 Oran 183
 Oranienburg

Konzentrationslager 233
Ortega y Gasset, José
 Der Aufstand der Massen 192
Österreich
 Anschluss 1938 235
Ostjuden 227
Oxford 144

P

Panthersprung nach Agadir 35
Papen, Franz von 225
Paris 200
 Montmartre 56
 Odéon 113
 Pantheon 264
Pariser Tageblatt 213
Pariser Tageszeitung 214
Parlament 79
Paul List Verlag 148
Pergamonmuseum 123
Peter der Große
 Anekdote 83
Pfauder, Gertrud 20
 Helldunkel. Gedichte und Bekenntnisse 17
 Passifloren 21
Phädrus 46
Pick, Otto 56
Pissarro, Camille 250
Platen, August Graf von 59, 66
 über Thomas Mann 206
Platon 43, 46
Polgar, Alfred 130
 60. Geburtstag 207
 An den Rand geschrieben 207
 Bei dieser Gelegenheit 207

Hinterland 208
In der Zwischenzeit 207
Ja und Nein 207
Orchester von oben 207
politische Delikte 150
Pommerellen 234
Porten, Henny 99
Potempa
 Mord von Potempa 232
Potsdam
 Garnisonkirche 109
 Garnisonkirche, Gruft Friedrich des Großen 109
Preussisches Staatstheater, Berlin 263
Propyläen-Verlag 162
Pulvermacher, Alfred
 Verlag 33

Q

Quedlinburg
 Stift 141
Querido-Verlag (Exilverlag) 211

R

Rabat 185, 186
Ranke
 Leopold von 210
Ranke, Leopold von 121
Raphaelson, Samuel 221
Rassentheorie 226
Rathbone, Basil 221
Rathenau, Walther 233
Regensburg
 Theater 194
Reichskonkordat 1933 234
Reichstag 78
Reichstagsbrand 213, 215, 217, 224

Reinhardt, Max 220–24
 Max Reinhardt Workshop (Theaterschule) 220–24
 Reinöhl, Walter 145
 Reisiger, Hans 128
 Remarque, Erich Maria
 Im Westen nichts Neues 162
 Renan, Ernest 105, 106, 123
 resident aliens 252, 254
 Rheinlandbesetzung 1936 234
 Richard Wagner Stipendien-Stiftung 29
 Riviera 183
 Röhms-Putsch, 30. Juni 1934 233
 Rolls Royce 186
 Romantik 102, 130, 171, 173, 174, 219
 Rosenberg, Alfred 226
 Rosenthal, Erwin
 Giotto 158
 Rotary Clubs 173
 Rothe, Hans 148
 Almanach des Paul List Verlages 148
 Daumier und wir 148
 Rovetta, Girolamo 112, 114
 Rowohlt, Ernst
 Ernst-Rowohlt-Verlag 56, 156, 192
 Rumänien 241
 Ruoff, Hans 165
 Russland
 Kommunismus 80
 Rüstungsindustrie 225, 238
S
 S. Fischer Verlag 68, 192
 SA
 „deutsche Poeten-SA“ 213
 Sainte-Beuve, Charles-Augustin 123

Saint-Saëns, Camille
 Danse Macabre 23
 Salzburg
 Salzburger Festspiele 217, 224
 Sand, George 123
 Sankt Petersburg
 Apraxin-Markt 118
 Newskij-Prospekt 118
 Sanssouci 110
 Sanzara, Rahel
 Das verlorene Kind 130
 Savigny, Friedrich Carl von 121
 Schaffner, Jakob 95
 Schauspiel
 bürgerliches Schauspiel 195
 historisches Schauspiel 58
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 145
 Schicksal 159
 Schiller, Friedrich 102, 198
 Nänie 102
 Wilhelm Tell 198
 Schlegel, Friedrich
 Fragmente 207
 Schleicher, Kurt von 225
 Schmidt, Julian 70
 Schneider, Manfred
 Italien: Kunst- und Wanderfahrten 145
 Wanderfahrten durch Spanien 145
 Schnitzler, Arthur 56, 95, 154
 Traumnovelle 130
 Schönherr, Karl 81
 Schönthan, Franz von
 Goldfische 131
 Schopenhauer, Arthur 137, 162, 173, 210, 250

Hausgott Bruno Franks 175, 178
Metaphysik der Geschlechtsliebe 49
 Mitleidslehre 86
 Wappen 53
 Schriftsteller
 Publikumserfolg 153, 164
 Schröder-Devrient, Wilhelmine
 Aus den Memoiren einer Sängerin 96
 Schukowski, Wassili 119
 Schur, Ernst
 Die steinerne Stadt 14
 Weltstimme 14
 Schwarze Garde 185
 Schwedische Akademie der Wissenschaften 172
 Scott, Walter 120
 Sexualvergehen 150
 Sforza, Carlo
 Europäische Diktaturen 192
 Shakespeare, William 33, 112, 198, 209, 223
 Hamlet 159
 Heinrich IV. 160
 Julius Cäsar 46
 König Lear 159
 Sonette 25
 Shelley, Percy Bysshe 200
 Siegfried der Drachentöter 110
 Siemsen, Hans 98, 100
 Simon, Jules 123
 Simplizissimus (Zeitschrift) 29
 Sokoloff, Wladimir 221
 Sokrates 46
 Todesurteil 108, 127
 Sonnenthal, Adolf von 196
 Sowjetunion

Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt 1939 240
 Spalato (Split)
 Café Troccoli 56
 Speyer, Wilhelm
 Der Kampf der Tertia 158
 Spielhagen, Friedrich
 Problematische Naturen 93
 Standarte, Hermann 29
 Starnberger See 134
 Stein, Freiherr von 120
 Stendhal 59
 Stift Quedlinburg 141
 Stifter, Adalbert 166, 173
 Stolberg-Stolberg, Christian Graf zu 63
 Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu 63
 Stona, Maria
 König Eri. Ein Lied der Liebe 11
 Storm, Theodor 94
 Strachey, Lytton
 Geist und Abenteuer 192
 Stresemann, Gustav 169
 Strich, Fritz 171
 Dichtung und Zivilisation 158
 Klassik und Romantik 130
 Strindberg, August 61, 130–32
 Stülpnagel, Ernst 11
 Stuttgart
 Eberhard-Ludwigs-Gymnasium 31
 Heslach 116
 Kaltental 116
 Karls gymnasium 30
 Silberbuckel 116, 151
 Silberburgstraße 116, 151
 Stuttgarter Neues Tagblatt 89

Süddeutsche Sonntagspost 189

Sudeten 235

Sudetendeutsche 258

Sue, Eugène 131

Sultan von Marokko 185

Süskind, Wilhelm Emanuel

Jugend 165

Tordis 148

T

Tacitus 135

Taine, Hippolyte 106, 123

Tanka 157

Tassilo I. 201

Tat twam asi 82

Theater

Berlin

Preußisches Staatstheater 263

Volksbühne am Bülowplatz 87

Dessau 194

Frankfurt am Main

Städtische Bühnen Frankfurt am Main 130

Liverpool 194

Lyon 194

Regensburg 194

Salzburg

Salzburger Festspiele 217, 224

Theaterkrise 193

Wien

Deutsches Volkstheater 112

Theater in der Josefsstadt 222

Wiener Burgtheater 196

Wiener Staatsoper 193

TheaterBaden bei Wien

Stadttheater 111

Thiébault, Dieudonné 140
Thoma, Ludwig
 Wuotans Enkel 29
Tieck, Ludwig 38, 119
Timgad 181
Todesstrafe 150
Tolan Committee 252, 255
Tolstoi, Leo 124
 Anna Karenina 107, 126
 Brief von Iwan Turgenjew 104–9
 Krieg und Frieden 107, 126
Toscanini, Arturo 256
Toskana 166
Touraine 169
Trenck, Friedrich von der 135, 136, 140
Trenck, Karoline Amalie von der 143
Treuegelöbnis von 88 deutschen Schriftstellern für Adolf Hitler
 210, 213
Tschaikowsky, Pjotr Iljitsch 211
 Symphonie Pathétique 211
Tschechien
 Zerschlagung der Rest-Tschechei 1939 235
Tübingen 134–45
 450 Jahre Universität Tübingen 144
 Bibliothek 144
 Bursagasse 144
 Lustnau 144
 Schloss 144
Tucholsky, Kurt
 Mit 5 PS 158
Tunis 181
Turgenjew, Alexander 119
Turgenjew, Iwan
 Brief an Leo Tolstoi 104–9

Das adelige Nest 108
Dunst 108
humaner Gentleman 175, 178
Selbstdarstellung 117
Tagebuch eines Jägers 121
Väter und Söhne 93, 108, 117
Turgenjew, Nikolai 120
Turgenjew, Sergej 120
Turgenjew, Warwara Petrowna 120

U

Ukraine 241

V

Valentin, Karl 197

Vatikan

Museen 123

Veber, Maurice 221

Venedig 200

Verdi, Giuseppe

Aida 193

Verlag Alfred Pulvermacher 33

Verlag Paul List 128

Verlage

Alfred Janssen Verlag 28

Bernhard Zacks Verlag 25

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 27

Deutsche Verlagsanstalt 192

Drei Masken Verlag 146, 191, 192

Ernst-Rowohlt-Verlag 56, 156, 192

Georg Bondi Verlag 24

Gyldendal, Berlin 104

Horen-Verlag 190

Inselverlag 101

Kurt Wolff Verlag 100

Little, Brown & Co., USA 242, 244

Musarion Verlag 74, 104
Paul List Verlag 148
Propyläen-Verlag 162
Querido-Verlag (Exilverlag) 211
S. Fischer Verlag 68, 192
Verlag Alfred Pulvermacher 33
Verlagsbuchhandlung Carl Konegen 11
Xenien-Verlag 29
Verlagsbuchhandlung Carl Konegen 11
Verleger
 Bedeutung 153
Versailles
 Vertrag von Versailles 169, 226, 236
Vertrag von Versailles 226, 236
Vesper, Will
 Der Kranz des Jahres 65
 Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik
 (Anthologie) 66
 Die Liebesmesse und andere Gedichte 62
 Liebesmesse 66
Vierter Stand
 Befreiung 81
 Emanzipation 81
Völkermord 77
Völkerwanderung 201
Volksbühne am Bülowplatz, Berlin 87
Voltaire 86
 Friedrich der Große 124
Volz, Gustav Berthold 140
W
Wagner, Richard 42
 Richard Wagner Stipendien-Stiftung 29
Waldau, Gustav 197
Waller, Lewis 113

- War Relief Fund of the Red Cross 256
- Wassermann, Jakob 45
Caspar Hauser 219
Der Fall Maurizius 158
Gänsemännchen 219
- Wedekind, Frank 49, 58–62, 59, 60, 70, 97, 130–32, 195
Das Wedekindbuch 58
Der Marquis von Keith 62
Die Büchse der Pandora (die Geschwitz) 62
Die Zensur 61
Karl Hetmann, der Zwergriese 62
Lulu 61, 192
Simson oder Scham und Eifersucht 61
Totentanz 61
- Wegener, Paul 99
- Weltbolschewismus 241
- Weltfrieden 225
- Werfel, Franz 131
Der Weltfreund 71
An den guten Kameraden 72
Bitte an den Dämon 72
Der schöne strahlende Mensch 72
Erster Frühling 72
Im winterlichen Hospital 72
Kindheit, Rührung und vermischte Gedichte 72
Nächtliche Kahnfahrt 72
- Wir sind. Neue Gedichte* 63, 71
Das Opfer 73
Die Mondstunde 74
Die Unverlassene 74
Gesang von Toten 73
Greis mit Kaiserbart 73
Ich bin ja noch ein Kind 74
Und doch! 74

Wessel, Horst 227
Wesselburen 219
Whitman, Walt 33, 128
Wiegler, Paul
 Der Antichrist 158
Wien
 Deutsches Volkstheater 112
 Theater in der Josefsstadt 222
 Wiener Burgtheater 196
 Wiener Staatsoper 193
Wilhelm I. 230
Wilhelm II.
 und Frankreich 33
Wirtschaftskrise 1929 226
Wolff, Kurt
 Kurt Wolff Verlag 101
Wolter, Charlotte 196
Württembergischer Zeitung 144
Wyler, William 221

X

Xenien-Verlag 29

Z

Zacks, Bernhard
 Verlag 25
Zeitschriften
 Acht-Uhr-Abendblatt 167
 Aufbau. An American weekly published in New York
 (Exilzeitschrift) 249, 251, 254, 263, 264
 10. Jahrestag 264–65
 Berliner Tageblatt 140
 Blätter der städtischen Bühnen Frankfurt am Main 130
 Blätter für die Kunst 24
 Central-Verein-Zeitung 170
 Corriere della Sera 112

Das literarische Echo 11, 14, 15, 17, 24, 25, 26, 28, 29
Das Neue Tage-Buch (Exilzeitschrift) 202, 207, 211, 218,
220
Das Tage-Buch 96, 100, 103, 104, 109, 128, 129, 145, 146,
147, 156, 158, 162, 164, 165, 192
Das Wort (Exilzeitschrift) 215
Der Brenner 31
Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift 62, 68, 71
Der Querschnitt 200
Der Rotarier für Deutschland & Österreich 172, 180, 193
Die literarische Welt 174, 179, 180, 199
Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde 177
Die neue Rundschau 36
Die Sammlung. Literarische Monatsschrift (Exilzeitschrift)
206
Die Weltbühne 98
Freies Deutschland (Exilzeitschrift) 261, 265
LIFE magazine 257
März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur 33, 55
Münchener Sonntags-Anzeiger 189
Neue Freie Presse 112
Neue Volkszeitung (Exilzeitschrift) 242, 244, 248
Simplizissimus 29
Stuttgarter Neues Tagblatt 89
Süddeutsche Sonntagspost 189
Zionismus (jüdischer Gesamtstaat) 250
Zola, Emile 101, 106, 114
Zuckmayer, Carl 194
Zugpferde (Lastpferde) 152
Zweig, Arnold
Streit um den Sergeanten Grischa 148
Zweig, Stefan
Nachruf 263